

Zeitschrift  
für die Geschichte  
und Altertumskunde  
Ermlands

---

Band **42**

---

1983

# **Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands**

**Im Namen des Historischen Vereins für Ermland e. V.  
(Sitz Münster i. W.)  
herausgegeben vom Vorstand des Vereins**

**Band 42  
1983**

**ZGAE = Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands**

**Schriftleitung: Dr. Hans-Jürgen Karp**

**Selbstverlag des Historischen Vereins für Ermland  
Ermlandweg 22, 4400 Münster i. W.**

**Auslieferung für den Buchhandel durch den Verlag A. Fromm, Osnabrück  
1983**

**ISSN 0342-3344**



**Frau Dr. Anneliese Triller,  
geb. Birch-Hirschfeld**

**der Ehrenvorsitzenden  
und langjährigen stellvertretenden Vorsitzenden  
des Historischen Vereins für Ermland**

**zum 80. Geburtstag  
in Dankbarkeit gewidmet**

## INHALTSVERZEICHNIS

Brigitte Poschmann	
Anneliese Triller, geb. Birch-Hirschfeld, 80 Jahre . . . . .	11

### Aufsätze

Hans-Jürgen Karp	
Ermland und Preußen im 19. Jahrhundert . . . . .	14
Warmia a Prusy w XIX wieku . . . . .	31
Warmia and Prussia in the 19th Century . . . . .	31

### Anneliese Triller

Konvertiten im Ermland um die Wende vom	
17. zum 18. Jahrhundert . . . . .	33
Konwertyci na Warmii na przełomie XVII i XVIII wieku	54
Converts in Warmia at the Turn of the 17th to the	
18th Century . . . . .	54

### Brigitte Poschmann

Der Gebrauch der polnischen Sprache im Ermland um 1800	55
Używanie języka polskiego na Warmii około 1800 . . . . .	64
The Use of the Polish Language in Warmia about 1800 . . . . .	65

### Werner Thimm

Der Aufstand in Bredinken am 6. Mai 1863 . . . . .	66
Powstanie w Bredynkach 6 V 1863 r. . . . .	110
The Riot in Bredinken on May 6th 1863 . . . . .	111

### Manfred Clauss

Der Danziger Bischof Eduard Graf O'Rourke . . . . .	113
Edward hrabia O'Rourke, biskup gdański . . . . .	146
Earl Edward O'Rourke, Bishop of Danzig . . . . .	146

### Rezensionsartikel

#### Udo Arnold

Die Gründungsgeschichte des Klosters Oliva und der deutschrechtlichen Stadt Danzig . . . . .	147
---	-----

### Buchbesprechungen

Krystyna Cybulska — Maria Tarnowska, Zasób Wojewódzkiego Archiwum Państwowego w Olsztynie. Informator. (Brigitte Poschmann) . . . . .	157
---	-----

Preußisches Wörterbuch. Deutsche Mundarten in Ost- und Westpreußen. Bd. 2, Lfg. 4—10. Bearb. v. Erhard Riemann und Ulrich Tolksdorf. (Brigitte Poschmann)	159
Lothar Ploetz, Ploetz für Ermländer. (Ulrich Tolksdorf)	159
Edward Carstenn, Elbinger Geschichte. (Stefan Hartmann)	160
Wolfgang Wippermann, Der Ordensstaat als Ideologie. (Brigitte Poschmann)	161
Hartmut Boockmann, Der Deutsche Orden. (Brigitte Poschmann)	162
Der Deutschordensstaat Preußen in der polnischen Geschichtsschreibung der Gegenwart. Hrsg. von Udo Arnold und Marian Biskup. (Hans Preuschoff)	163
Sven Ekdahl, Die Schlacht bei Tannenberg 1410. Band I. Einführung und Quellenlage. (Leo Juhnke)	166
Documenta ex archivo Regiomontano ad Poloniam spectantia. Hrsg. von Carolina Lanckorońska. Pars XXI—XXVII. (Brigitte Poschmann)	169
Georg Joachim Rheticus, Georgii Joachimi Rhetici Narratio Prima. (Werner Thimm)	169
Korrespondencja Stanisława Hosjusza kardynała i biskupa warmińskiego. T. VI. Rok 1565. Bearb. von Alojzy Szorc. (Gerhard Reifferscheid)	170
Eckard Jäger, Prussia-Karten 1542—1810. Geschichte der kartographischen Darstellung Ostpreußens vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. (Hans-Werner Rautenberg)	172
Von Danzig bis Riga. Ansichten, Stadtpläne und Landkarten von Ost- und Westpreußen, Danzig und dem Baltikum aus der Graphischen Sammlung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg. (Hans-Werner Rautenberg)	173
Horst Kenkel, Schulen und Lehrer im Regierungsbezirk Königsberg 1810/13. (Artur Andreas Tiedmann)	175
Kazimierz Wajda, Klasa robotnicza Pomorza Wschodniego w drugiej połowie XIX i początkach XX wieku. (Werner Thimm)	177
Helmut Glück, Die preußisch-polnische Sprachenpolitik. (Brigitte Poschmann)	177
Roland Baier, Der deutsche Osten als soziale Frage. Eine Studie zur preußischen und deutschen Siedlungs- und Polenpolitik in den Ostprovinzen während des Kaiserreichs und der Weimarer Republik. (Brigitte Poschmann)	178

Walenty Barczewski, Kiermasy na Warmii i inne pisma wybrane. (Hans-Jürgen Karp)	179
Z dziejów oświaty polskiej w Prusach Wschodnich i na pograniczu w okresie międzywojennym. (Lieselotte Kunigk-Helbing)	181
Zofia Waszkiewicz, Polityka Watykanu wobec Polski 1939—1945. (Manfred Clauss)	183
Katalog zabytków sztuki w Polsce. Seria nowa. Tom II, zeszyt 1. Województwo Elbląskie: Braniewo, Frombork, Orneta i okolice. Bearb. von Marian Arszyński und Marian Kutzner. (Brigitte Poschmann)	186
Teresa Mroczo, Architektura gotycka na Ziemi Chełmińskiej. (Gerhard Reifferscheid)	188
Kamila Wróblewska, Sztuka średniowieczna w zbiorach muzeów województwa olsztyńskiego. Katalog wystawy, Katalog zbiorów. (Rainer Kahsnitz)	189
Janusz Ciemnołoński — Janusz St. Pasierb, Pelplin. (Brigitte Poschmann)	191
Gerhard Reifferscheid, Die St.-Johannis-Basilika in Wormditt 1379—1979. Kirchspiel, Stadt und Dekanat. (Rainer Kahsnitz)	192
Gerhard Reifferscheid, Heiligelinde, schönste Barockkirche Ostpreußens. (Rainer Kahsnitz)	192
Kunstakademie Königsberg 1845—1945. (Rainer Kahsnitz)	193
Danzig 1939. Schätze einer zerstörten Gemeinde. (Rainer Kahsnitz)	193

### Zeitschriftenumschau

I. Allgemeines	195
II. Ur- und Frühgeschichte	199
III. Von der Gründung des Ordensstaates bis zum Zweiten Thorner Frieden (1466)	201
IV. Vom Zweiten Thorner Frieden bis zur Ersten Teilung Polens (1466—1772)	206
V. Copernicana	214
VI. Neuere Geschichte nach 1772	215
VII. Kunstgeschichte	223

**Mitarbeiter dieses Bandes**

Prof. Dr. Udo Arnold, Eichener Straße 32,  
5338 Bad Münstereifel-Houwerath

Prof. Dr. Dr. Manfred Clauss, Auf der Gasse 51,  
5900 Siegen 31 (M. C.)

Dr. Stefan Hartmann, Archivstraße 12—14, 1000 Berlin 33

Leo Juhnke, Ammerseestraße 54, 8900 Augsburg

Dr. Rainer Kahsnitz, Karthäusergasse 1, 8500 Nürnberg (R. K.)

Dr. Hans-Jürgen Karp, Brandenburger Straße 5,  
3550 Marburg/Lahn (H.-J. K.)

Dr. Ralf Köhler, Biedenkopfer Straße 8, 3551 Lahntal-Sarnau

Helmut Kunigk und Lieselotte Kunigk-Helbing, Droste-  
Hülshoff-Straße 8, 2000 Hamburg 52 (H. K. und L. K.-H.)

Dr. Brigitte Poschmann, Fürst-Ernst-Straße 3,  
3062 Bückeburg (B. P.)

Dr. Hans Preuschoff, Zülpicher Straße 181, 5000 Köln 41 (H. P.)

Dr. Hans-Werner Rautenberg, Auf der Riede 9,  
3575 Kirchhain 1 (Schönbach) (H.-W. R.)

Dr. Gerhard Reifferscheid, Bergstraße 63,  
Königswinter 1 (G. R.)

Dr. Jochen Schmauch, Ringstraße 62,  
6500 Mainz-Hechtsheim (J. S.)

Werner Thimm, Walingen 3, 4409 Havixbeck (W. Th.)

Artur Andreas Tiedmann, Lerchenkamp 11, 3102 Hermannsburg

Prof. Dr. Ulrich Tolksdorf, Dorfstraße 16, 2301 Schierensee

Dr. Anneliese Triller, Röckumstraße 138, 5300 Bonn 1 (A. T.)

Dr. Ernst Manfred Wermter, Rennbahnweg 20,  
4050 Mönchengladbach (E. M. W.)

# Anneliese Triller, geb. Birch-Hirschfeld, zum 80. Geburtstag

Von Brigitte Poschmann

Am 11. August 1903 wurde die Jubilarin in Leipzig als Tochter eines Professors der Medizin geboren. Sie verbrachte ihre Jugend in Königsberg, wohin ihr Vater im Jahre 1914 einen Ruf erhalten hatte. 1923 machte sie an der Königin-Luisen-Schule das Abitur und studierte dann in Leipzig, Bonn und Königsberg Geschichte, Latein, Französisch und Deutsch. Entscheidend für ihren weiteren Lebensweg wurde ihre Konversion zur katholischen Kirche im Jahre 1924. In dem gelehrten ermländischen Bischof Augustinus Bludau fand sie nicht nur einen menschlich hochgeschätzten Gesprächspartner. Er regte sie auch zur Bearbeitung der Geschichte des Kollegiatstifts in Guttstadt an. 1930 promovierte sie bei Professor Rothfels in Königsberg mit diesem Thema *summa cum laude* zum Dr. phil.

Nach ihrer Ausbildung im preußischen höheren Archivdienst in Berlin-Dahlem, die sie mit der archivarisches Staatsprüfung abschloß, übertrug ihr Bischof Maximilian Kaller im Dezember 1933 die Leitung der Bischöflichen und Domkapitulärarchiv in Frauenburg, die dann zum Diözesanarchiv vereinigt wurden. Die Anstellung einer Frau als hauptamtlicher Leiterin einer kirchlichen Institution hat nicht nur damals in Frauenburg Aufsehen erregt. Bis heute ist kein deutsches Bistum diesem unkonventionellen Beispiel eines unkonventionellen Bischofs gefolgt.

Nur wenig mehr als elf Jahre ungestörter Arbeit — bis zum Einmarsch der Roten Armee — waren der ersten ausgebildeten Facharchivarin auf dem Domberg für die Verzeichnung, Neuordnung und Betreuung des Archivs vergönnt. Was sie in diesen wenigen Jahren für die Erschließung der ermländischen Geschichtsquellen geleistet hat, versetzt jeden Fachmann in Erstaunen und Bewunderung, der heute das Diözesanarchiv in Allenstein benutzt, das nach den damals von der jungen Archivarin aufgestellten Grundsätzen geordnet ist und sich auf die von ihr bearbeiteten Findbücher stützt.

Dabei stand ihr für diese Ordnungs- und Verzeichnungsarbeiten nur ein kleiner Teil ihrer Arbeitszeit zur Verfügung. Als staatlich beauftragter Archivpflegerin für das Bistum Ermland oblag ihr zugleich die Aufsicht über die Pfarrarchive, was häufige Fahrten über Land bedeutete. Aber die größte dienstliche Belastung war in jenen Jahren die politisch hochaktuelle und für viele Menschen, die ihre arische Abstammung nachweisen mußten, lebenswichtige

Sippenforschung. Wie viele familienkundliche Anfragen sie erreichten und Auskünfte zu erteilen waren, kann man daraus ersehen, daß sie eigens eine umfangreiche personengeschichtliche Kartei anlegte, in der sie alle Personennamen und -daten sammelte, die ihr bei ihren Ordnungsarbeiten und Recherchen in die Finger kamen.

Daneben fand sie immer noch Muße für wissenschaftliche Arbeiten. 28 Aufsätze veröffentlichte sie in diesen Jahren in den ermländischen und ostpreußischen historischen Zeitschriften und Mitteilungsblättern. Sie verfügte über die ideale Archivarsbegabung, bei Ordnungsarbeiten entdeckte neue Quellen in ansprechender Form auszuwerten und mitzuteilen oder auch zu edieren.

Als Hilfestellung für die Familienforscher veröffentlichte sie schon im ersten Jahr ihrer Tätigkeit in Frauenburg ein Verzeichnis der familiengeschichtlichen Quellen des Archivs. Es folgte eine Arbeit über die Ein- und Auswanderer zwischen Ermland und dem Herzogtum Preußen im 16. und 17. Jahrhundert, eine Liste der Königsberger Katholiken von 1773, die große und bis heute für alle ermländischen Genealogen unentbehrliche Edition der „Bauernlisten aus dem Fürstbistum Ermland von 1660 und 1688“ sowie eine Frauenburger Bürgerliste von 1626—1630.

Ihr eigentliches Interesse galt jedoch von Anfang an kulturgeschichtlichen Fragen, einem Gebiet, das bis dahin in der ermländischen Geschichtsschreibung kaum Beachtung gefunden hatte. Nicht die große politische und kirchliche Geschichte, nicht Männer, die die Welt bewegten, ziehen Frau Triller an. Interessanter ist für sie das alltägliche gelebte und erduldet Leben. Sie sucht mit sehr viel Einfühlungsvermögen hinter der äußeren Fassade nach den psychologischen Hintergründen und umweltbedingten Einflüssen, die das Handeln der Menschen bestimmen. Dazu gehören ebenso Wallfahrten und Kriminalfälle, Zauberei und Häresie, Alchimisten und „Starstecher“, Juden und Konvertiten, Sektierer und Heilige. Zu den letzteren zählt vor allem Dorothea von Montau, deren Kanonisationsprozeß sie zusammen mit Richard Stachnik herausgab und als kulturgeschichtliche Quelle auswertete.

In dieser Geburtstagslaudatio reicht nicht der Platz, um auch nur die größeren wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Jubilarin zu nennen. Es soll hier auch nicht in erster Linie an die hervorragende Wissenschaftlerin erinnert, sondern vielmehr der originellen, unkonventionellen, liebenswerten und stets hilfsbereiten Mitarbeiterin des Historischen Vereins Dank gesagt werden. Schon 1930, als sie noch an ihrer Dissertation arbeitete, wurde sie zu den Vorstandssitzungen des Vereins hinzugezogen. 1934 erfolgte ihre Berufung in den Vorstand des Vereins, dem sie nunmehr fast 50 Jahre angehört, seit 1967 als stellvertretende Vorsitzende. In Anerkennung ihrer Verdienste wurde Frau Dr. Triller

in der diesjährigen Mitgliederversammlung zur Ehrenvorsitzenden ernannt.

1941 hatte Frau Dr. Birch-Hirschfeld den Dozenten an der Braunsberger Staatlichen Akademie, Dr. Alfons Triller, geheiratet, und seitdem galt es, Beruf und Familie in Einklang zu bringen. Noch einmal erforderte das Archiv all ihre Kraft, als im Herbst 1944 die wichtigsten und wertvollsten Bestände in Kisten zum Abtransport verpackt werden mußten. Dazu kam es dann wegen der sich Ende Januar 1945 überstürzenden Ereignisse nicht mehr. Aber dieser Verpackungsaktion ist es zu verdanken, daß das Diözesanarchiv das Chaos des Kriegsendes überdauerte. Zunächst in die Sowjetunion abtransportiert, konnte es nach seiner Rückgabe in den 50er Jahren in Allenstein wieder aufgestellt werden, wo es heute der Forschung wieder zur Verfügung steht.

Frau Triller selbst gelangte mit ihrem kleinen Sohn Ende Januar 1945 — Frauenburg mußte geräumt werden — über Königsberg nach Pillau. Von dort führte ihr Weg mit dem Kriegsschiff „Togo“ nach Gdingen. Erst nach Tagen gelangte sie von Danzig aus mit einem Lazarettzug nach Bremen und schließlich nach Leipzig. Unterwegs wurde die Tochter Dorothea geboren. Nach mehreren Stationen fand die Familie, inzwischen vergrößert um zwei weitere Söhne, eine endgültige Bleibe in Bonn. Seitdem bestimmen Familie, Haushalt, wissenschaftliche Arbeit und wie eh und je ein großer Freundeskreis das Leben der ehemaligen Diözesanarchivarin, die auch heute noch fast jährlich die beschwerliche Reise in „ihr“ Archiv nach Allenstein nicht scheut, um die ermälandischen Geschichtsquellen auszuwerten und neues Material für weitere Arbeiten und Pläne zu sammeln. Mögen ihr diese Schaffenskraft und geistige Frische noch viele Jahre erhalten bleiben!

# Ermland und Preußen im 19. Jahrhundert

Von Hans-Jürgen Karp

Infolge der Ersten Teilung Polens im Jahre 1772 fiel auch das Fürstbistum Ermland an das Königreich Preußen<sup>1)</sup>. Dieses kleine Territorium inmitten des alten Preußenlandes mit damals etwa 96 000 Einwohnern, das im Rahmen des weitgehend autonomen Königlichen Preußen 300 Jahre zur Krone Polen gehört hatte und zwei Jahrhunderte von polnischen Bischöfen regiert worden war, bildete nur ein winziges Glied in der Kette der Neuerwerbungen, die Preußen im Laufe der Jahrhunderte gemacht hat. Durch diese Expansion besaß der protestantische Staat nach 1815 eine zu zwei Fünfteln katholische Bevölkerung; von den preußischen Katholiken wiederum waren etwa die Hälfte Polen<sup>2)</sup>. Wie für andere von Preußen annektierte katholische Gebiete, etwa das Rheinland<sup>3)</sup> und Westfalen<sup>4)</sup>, stellt sich auch für das Ermland im 19. Jahrhundert die Frage nach der Integration der Katholiken Ostpreußens in den neuen Staat, die Frage, in welchem Maße sie ihn angenommen haben, ohne die historisch gewachsene Eigenart aufzugeben. Diese war schon im Mittelalter grundgelegt und hatte in der Zeit der Reformation und Gegenreformation eine weitere Ausprägung erhalten, als das Land durch die Anlehnung an Polen die Zugehörigkeit zur katholischen Konfession bewahrte<sup>5)</sup>.

Friedrich II. hatte noch 1771 den Vorschlag Rußlands, auch das Ermland zu übernehmen, abgelehnt. „Dieser Anteil ist so winzig, daß es das Geschrei nicht lohnt, das seine Erwerbung hervorrufen

- 1) Vgl. dazu H.-J. KARP, Die Eingliederung des Fürstbistums Ermland in den preußischen Staat 1772. In: Die erste polnische Teilung. Hrsg. v. F. B. KAISER und B. STASIEWSKI. Köln-Wien 1974, S. 116—136. Bei den folgenden Ausführungen handelt es sich um den leicht überarbeiteten und mit Belegen versehenen Text des Festvortrages, den der Verf. am 7. November 1981 beim Festakt aus Anlaß des 125jährigen Bestehens des Historischen Vereins für Ermland im Festsaal des Rathauses zu Münster gehalten hat.
- 2) R. LILL, Kirchliche Reorganisation und Staatskirchentum in den Ländern des Deutschen Bundes und in der Schweiz. In: Handbuch der Kirchengeschichte. Hrsg. v. H. JEDIN. Bd. VI/1: Die Kirche zwischen Revolution und Restauration. Freiburg-Basel-Wien 1971, S. 166.
- 3) E. HEGEL, Die katholische Kirche in den Rheinlanden 1815—1945. In: Rheinische Geschichte. Hrsg. v. F. PETRI und G. DROEGE. Bd. 3: Wirtschaft und Kultur im 19. und 20. Jahrhundert. Düsseldorf 1980, S. 331—412.
- 4) DERS., Die katholische Kirche in Westfalen 1815—1945. In: Beiträge zur Geschichte der preußischen Provinz Westfalen. Bd. 2: Kirchen und Religionsgemeinschaften in der Provinz Westfalen (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, Bd. 38). Münster 1978, S. 1—39.
- 5) Vgl. E. M. WERMTER, Geschichte der Diözese und des Hochstifts Ermland. Ein Überblick. 2. durchgesehene und ergänzte Auflage. Osnabrück 1977. — Vgl. auch die historische Reflexion von H. PREUSCHOFF, Unser ermländischer Weg. In: ERM-LÄNDISCHER HAUSKALENDER 1951, S. 37—63; 1953, S. 121—143.

würde“, so schrieb er an seinen Bruder Heinrich<sup>6)</sup>. Sein Haupteinwand aber war, daß „die polnische Nation, die von ihrem Klerus regiert wird, allem anderen eher zustimmen würde, als das Ermland einem protestantischen Fürsten zu überlassen“<sup>7)</sup>. Tatsächlich richtete das mehrheitlich polnische Domkapitel ein Hilfsersuchen, dem auch Fürstbischof Krasicki beitrug, an den Papst, „daß er, wenn möglich, den Leidenskelch von uns abzuwenden und, auf daß die katholische Religion nicht Schaden nehme, unter einem katholischen Szepter uns zu erhalten suche“<sup>8)</sup>. Der — freilich aussichtslose — Versuch zur Rettung der ermländischen Souveränität wurde also mit der Bewahrung des katholischen Bekenntnisses begründet. Aus welchen Gründen der deutsche Dompropst Weihbischof Karl Friedrich von Zehmen die Vereinigung des Ermlandes mit Preußen förderte, ist nicht ganz geklärt; wahrscheinlich war es seine Überzeugung von der Überlegenheit des preußischen Wirtschaftssystems<sup>9)</sup>.

Religion, Wirtschaft und Nationalität — unter diesen drei Aspekten soll die Frage der Integration des Ermlands in den preußischen Staat im Folgenden mit einigen kurzen Ausführungen behandelt werden.

## I

Das Besitzergreifungspatent für Westpreußen und Ermland<sup>10)</sup> von 1772 wie auch später das Allgemeine Landrecht von 1794<sup>11)</sup> sicherten den einzelnen Untertanen Glaubens- und Gewissensfreiheit zu. Die Zusage bezog sich jedoch nur auf die private Religionsausübung. Die friderizianische Staatsaufsicht über die Kirchen wurde durch das Landrecht noch verfestigt<sup>12)</sup>. Das ermländische Domkapitel mußte 1795 und 1808 jeweils den vom König nominierten und präsentierten Bischofskandidaten wählen<sup>13)</sup>, es handelte sich um zwei Angehörige aus dem schwäbischen, katholischen Haus Hohenzollern-Hechingen, Karl und Joseph von Ho-

- 6) Friedrich an Prinz Heinrich. Potsdam, 31. 1. 1771. In: Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen. Bd. 30. Berlin 1905, Nr. 19635, S. 418. Deutsche Übersetzung in: Unsere ermländische Heimat [UEH] 18 (1972) Nr. 2/3, S. VI, Nr. 2.
- 7) Friedrich an Graf Solms. Berlin, 25. 3. 1771. In: Politische Korrespondenz. Bd. 31 (1906), Nr. 19781, S. 45—47 (UEH, a. a. O., S. VII, Nr. 5).
- 8) Vgl. dazu A. EICHHORN, Geschichte der ermländischen Bischofswahlen. In: ZGAE 2 (1863), S. 610—631, Zitat S. 625.
- 9) Vgl. KARP, a. a. O., S. 123.
- 10) M. BÄR, Westpreussen unter Friedrich dem Großen. Bd. 2. Quellen (Publikationen aus den K. Preussischen Staatsarchiven, Bd. 84). Leipzig 1909, Nr. 97, S. 90—99, hier S. 93.
- 11) Allgemeines Landrecht für die Preussischen Staaten von 1794. Textausgabe mit einer Einführung v. H. HATTENHAUER. Frankfurt a. M.-Berlin 1970. Register. 1973.
- 12) Wie Anm. 2.
- 13) KARP, a. a. O., S. 131 f. — Vgl. im einzelnen A. EICHHORN, Geschichte der ermländischen Bischofswahlen. In: ZGAE 4 (1869), S. 551—636.

henzollern. Der letztere ist dann der Kirche von Ermland allerdings zum Segen geworden.

Durch eine tiefgreifende Erneuerung des religiösen Lebens und eine Reform des ermländischen Schulwesens auf allen Ebenen trug er entscheidend zur Bewahrung der geistigen Eigenart des katholischen Ermlands bei<sup>14)</sup>. Literarisch und künstlerisch hochgebildet, tief fromm und von großer Liebe zu den einfachen Menschen, bescheiden und anspruchslos in seiner Lebensführung, schloß er sein Bistum für die Ideen der katholischen Erneuerungsbewegung auf. Besonders mit dem Münsterer Kreis kam er in engen Kontakt, und in den beiden Münsterländern Heinrich Schmedding sowie Johann Heinrich Schmülling<sup>15)</sup> gewann er zwei Männer, die ihn in seiner Reformarbeit tatkräftig unterstützten. Schmülling wurde Direktor des neuorganisierten Braunsberger Gymnasiums und 1821 auch Professor für Philosophie und Rektor des Lyceum Hosianum, der 1817/18 neu errichteten philosophisch-theologischen Hochschule in Braunsberg. Nach ihm kamen noch eine ganze Reihe von Landsleuten als Professoren an die Hochschule, so daß man geradezu von einer Westfalenkolonie in Braunsberg gesprochen hat. Schmedding war Staatsrat im preussischen Kultusministerium in Berlin, wo er zusammen mit dem Staatsrat Nicolovius dem ermländischen Bischof häufig die Wege ebnete, der sich in ständigen Auseinandersetzungen mit dem Oberpräsidenten Theodor von Schön<sup>16)</sup> befand.

In ihm stand dem katholischen Romantiker auf dem ermländischen Bischofsstuhl ein Vertreter des preussischen Staates gegenüber, der durch und durch Rationalist und tief von kantianischem Pflichtbewußtsein erfüllt war. Der sonst so vornehme und irenische Bischof bezeichnete den Oberpräsidenten als „hochmütig und despotisch, wie jeder Liberale, den das Glück erhoben hat“, und hielt ihn für einen wütenden Katholikenhasser und überhaupt für „einen Feind alles positiven Christentums“<sup>17)</sup>. Ob er wirklich ein grundsätzlicher Gegner des Katholizismus oder gar ein Kirchenfeind schlechthin war, bleibe dahingestellt. Jedenfalls vertrat er fest und entschlossen die Staatsidee Friedrichs II. und des Allgemeinen Preussischen Landrechts; danach war der Staat das oberste Prinzip, auf das alles Handeln zu orientieren ist und

14) Zum Folgenden vgl. B. POSCHMANN, Hohenzollern, Joseph Prinz von. In: Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Hrsg. v. E. GATZ. Berlin 1983, S. 326—329 (Lit.). — Vgl. auch H. PREUSCHOFF, Unser ermländischer Weg. III. Teil. Hohenzollern auf dem ermländischen Bischofsstern. In: ERMLÄNDISCHER HAUSKALENDER 1955, S. 27—51.

15) F. HIPLER, Heinrich Schmülling und die Reform des ermländischen Schulwesens am Eingang des 19. Jahrhunderts. In: ZGAE 8 (1866), S. 217—451.

16) H. H. HOFMANN, Schön, Heinrich Theodor. In: BIOGRAPHISCHES WÖRTERBUCH ZUR DEUTSCHEN GESCHICHTE. Bd. 3. München 1975, Sp. 2531 f.

17) H. BORK, Zur Geschichte des Nationalitätenproblems in Preußen. Die Kirchenpolitik Theodors von Schön in Ost- und Westpreußen 1815—1843 (KÖNIGSBERGER HISTORISCHE FORSCHUNGEN, Bd. 3). Leipzig 1933, S. 78.

dessen Zwecken sich auch die Kirchen unterzuordnen haben. So erhob Schön immer wieder gegen zahlreiche katholische Geistliche den Vorwurf der Proselytenmacherei und führte Prozesse gegen sie. Er machte Schwierigkeiten bei der Besetzung von Domherren- und Lehrerstellen und behinderte die Einführung von Schulbüchern. Er berief als ersten Direktor des Braunsberger Lehrerseminars den aus seinem Orden ausgetretenen Cornelius Burgund<sup>18)</sup>, so daß erst unter dessen Nachfolgern eine Lehrerbildung aus katholischem Geiste verwirklicht werden konnte.

Bischof Joseph v. Hohenzollern war der erste Bischof, der sich um die Seelsorge für die Diaspora<sup>19)</sup> kümmerte, zu der zwei Drittel des Diözesangebietes außerhalb des alten Fürstbistums gehörten. Aber die Regierung gestattete lediglich den Bau von zwei Kapellen in Insterburg und Tilsit, Anträge auf Errichtung von katholischen Schulen in Städten mit mehr als 100 katholischen Kindern wurden nicht einmal beantwortet.

Angesichts der Eingriffe und Behinderungen von seiten des Staates ist der Erfolg der Reformbemühungen Josephs von Hohenzollern um so höher zu veranschlagen. Auf den Grundlagen, die er gelegt hat, konnten seine Nachfolger aufbauen.

Ihm folgte zunächst Stanislaus von Hatten, der als Weihbischof drei Jahrzehnte an der Erneuerung des Bistums mitgewirkt hatte<sup>20)</sup>. Während seiner Regierung griff der Streit um die Mischehen auch auf das Ermland über. Er hatte sich im Rheinland entzündet, wo der Kölner Erzbischof Droste-Vischering 1837 von der preußischen Regierung auf die Festung Minden verbannt wurde. Daraus entstand „die erste mit publizistischen Mitteln geführte Massenbewegung für die Kirchenfreiheit, die beim Papst ihren Rückhalt fand und den preußischen Staat in einer bis dahin unbekanntem Weise an die Grenzen seiner Macht stieß“<sup>21)</sup>. Im Osten wurde noch 1838 Erzbischof Martin von Dunin von Gnesen-Posen verhaftet; dieser Versuch, den Streit mit Gewalt zu lösen, schlug aber fehl; mit dem Erzbischof solidarisierte sich das ganze katholische Deutschland, und auch Bischof v. Hatten ergriff Partei für ihn. Oberpräsident von Schön vermochte den Erlaß des ermländischen Bischofs, in dem er seinem Klerus das kanonische Mischehenrecht einschärfte, nicht mehr rückgängig zu machen. Hatten gelang es auch, den Plan Schöns zu vereiteln, das gotische Bischofsschloß in Heilsberg abreißen zu lassen.

18) F. BUCHOLZ, Burgund, Cornelius. In: ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE. Bd. 1. Königsberg 1941, S. 95.

19) P. ROMAHN, Die Diaspora der Diözese Ermland. Braunsberg 1927, S. 17 ff.— POSCHMANN, a. a. O., S. 327.

20) A. TRILLER, Hatten (Hattynski), Andreas Stanislaus von. In: Die Bischöfe . . . (wie Anm. 14), S. 290 f.

21) R. LILL, Die Länder des Deutschen Bundes und die Schweiz 1830—1848. In: Handbuch der Kirchengeschichte (wie Anm. 2) VI/1, S. 398.

Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. im Juni 1840 brachte eine Wende in der preußischen Kirchenpolitik<sup>22)</sup>; die Kirche konnte die ihr verbliebenen Reserven aktivieren; 1844 wurde in Bonn der Borromäusverein gegründet, ein Jahr später war er bereits auch in Königsberg eingeführt<sup>23)</sup>. Nach der politischen Wende des Jahres 1848 entstanden auch im Ermland zahlreiche politische und religiöse Vereine<sup>24)</sup>, gefördert von Bischof Joseph Ambrosius Geritz<sup>25)</sup>, der selbst der Frankfurter Nationalversammlung als Deputierter der Kreise Marienburg und Stuhm angehörte und zu den führenden Mitgliedern des „Katholischen Klubs“ zählte. Jetzt wurde auch die bis dahin stets von den Provinzialbehörden abgelehnte Seelsorge in der Diaspora des Memellandes und Masurens möglich, wo zahlreiche Kuratien eingerichtet und Kirchen gebaut werden konnten. Schon seit 1850 allerdings verhinderten die Wiederbelebung der alten antikatholischen Staatstraditionen und die weiterhin größtenteils von evangelischen Beamten getragene Bürokratie die volle Verwirklichung der in der Verfassung von 1850 garantierten Parität. Ein eklatantes Beispiel im Ermland sind die langwierigen Auseinandersetzungen zwischen Bischof und Oberpräsidium wegen des Katholischen Vereins in Röbel, der 1850 von dem dortigen Religionslehrer Austen gegründet worden war. Die Regierung warf dem Verein vor, den konfessionellen Unfrieden zu säen, während sie, wie Bischof Geritz erwiderte, nichts gegen die Gründung von Gustav-Adolf-Vereinen durch evangelische Beamte einzuwenden hatte.

Eine neue Qualität bekam die Frage der Integration der deutschen Katholiken in den preußischen Staat durch den Vorgang der Nationalisierung Preußens seit dem Ausgang der sechziger Jahre. Nach der Entscheidung von 1866, durch die die Hoffnungen der Katholiken auf eine großdeutsche Lösung der nationalen Frage enttäuscht wurden, hat der Mainzer Bischof Ketteler als ihr Wortführer „den gewichtigsten Anstoß zur politischen Neuorientierung gegeben“<sup>26)</sup>. Wenn auch unter Vorbehalten, waren sie mehr und mehr zur Integration in den kleindeutschen Nationalstaat bereit und erwarteten von ihm die politische Gleichberechtigung. Ihr Verhältnis zum neuen Reich erlitt aber durch den Kulturkampf einen schweren Rückschlag.

22) Ebd. S. 399 f.

23) Vgl. B. M. ROSENBERG, Beiträge zur Geschichte des politischen Lebens im Ermland während des Vormärz und der 1848er Revolution. In: ZGAE 31/32 (1967/68), S. 258.

24) Ebd. S. 251—261.

25) G. REIFFERSCHIED, Geritz, Josephus Ambrosius. In: Die Bischöfe . . . (wie Anm. 14), S. 244 f.

26) R. LILL, Die deutschen Katholiken und Bismarcks Reichsgründung. In: Reichsgründung 1870/71. Hrsg. v. TH. SCHIEDER und E. DEUERLEIN. Stuttgart 1970, S. 345—365, Zitat S. 349.

Im Ermland, wo der Konflikt zwischen Staat und Kirche mit dem „Braunsberger Schulstreit“ begann<sup>27)</sup>, spiegelt sich die Problematik in der sog. Marienburger Affäre<sup>28)</sup>. Bischof Philipp Krementz<sup>29)</sup>, der 1871 über den Religionslehrer Wollmann wegen Nichtannahme des Dogmas von der Unfehlbarkeit die Große Exkommunikation verhängt hatte, wurde 1872 zur Teilnahme an einem Festakt in der Marienburg aus Anlaß der Hundertjahrfeier der Vereinigung Westpreußens und des Ermlands mit Preußen eingeladen<sup>30)</sup>. Er beabsichtigte auch, wie er an das Königliche Hofmarschallamt schrieb, an der Spitze einer Deputation dem Kaiser „ehrfurchtsvolle Gefühle der Treue und Devotion auszusprechen und eine Ergebenheitsadresse des gesamten ermländischen Klerus zu überreichen“<sup>31)</sup>. Wilhelm I. verlangte aber zunächst eine Erklärung von Krementz, daß er willens sei, „die Landesgesetze in ihrem vollen Umfange zu befolgen“<sup>32)</sup>. Der Bischof aber sah sich lediglich in der Lage, „die volle Souveränität der weltlichen Obrigkeit auf staatlichem Gebiet“<sup>33)</sup> anzuerkennen. Daraufhin verlangte Reichskanzler Bismarck das Eingeständnis des Bischofs, daß er durch die Verhängung der Großen Exkommunikation ohne Vorwissen der Regierung gegen die Landesgesetze gefehlt habe<sup>34)</sup>. Krementz weigerte sich, eine solche Erklärung abzugeben, und sagte zwei Tage später, am 11. September, in einem Schreiben an den Kanzler seine Teilnahme an der am 13. September stattfindenden Marienburger Jubelfeier von sich aus ab<sup>35)</sup>. Gegenüber Bismarck verwahrte er sich entschieden dagegen, „daß man die Souveränität des Staats auf alle Gebiete, auch auf das der Religion, ausdehnen“ wolle<sup>36)</sup>.

Die nun über Krementz verhängten Maßnahmen<sup>37)</sup> und die preußischen Kirchengesetze der siebziger Jahre stellten eine Provoka-

27) F. DITTRICH, Der Kulturkampf im Ermlande. Berlin 1913. — Vgl. auch H. PREUSCHOFF, Der Kulturkampf begann im Ermland. In: UEH 25 (1979) Nr. 2, S. I—III; Nr. 3, S. XI f. — Dokumente zum Braunsberger Konflikt jetzt in: E. R. HUBER — W. HUBER, Staat und Kirche im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 2. Staat und Kirche im Zeitalter des Hochkonstitutionalismus und des Kulturkampfes 1848—1890. Berlin 1976, Nr. 213—228, S. 474—509.

28) DITTRICH, S. 18—25.

29) E. GATZ, Philipp Krementz (1819—1899). In: RHEINISCHE LEBENSBLÄTTER. Bd. 6. Köln 1975, S. 121—147. DERS., Krementz, Philipp. In: Die Bischöfe, S. 411—415.

30) HUBER II, S. 510. — Im Auftrage einer „ermländischen Festdeputation“ veröffentlichte JOSEPH BENDER eine „Festschrift zur ermländischen Säcularfeier 1872“: Ermland's politische und nationale Stellung innerhalb Preußens an den Hauptmomenten seiner früheren Geschichte und Verfassung dargelegt. Heilsberg 1872.

31) HUBER II, Nr. 229, S. 511.

32) Ebd. Nr. 230, S. 512.

33) Ebd. Nr. 232, S. 514.

34) Ebd. Nr. 233, S. 514.

35) Ebd. Nr. 234, S. 515.

36) Der Briefwechsel mit dem Reichskanzler ebd. Nr. 235—238, Zitat aus Nr. 237, S. 517.

37) Ebd. S. 518—521, Nr. 239 und 240.

tion der katholischen Reichsbevölkerung dar. Die Folgen waren vielfältig und letzten Endes auch ambivalent. Der Druck des Kulturkampfes führte zur Gründung der Zentrumsparlei, zum Ausbau des Vereins- und Verbandswesens und zum engen Anschluß der Katholiken an die Kirche. Der Widerstand der Katholiken stellte aber nicht das Hohenzollernreich, den preußischen Staat oder das monarchische System als solches in Frage. Daher konnte sich in dem Maße, wie der Kulturkampf langsam abgebaut wurde, die Integration der Katholiken in den Nationalstaat fortsetzen<sup>38)</sup>.

Eine nicht unerhebliche Rolle in diesem Vorgang dürften im Ermland der Kalendermann Julius Pohl<sup>39)</sup> und sein Ermländischer Hauskalender gespielt haben, der über die Grenzen der Diözese hinaus weit verbreitet war. Sehr bezeichnend ist, daß der Königsberger Oberpräsident von Schlieckmann 1887 Pohl für ein Kanonikat mit der Begründung präsentierte<sup>40)</sup>, daß die „versöhnliche und ausgleichende Tendenz“ des Kalenders „seit der neuen Gestaltung der kirchenpolitischen Verhältnisse mit jedem Jahrgang stärker hervortritt“ und daß der Staat ein Interesse daran habe, gegen den Einfluß der intransigenten Richtung im Domkapitel, vor allem des Domherrn Hipler, ein Gegengewicht zu schaffen<sup>41)</sup>. Für die Einstellung Pohls ist das Titelblatt des Kalenders von 1888 mit den Bildern der beiden „Friedensfürsten des scheidenden Jahrhunderts“, Wilhelms I. und Leos XIII., und zwei dazugehörigen Lobeshymnen<sup>42)</sup> ebenso charakteristisch wie die Tatsache, daß er 1895 die zweite Auflage des zweiten Bandes seiner gesammelten Gedichte veränderte und sie „ganz dem Preise unserer großen irdischen Güter: Vaterland, Königshaus, Heimat“ widmete. „Die vaterländische Abteilung des Buches erschien noch als Prachtausgabe unter dem Titel ‚Vaterland und Königshaus‘ und wurde vom Kultusministerium als Preisbuch an eine Anzahl Gymnasien verteilt“<sup>43)</sup>. Der Einfluß Pohls im Domkapitel blieb mit Sicherheit gering, die Wirkung des Kalenders und seiner Gedichte auf die Mentalität weiter Kreise der Bevölkerung sind dagegen wohl kaum zu überschätzen.

Für die vorbehaltlose und unkritische Bejahung des Hohenzollernreiches bei vielen deutschen Katholiken muß auf das prägende Vorbild des Breslauer Fürstbischofs Georg Kardinal Kopp

38) Vgl. LILL, Die deutschen Katholiken, a. a. O., S. 359–365. — R. MORSEY, Die deutschen Katholiken und der Nationalstaat zwischen Kulturkampf und Erstem Weltkrieg. In: HISTORISCHES JAHRBUCH 90 (1970), S. 31–64.

39) Über ihn vgl. zuletzt A. TRILLER, Die letzten Lebensjahre Julius Pohls. In: ZGAE 41 (1981), S. 148–157 (dort auch die ältere Literatur).

40) Vgl. ebd. S. 149 f.

41) Geh. Staatsarchiv Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Berlin. Staatsarchiv Königsberg. Oberpräsidium Königsberg. Rep. 2/II, Nr. 2315: Domkapitel Frauenburg. Bd. 4, Bl. 128–134, hier Bl. 133 v und 131 v–132 r.

42) Ebd. Bl. 138 und 139.

43) F. FLEISCHER, Julius Pohl. In: ZGAE 20 (1919), S. 636.

verwiesen werden<sup>44</sup>), die einflußreichste Gestalt im deutschen Episkopat zwischen 1882 und 1914<sup>45</sup>). Er war der festen Überzeugung, Staat und Kirche in gleicher Weise dienen zu sollen und scheint bereit gewesen zu sein, im Konfliktfall der staatlichen Loyalität die Priorität einzuräumen<sup>46</sup>). Von Andreas Thiel, der als Nachfolger von Krementz 1886 den ermländischen Bischofsstuhl bestieg, ist bekannt, daß er die regierungsfreundliche Kirchenpolitik Koppes unterstützte<sup>47</sup>). Freilich wurde er niemals zum bloßen Erfüllungsgehilfen der Regierungspolitik. Davor bewahrten ihn ebenso sein Gerechtigkeitsgefühl wie vor allem sein ausgeprägtes Selbstbewußtsein<sup>48</sup>). Sein Vorgänger, für den er im Amt des Generalvikars als ausgezeichnete Kenner der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts im Kulturkampf eine verlässliche Stütze und dessen Wunsch kandidat für die Nachfolge er deshalb gewesen war, stand dagegen in der Nachkulturkampfzeit als Erzbischof von Köln dem Lager der „Ultramontanen“ um den Trierer Bischof Korum nahe<sup>49</sup>).

Der Zentrumsführer Ludwig Windthorst hielt Kopp für einen Exponenten des preußischen Staatskirchentums und bekämpfte dessen Politik der Aussöhnung zwischen Kirche und Staat, die dieser mit Unterstützung des Hl. Stuhls gegen das Zentrum betrieb<sup>50</sup>). Nach dem Tode Windthorsts (1891) trat indessen ein, was der Philologe und Philosoph Kurt Riezler 1914 die „Bekehrung des Zentrums zur nationalen Idee“ genannt hat<sup>51</sup>). Die Schlüsselstellung, die es seit 1895 als stärkste Partei des Reichstages gewann, führte zu einem Wandel in ihrer Einstellung zur Reichspolitik, und zwar auf allen Feldern, insbesondere aber in der Militär- und Außenpolitik.

Der erste Schritt war 1896 die Zustimmung des Zentrums zum Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Mit der Billigung der Flottenvorlage von 1897/98 durch die Mehrheit der norddeutschen Abgeordneten leitete es eine immer bedenkenlosere Unterstützung der Rüstungs- und Weltmacht politik des Reiches

44) MORSEY, Die deutschen Katholiken, a. a. O., S. 47 f.

45) DERS., Georg Kardinal Kopp (1837—1914). In: Zeitgeschichte in Lebensbildern. Hrsg. v. R. MORSEY. Mainz 1973, S. 13—28.

46) DERS., Georg Kardinal Kopp, Fürstbischof von Breslau (1887—1914), Kirchenfürst oder „Staatsbischof“? In: Wichmann-Jahrbuch 21—23 (1967—1969), S. 42—65, hier bes. S. 57. M. fügt aber einschränkend hinzu: „Allerdings . . . wollte er einen solchen Konfliktfall gar nicht erst aufkommen lassen oder aber behilflich sein, ihn so rasch wie möglich beizulegen“ (S. 57).

47) Vgl. M. CLAUSS, Bischof Andreas Thiel (1886—1908). Beiträge zu seiner Biographie. In: ZGAE 41 (1981), S. 28 f.

48) Dies betont zu Recht H. PREUSCHOFF in seiner vorzüglichen biographischen Studie: Andreas Thiel, Bischof von Ermland (1886—1908). In: UEH 21 (1975), Nr. 4; 22 (1976), Nr. 1, 2/3 und 4, hier Nr. 1, S. II.

49) GATZ, a. a. O., S. 142.

50) MORSEY, Die deutschen Katholiken, a. a. O., S. 46.

51) Vgl. dazu im einzelnen E. DEUERLEIN, Die Bekehrung des Zentrums zur nationalen Idee. In: Hochland 62 (1970), S. 432—449, Zitat S. 434.

ein, von der es in den Jahren bis zum Ersten Weltkrieg nicht mehr zurücktreten konnte, ohne seine Glaubwürdigkeit zu verlieren. Die Konversion zur nationalen Politik beruhte zweifellos auf der politischen Verantwortungsbereitschaft des Zentrums für das Gemeinwohl, wurde aber zugleich in der Hoffnung auf den vollen Abbau der Kulturkampfgesetzgebung, insbesondere des Jesuitengesetzes, vollzogen. Als diese Politik ergebnislos blieb, die Vorurteile gegen die Katholiken keineswegs überwunden wurden, haben die Zentrumspolitiker auch weiterhin geglaubt, immer neue nationale Vorleistungen erbringen zu müssen. „In dem Bestreben, Anschluß an Kaiser und Reich zu finden, waren“ die Katholiken „bereit, über die Wirklichkeit hinwegzusehen“<sup>52</sup>). Diese Mentalität hat auch noch ihr Verhalten in der Weimarer Republik bis in das Jahr 1933 und darüber hinaus beeinflußt<sup>53</sup>).

Bei der Diskussion über die Frage, ob die Ermländer nun „Mußpreußen“ waren oder nicht, ist auf die angeblich kontroversen Antworten verwiesen worden, die der Dichter, Philosoph und Publizist Otto Miller auf der einen und der Historiker Franz Buchholz auf der anderen Seite im Dezember 1918 gegeben haben. Der Ansicht, Miller habe sich als „Mußpreuße“ gefühlt<sup>54</sup>), muß entschieden widersprochen werden. Die Polemik seiner Artikel von 1918 richtet sich eindeutig gegen das „Neupreußentum“; mit diesem Terminus ist auch einer dieser Artikel überschrieben. Es heißt darin ganz klar: „Das Preußentum, wie es war, (. . .) haben wir hinter uns“<sup>55</sup>). Was Miller darunter verstand, hat er eindrucksvoll in einer geschichtsphilosophischen Schau dargestellt, die im Wintersemester 1915/16 in der Akademischen Bonifatiuskorrespondenz erschienen ist<sup>56</sup>). Darin beschreibt er die Sendung Preußens in der Geschichte des deutschen Volkes, den Weg, den „unser Volk zur heutigen Einheit, Größe und Kraft emporstieg“, und würdigt die Männer, „die Baumeister unseres Staates waren, dem wir verpflichtet sind“: Friedrich I., den Großen Kurfürsten, Friedrich den Großen und auch Bismarck<sup>57</sup>). Auch der Kulturkampf erfährt noch eine positive Deutung, wenn Miller schreibt: „Unter dem Gegendruck gegen die absolute Suprematie des Staa-

52) L. HAUPTS, Die deutschen Katholiken und die Anfänge der wilhelminischen Sozialpolitik. In: Historisches Jahrbuch 101 (1981), S. 140.

53) Vgl. zum Gesamtzusammenhang: Der soziale und politische Katholizismus. Entwicklungslinien in Deutschland 1803—1863. 2 Bde. Hrsg. v. A. RAUSCHER (Geschichte und Staat, Bd. 247 und 250—252). München-Wien 1981—1982.

54) W. SCHIMMELPFENNIG, Otto Miller als politischer Publizist 1918/19. In: ZGAE 33 (1969), S. 161—201, hier S. 168.

55) ERLÄNDISCHE ZEITUNG Nr. 279 vom 1. 12. 1918. Wiederabdruck bei SCHIMMELPFENNIG, a. a. O., S. 176—179, Zitat S. 179.

56) O. MILLER, Geschichtliches. In: AKADEMISCHE BONIFATIUS-KORRESPONDENZ Jg. 31. 3. Kriegsnnummer (Wintersemester 1915/16), S. 38—46. — Vgl. E. LAWS, Otto Miller, Geschenk Gottes für Ermland. II. Otto Miller, der Geschichtsphilosoph. In: ERLANDBUCH 1980. Osnabrück (1979), S. 108—111.

57) MILLER, a. a. O., S. 41.

tes über die Kirche wurde unsere katholische Organisation. Ich wage den Ausdruck, daß der deutsche Katholizismus gerade dadurch das eigentlich Preußische, das zivilisatorisch-organisierende Element in sich aufnahm und so seinerseits jene Synthese zwischen Kultur und Zivilisation vollzog, die ihm heute die imponierende und vorbildliche innere und äußere Kraft gibt<sup>58)</sup>. Von „Mußpreußentum“ also keine Spur!

So hat auch Franz Buchholz Otto Miller ganz richtig verstanden, wenn er meinte, jener habe keineswegs sagen wollen, die Ermländer hätten „ihr Vaterland und ihren König nicht geliebt und einen unehrlichen Patriotismus geheuchelt“<sup>59)</sup>. Die beiden unterscheiden sich eigentlich nur in einem Punkt. Miller hat in einem Brief an den Geheimen Regierungsrat Prof. Dr. Röhrich deutlich differenziert, wenn er schrieb: Die Vormachtstellung Preußens in Deutschland „war gut, war fruchtbar, war nötig, solange Deutschland den Weg zur nationalen Einheit suchte und fand. Sie wurde schädlich, als der nationale Gedanke auch in Deutschland überspannt wurde. Sie wurde ein Unglück, das Unglück Deutschlands, als der Krieg begann und in kurzem ein Eroberungskrieg wurde“<sup>60)</sup>.

Buchholz machte, wie es scheint, diese Vorbehalte nicht, wenn er ohne Einschränkung erklärte: „Daß das Ermland sich als kernpreußische Provinz fühlt, das hat es noch zuletzt in diesem furchtbaren Kriege durch seine bereitwilligen Opfer an Gut und Blut aufs offenkundigste erwiesen“<sup>61)</sup>. Hans Preuschoff hat jüngst dazu gesagt: „Aus Franz Buchholz sprach der preußische Offizier des Ersten Weltkrieges“ — und hinzugefügt: „Wie denn überhaupt das Militär schon in Friedenszeiten viele Ermländer zu wackeren Preußen machte. In den Stuben auf dem Lande hingen unter Glas gerahmt die Urkunden oder Kompaniebilder ‚Zur Erinnerung an meine Dienstzeit‘. Besonders stolz waren die strammen ermländischen Bauernjungen, wenn sie zur Garde nach Berlin oder Potsdam eingezogen wurden“<sup>62)</sup>.

Solche Feststellungen wird man nicht ohne weiteres verallgemeinern dürfen. Es ist allgemein bekannt, daß im Kulturkampf etwa 80 Prozent der wahlberechtigten katholischen Männer die Zentrumspartei wählten, vor Kriegsausbruch waren es nur noch ca. 60 Prozent<sup>63)</sup>. Dieser Rückgang ist mit dem Einschwenken des Zentrums auf den Regierungskurs in Verbindung gebracht wor-

58) Ebd. S. 39.

59) F. BUCHHOLZ, „Revision“? In: ERMLÄNDISCHE ZEITUNG Nr. 280 vom 3. 12. 1918. Auszugsweiser Wiederabdruck bei SCHIMMELPFENNIG, a. a. O., Anm. 30a, S. 168 f., Zitat S. 168.

60) Miller an Röhrich [vor 26. 12. 1918]. In: ERMLÄNDISCHE ZEITUNG Nr. 302 vom 31. 12. 1918. Wiederabdruck bei SCHIMMELPFENNIG, a. a. O., S. 188—190, Zitat S. 189.

61) A. a. O., S. 169.

62) H. PREUSCHOFF, Preußen wieder aktuell (6). In: UEH 27 (1981) Nr. 1, S. III = H. PREUSCHOFF, Preußen wieder aktuell. [Sonderdruck aus UEH]. Münster 1981, S. 58.

63) MORSEY, Die deutschen Katholiken, a. a. O., S. 35.

den, der demnach von einem großen Teil der Katholiken nicht unterstützt wurde. Und gerade die Arbeiterschaft und die bäuerliche Bevölkerung der katholischen Kerngebiete des Reiches, vor allem südlich des Mains, seien es gewesen, die von der preußischen Obrigkeitsmentalität weniger berührt wurden<sup>64</sup>). Es stellt sich die Frage, ob dies auch für das Ermland zutrifft, das von jeher ein Bauernland gewesen ist<sup>65</sup>).

## II

Zur wirtschaftlichen und sozialen Integration der Ermländer in den preußischen Staat, die damit angesprochen ist, müssen indes- sen einige wenige, sehr summarische Feststellungen genügen, da gerade auf dem Gebiet der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Ostpreußens und vor allem des Ermlandes das Forschungsdefizit für die neuere Zeit besonders groß ist<sup>66</sup>).

Als das Ermland 1772 an Preußen fiel, war die Besitzstruktur die gleiche wie am Ende der mittelalterlichen Ostsiedlung: Mehr als 88 Prozent des Landes wurde von Bauern bewirtschaftet, weniger als 12 Prozent war in der Hand des Adels<sup>67</sup>). Über den Stand der Wirtschaft berichtete der Leiter der preußischen Klassifikationskommission, Johann Rembert Roden, am 20. Oktober 1772 dem Oberpräsidenten von Domhardt: „Hier im Bistum sind wenig Verbesserungen zu machen“; aber bezüglich des zu erwartenden Steueraufkommens schrieb er: „Die Bauern sind schon so angezogen, daß sie das liebe Brot nicht haben“<sup>68</sup>). Um zu den erhofften Mehreinnahmen zu kommen, wurden die Steuern auf das Doppelte erhöht. Die Bauern vermochten die Lasten jedoch zu tragen, da die Jahre zwischen 1790 und 1805, die sogenannte „brillante Epoche“, eine Blüte der Landwirtschaft brachten<sup>69</sup>).

64) Ebd. S. 52 f.

65) Über die zahlenmäßig relativ geringe Arbeiterschaft in Ost- und Westpreußen in der 2. Hälfte des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts vgl. jetzt K. WAJDA, *Klasa robotnicza Pomorza Wschodniego w drugiej polowie XIX i początku XX wieku (ROZPRAWY I MATERIAŁY ŃSRODKA BADAŃ NAUKOWYCH IM. WOJCIECHA KĘTRZYŃSKIEGO W OLSZTYNIE, Nr. 70)*. Warszawa 1981. Rez. v. W. THIMM in diesem Band, unten, S. 177. — Zu der wenig ausgeprägten Industrialisierung in Ostpreußen F.-W. HENNING, *Mögliche Industrialisierungsansätze in Ostpreußen an der Schwelle zum Industrialisierungszeitalter*. In: *PREUSSENLAND 15* (1977), S. 38–44.

66) Dies wird auch von der polnischen Forschung beklagt, vgl. K. WAJDA, *Problematyka społeczno-gospodarcza w badaniach nad dziejami Prus Wschodnich od połowy wieku do roku 1918*. In: *Komunikaty Mazursko-Warmińskie* Nr. 1 (139), 1978, S. 45–52. Vgl. dazu B. POSCHMANN in: *ZGAE 40* (1980) S. 177 f.

67) B. POSCHMANN, *Das Ermland und seine Bauern*. In: *Ermländisches Landvolk baut an der Zukunft*. Hrsg. v. F.-J. HERRMANN. Köln 1982, S. 9–23, hier S. 12.

68) Zitiert bei A. KOLBERG, *Die Dotation des Bisthums Ermland vor und nach 1772*. In: *ZGAE 9* (1887), S. 356.

69) A. POSCHMANN, *Wie das Ermland preußisch wurde*. In: *UEH 8* (1962) Nr. 3, S. 10 f. — Vgl. DERS., *Das Ermland, ein Bauernland im deutschen Osten*. In: *Das Ermländische Bauernvolk. Sein Erbe und sein Schicksal*. Hrsg. v. F.-J. HERRMANN. Köln 1982, S. 18.

Die großen Reformen im Zuge der Bauernbefreiung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren für die Ermländer nicht von Nachteil<sup>70)</sup>. Das „Edikt betr. den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner“ vom Jahr 1807 berührte sie kaum, da sie größtenteils niemals unfrei gewesen waren, sondern immer nur auf landesherrlichen Gütern Dienste getan hatten und seit 1772 zum Stand der freien Domänenbauern gehörten<sup>71)</sup>. Dagegen waren sie vom „Edikt zur Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse“ aus dem Jahre 1811 betroffen, auf Grund dessen alle Scharwerksdienste durch Geldzahlungen abgelöst wurden. Für die Domänenbauern, die 87 % des ermländischen Bauernstandes ausmachten, brachte die Ablösung keinen wirtschaftlichen und sozialen Abstieg, und unter den Gutsbauern kam es nur in seltenen Fällen zur Einziehung ihrer Höfe<sup>72)</sup>. Die Verordnung über die Gemeinheitsteilung oder Separation von 1821 führte auch im Ermland zu einer tiefgreifenden Modernisierung der jahrhundertealten Wirtschaftsordnung<sup>73)</sup>. Die meisten ermländischen Dörfer haben die Separation allerdings erst zwischen 1845 und 1865 durchgeführt. Durch die nach den Grundsätzen von Albrecht Thaer betriebene Rationalisierung der Landwirtschaft wurde die Wirtschaftskraft des Landes erheblich gesteigert. So haben die preußischen Reformen das soziale Ansehen der Bauern im Ermland nicht gemindert wie anderswo, etwa auch im übrigen Ostpreußen, sondern es sogar gefestigt und im Laufe der Zeit ihren Wohlstand gemehrt.

Abgesehen von Kriegszeiten und der Agrarkrise der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts ging es ihnen mindestens nicht schlechter als vor 1772. Dadurch ist die Integration der Ermländer in den preussischen Staat zweifellos gefördert oder wenigstens nicht gehemmt worden. Die spätere Zustimmung zum Kaiserreich dürfte nicht zuletzt auch durch die Blüte der Landwirtschaft am Beginn unseres Jahrhunderts genährt worden sein, als mit Hilfe der vom Ermländischen Bauernverein<sup>74)</sup> ins Leben gerufenen Ge-

70) Vgl. dazu J. JASIŃSKI, Reformy agrarne na Warmii na początku XIX wieku (OSRODEK BADAŃ NAUKOWYCH IM. W. KĘTRZYŃSKIEGO STOWARZYSZENIA SPOŁECZNO-KULTURALNEGO „POJEZIERZE“, ROZPRAWY I MATERIAŁY, Nr. 16). Olsztyn 1967. — Rezension v. B. POSCHMANN in: ZGAE 33 (1969), S. 399—401.

71) Vgl. E. ENGELBRECHT, Die Agrarverfassung des Ermlandes und ihre historische Entwicklung (STAATS- UND SOZIALWISSENSCHAFTLICHE FORSCHUNGEN, H. 169). Münschen — Leipzig 1913, S. 160. — Zum Folgenden ebd. S. 161 ff.

72) Vgl. A. POSCHMANN, Das Ermland, ein Bauernland im deutschen Osten, a. a. O., S. 26.

73) A. POSCHMANN, Die Separation. Flurbereinigung im Ermland. In: ERLÄNDISCHER HAUSKALENDER 1954. Osnabrück (1953), S. 193—201.

74) DERS., 75 Jahre Ermländischer Bauernverein. Ebd. 1957, S. 226—245. — W. KUHNE, 100 Jahre Ermländischer Bauernverein. In: 100 Jahre Ermländischer Bauernverein 1882—1982. Festschrift (Veröffentlichung des Ermländischen Landvolks e. V.). Köln 1983, S. 13—34.

nossenschaften<sup>75)</sup> ermländische Bauernsöhne sich außerhalb des Ermlands im weiteren Ostpreußen, in Masuren und Samland, Güter kaufen konnten.

### III

Nach diesen kurzen Bemerkungen über die wirtschaftliche Integration der Ermländer in den preußischen Staat ist unser Thema nun noch unter dem dritten Aspekt der Nationalitätenfrage zu betrachten. Sie hat zwar im Ermland niemals eine solche Bedeutung gehabt wie etwa in Posen und Westpreußen; aber man kann sie nicht mit dem häufig vorgebrachten Hinweis abtun, das Ermland habe doch in der Zeit seiner jahrhundertelangen Zugehörigkeit zur polnischen Krone sein Deutschtum bewahrt<sup>76)</sup>. Dies trifft zweifellos für die im Zuge der mittelalterlichen Ostsiedlung ins Land gekommene Bevölkerung zu. Aber es ist eben doch die Tatsache ernst zu nehmen, daß nach dem Reiterkrieg von 1520/21 eine größere Anzahl polnischer Siedler aus Masowien in das südliche Ermland geholt wurde und daß der allerdings zahlenmäßig geringe ermländische Landadel sich polonisierte<sup>77)</sup>.

Im Jahre 1802 ist der Anteil der polnisch sprechenden Katholiken vom damaligen ermländischen Generaloffizial Jan Cichowski auf die Hälfte geschätzt worden, in Wirklichkeit dürfte er maximal ein Drittel betragen haben<sup>78)</sup>. Dies ist aber zweifellos eine starke polnischsprachige Minderheit. In der Mitte des Jahrhunderts umfaßte sie nach Schätzungen der Diözesanbehörden immer noch ein Drittel der Gläubigen<sup>79)</sup>, und mit Hilfe der in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts durchgeführten Volkszählungen läßt sich ermitteln, daß der Anteil der polnischsprachigen Katholiken an der Gesamtzahl aller Katholiken der Diözese Ermland noch 1890 mindestens 26 % betrug<sup>80)</sup>. Gemessen an der Gesamtzahl der Bewoh-

75) L. HINZ, Die Bedeutung des Ermländischen Bauernvereins und der landwirtschaftlichen Genossenschaften des Ermlands. In: Das Ermländische Bauernvolk (wie Anm. 69), S. 80—92. — V. KRANICH, Organisation und Aufgaben der ermländischen Genossenschaften. Ebd. S. 93—105. — Vgl. auch B. POSCHMANN, Das Ermland und seine Bauern, a. a. O., S. 19 f.

76) So z. B. A. POSCHMANN, Das Ermland (wie Anm. 69), S. 18. J. BENDER behauptet in der oben, Anm. 30, zitierten Festschrift gar: „Das Volk, durchweg deutschen Gebütes und deutschen Sinnes, hat sich leicht und gern mit den übrigen deutschen Bauernstämmen und dem ruhmreichen Herrscherhause verbunden, das zu der deutschen Königskrone jetzt auch die deutsche Kaiserkrone trägt“ (S. 121 f.).

77) Vgl. H. SCHMAUCH, Die Wiederbesiedlung des Ermlandes im 16. Jahrhundert. In: ZGAE 23 (1927), S. 537—732. — Vgl. auch DERS., Zur Frage der masurisch-polnischen Bevölkerung im südlichen Ermland. Ebd. S. 181—190.

78) B. POSCHMANN, Der Gebrauch der polnischen Sprache im Ermland um 1800, in diesem Band, unten, S. 55—64, zu der Schätzung Cichowskis ebd. S. 57.

79) J. OBLAK, Stosunek niemieckich władz kościelnych do ludności polskiej w diecezji warmińskiej w latach 1800—1870 (TOWARZYSTWO NAUKOWE KATOLICKIEGO UNIWERSYTETU LUBELSKIEGO. ROZPRAWY WYDZIAŁU HISTORYCZNO-FILOLOGICZNEGO, Nr. 24). Lublin 1960, S. 21 mit Anm. 11.

80) Vgl. H.-J. KARP, Bischof Andreas Thiel (1886—1908) und die Sprachenfrage im südlichen Ermland. In: ZGAE 37 (1974), S. 59—61.

ner des Diözesangebiets waren das allerdings nur knapp 4 %, d. h. etwa 80 000 Menschen. Wegen dieser aufs Ganze der Provinz gesehen geringen Zahl und im übrigen wegen der Sozialstruktur der polnischsprachigen Bevölkerung des Ermlandes hat der Nationalitätenkampf hier niemals eine solche Schärfe angenommen wie etwa in Posen und Westpreußen. Aber aus katholisch-kirchlicher Sicht muß doch die Tatsache ernst genommen werden, daß der Anteil der polnischen Glaubensbrüder noch 1890 bei einem Viertel lag.

Die Polenpolitik des preußisch-deutschen Staates<sup>81)</sup> wurde in Ost- und Westpreußen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von dem schon erwähnten Theodor von Schön kompromißlos vertreten. Ihr Ziel ist mit nicht zu überbietender Deutlichkeit in der vielzitierten Bemerkung des Oberpräsidenten formuliert, er habe es bei seinem Amtsantritt als Oberpräsident von Westpreußen (1816) als seine Aufgabe angesehen, „aus den ehemaligen Sklaven und Slaven Menschen und Deutsche zu machen“<sup>82)</sup>. Der preußische Etatismus verbindet sich hier mit einem deutschen Kulturnationalismus. Das Ziel dieser Politik war es, die nichtdeutsche Bevölkerung sozial und kulturell vollständig zu assimilieren und zu „germanisieren“ — ein Terminus, den Schön wiederholt selbst gebraucht hat<sup>83)</sup>. In der neueren deutschen Literatur wird immer noch an der These festgehalten, Schön habe — wie auch Friedrich II. — die Polen „nicht volks-, sondern gesinnungsmäßig“ „einstaatlichen“, also zu preußischen Staatsbürgern machen wollen<sup>84)</sup>. Auf jeden Fall war Einstaatlichung der polnischen Bevölkerung durch Eindeutschung das Ziel<sup>85)</sup>, was immer letzten Endes unter Eindeutschung zu verstehen sein mag. Dabei ist in der ersten Phase der Germanisierungspolitik, als das Polnische noch Unterrichtssprache für die polnischen Kinder war, die Vermittlung eines fremden Inhalts mit Hilfe der Muttersprache aus der Sicht der betroffenen Polen vielleicht viel gefährlicher gewesen als später im Kulturkampf, nachdem das Polnische aus der Schule beseitigt war<sup>86)</sup>.

Der Unterstützung und Absicherung der preußischen Polenpolitik im 19. Jahrhundert sollte auch die Besetzung der ostdeut-

81) O. HAUSER, Polen und Dänen im Deutschen Reich. In: Reichgründung (wie Anm. 26), S. 291—318.

82) TH. v. SCHÖN, Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg, Theodor von Schön. Bd. 1. Halle-Berlin 1875, S. 103.

83) Vgl. P. BÖHNING, Die nationalpolnische Bewegung in Westpreußen (MARBURGER OSTFORSCHUNGEN, Bd. 33). Marburg/Lahn 1973, S. 38 f.

84) So E. HOFFMANN, Theodor von Schön und die Gestaltung der Schule in Westpreußen (WISSENSCHAFTLICHE BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE UND LANDESKUNDE OSTMITTELEUROPAS, Nr. 71). Marburg/Lahn 1965, S. 30.

85) Diese Formulierung ist der von BÖHNING vorzuziehen, wonach „nicht Einstaatlichung der polnischen Bevölkerung, sondern Eindeutschung das Ziel war“ (S. 50).

86) So T. GRYGIER, Zagadnienia szkolne na Warmii i Mazurach a Kulturkampf. In: STUDIA WARMIŃSKIE 11 (1974) [1975], S. 197.

schen Bistümer mit loyalen, staatstreuen Bischöfen dienen<sup>87)</sup>. Daß dies auch im Ermland der Fall war, zeigt noch die Vorgeschichte der Bischofswahl von Andreas Thiel im Jahre 1885<sup>88)</sup>. Ebenso spielte bei der Besetzung eines Kanonikats, soweit sie der Regierung zustand, die Einstellung des Kandidaten zur polnischen Frage eine wichtige Rolle; die Regierungsakten des ganzen 19. Jahrhunderts sind voll von sorgfältigen Personalbeurteilungen<sup>89)</sup>, bei denen dies ein entscheidendes Kriterium war.

Auch für die — von den Ermländern häufig beklagte — fast ausschließliche Ernennung von evangelischen Landräten in den vier ermländischen Kreisen — und im westpreußischen Kreis Stuhm — mögen „die jahrhundertlange Abhängigkeit dieser Gebiete von der Krone Polen und darauf gestützte Ambitionen polnischer Nationalisten maßgebend gewesen sein“<sup>90)</sup>. Für diese Vermutung spricht, daß das katholische Rheinland, wo es keine Nationalitätenfrage gab, in überwiegender Mehrheit katholische Landräte gehabt hat. Auch diese Frage wäre einmal genauer zu untersuchen.

Die katholische Kirche hat sich im Osten Preußens bei aller Loyalität gegenüber dem Staat für die Rechte der polnischen Katholiken eingesetzt und sich der preußischen Polenpolitik entgegengestellt. Das gilt auch für das Bistum Ermland und die Nachbardiözese Kulm<sup>91)</sup>. Jedenfalls sind vor 1870 durch die polenfreundliche Haltung aller ermländischen Bischöfe die Germanisierungsmaßnahmen der preußischen Regierung häufig paralyisiert worden<sup>92)</sup>.

Einen wichtigen Einschnitt für das Verhältnis auch der Kirche und der Katholiken zur polnischen Bevölkerung bedeutete der Kulturkampf oder genauer gesagt: die Zeit danach. Mit dem Erlaß des Schulaufsichtsgesetzes und einer Reihe von Sprachverordnungen für die östlichen Provinzen 1872/73 unternahm die preußische

87) Vgl. dazu Akten zur preußischen Kirchenpolitik in den Bistümern Gnesen-Posen, Kulm und Ermland 1885—1914. Bearb. v. E. GATZ (VERÖFFENTLICHUNGEN DER KOMMISSION FÜR ZEITGESCHICHTE, Reihe A: Quellen, Bd. 21). Mainz 1977.

88) KARP, Bischof Andreas Thiel, a. a. O., S. 70—81.

89) Vgl. dazu den ebd. S. 58, Anm. 3, genannten Aktenbestand des ehemaligen Staatsarchivs Königsberg, jetzt im Geheimen Staatsarchiv Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Berlin.

90) K. v. d. GROEBEN, Die öffentliche Verwaltung im Spannungsfeld der Politik, dargestellt am Beispiel Ostpreußen (SCHRIFTEN ZUR VERWALTUNGSWISSENSCHAFT, Bd. 7). Berlin 1979, S. 220—223, Zitat S. 221.

91) Für die Diözese Kulm vgl. E. MYCZKA, Z dziejów walki o wiarę i polskość pod zaborem pruskim. In: STUDIA GDAŃSKIE 1 (1973), S. 113—144, und 2 (1976), S. 7—40. — F. RINGWELSKI, Augustyn Rosentreter, biskup chełmiński (1898—1926), wobec sprawy polskiej. In: STUDIA PELPLIŃSKIE 1977 [1980], S. 7—126.

92) J. OBLĄK, Stosunek Kościoła katolickiego do polskiej ludności katolickiej w diecezji warmińskiej w latach 1800—1870. In: TOWARZYSTWO NAUKOWE KATOLICKIEGO UNIwersytetu LUBELSKIEGO. SPRAWOZDANIA 7 (1958) [1959], S. 92—96, hier S. 96, vgl. auch DERS., Stosunek niemieckich władz kościelnych (wie Anm. 79), S. 135.

Regierung Schritte, die von Oswald Hauser als „der eigentliche Sündenfall des Übergangs von der humanitären Staatsidee zum verengten nationalen Denken mit dem letzten Ziel der „Umvolkung<sup>93)</sup>“ bezeichnet worden sind. Die Folge war ein „Zyklus von Kettenreaktionen“<sup>94)</sup>, auf der einen Seite ein immer schärferer Widerstand der polnischsprachigen Staatsbürger und immer größere Bereitschaft für den Gedanken der Separation — auch im Ermland — und auf der anderen Seite immer härtere Gegenmaßnahmen der Regierung. Während des Kulturkampfes standen deutsche Katholiken und Polen noch gemeinsam in der Abwehr der Übergriffe des Staates auf die Kirche und im Widerstand gegen die die Polen diskriminierenden Sprachverordnungen<sup>95)</sup>. Als sich in der Phase des Abbaus des Kulturkampfes und im Zuge der Bekehrung des Zentrums zur nationalen Idee der „Integrationsprozeß der deutschen Katholiken in die „Reichsnation““<sup>96)</sup> vollzog, trat eine immer stärkere Auseinanderentwicklung zwischen ihnen und den Polen ein. Dabei sind auf deutscher Seite zunächst noch zwei Richtungen zu unterscheiden, als deren Repräsentanten im Ermland Bischof Thiel — und auch Dompropst Dittrich<sup>97)</sup> — auf der einen und Weihbischof Eduard Herrmann auf der anderen Seite angesehen werden können. Während — kurz gesagt — Thiel angesichts der als unvermeidlich angesehenen Eindeutschung der Polen mit einer juristischen Minimallösung deren Rechte zu wahren suchte, trat Herrmann als warmherziger Seelsorger ohne Vorbehalte für sie ein<sup>98)</sup>.

Auf der politischen Ebene blieben noch Gemeinsamkeiten zwischen Zentrum und Polen in Fragen der Sozialpolitik und auch der antisozialistischen Orientierung. Die Kluft in der nationalen Frage wurde aber immer tiefer. Indiz dafür war im Ermland der Übertritt der beiden polnischsprachigen Pfarrer Barczewski<sup>99)</sup> und Bilitewski<sup>100)</sup> zur großpolnischen Bewegung in den Jahren

93) HAUSER, a. a. O., S. 301—303, Zitat S. 302 f.

94) Ebd. S. 303.

95) Vgl. die Parlamentsrede des Bischofsburger Propstes Eduard Herrmann vom 12. März 1900 in: STENOGRAPHISCHE BERICHTE DES HAUSES DER ABGEORDNETEN. 1900. Bd. 2, Sp. 2836. Wiederabdruck in: UEH 21 (1975) Nr. 2, S. V. Auszug in: ZGAE 37 (1974), S. 69 f.

96) MORSEY, Die deutschen Katholiken, a. a. O., S. 38.

97) F. BUCHHOLZ, Dittrich, Franz. In: ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE. Bd. 1. Königsberg 1941, S. 135. — Vgl. die Landtagsreden Dittrichs vom 4. Februar 1895 in: UEH 20 (1974) Nr. 4, S. IX f. Dazu H. PREUSCHOFF, Preußen und Polen (6). In: UEH 29 (1983) Nr. 3, S. X.

98) KARP, Bischof Andreas Thiel, a. a. O., S. 96—103. — PREUSCHOFF, Andreas Thiel (wie Anm. 48), hier UEH 22 (1976) Nr. 1 und 2/3.

99) KARP, Bischof Andreas Thiel, a. a. O., S. 87—91. — Vgl. neuerdings auch J. OBLĄK, Książdz Walenty Barczewski. In: WARMIŃSKIE WIADOMOŚCI DIECEZJALNE 33 (1978) Nr. 5, S. 225—231. — W. OGRODZIŃSKI, Miejsce Walentego Barczewskiego w kulturze polskiej. In: KOMUNIKATY MAZURSKO-WARMIŃSKIE Nr. 2—4 (152—154), 1981, S. 423—427. (Siehe in diesem Band, unten, S. 181.)

100) KARP, Bischof Andreas Thiel, a. a. O., S. 91—94.

1907 bzw. 1910, nachdem sie ihren Einsatz für das Polentum des Ermlandes nicht mehr mit der Loyalität gegenüber dem preußisch-deutschen Nationalstaat glauben verbinden zu können. Ganz klar hat diese Problematik der bei uns zu Unrecht vergessene Publizist und Volksschriftsteller Eugen Buchholz gesehen<sup>101</sup>). Er verurteilte nach der Jahrhundertwende die den Interessen des Katholizismus sehr schädende radikalpolnische Rücksichtslosigkeit ebenso wie die polenfeindliche Strömung, die sich immer mehr auch im Zentrum ausbreitete<sup>102</sup>). Er sah schließlich die politische Spaltung zwischen Zentrum und Polen als unvermeidlich an<sup>103</sup>). Er hat damit zumindest andeutungsweise ausgesprochen, was wir heute klarer sehen: „Im Zeitalter des Nationalismus war auch die katholische Kirche zur internationalen Solidarisierung ihrer Mitglieder nicht imstande“<sup>104</sup>). Die ganze Tragik dieser Situation kommt in einem Vorfall aus dem Frühjahr 1920 zum Ausdruck, als Buchholz ausgerechnet in der *Gazeta Olsztyńska*, die er jahrelang bekämpft hatte<sup>105</sup>), in deutscher Sprache „gegen die andauernd polenfeindliche, extrem nationalistische Haltung“ des einst von ihm gegründeten *Allensteiner Volksblattes*<sup>106</sup>) protestierte<sup>107</sup>) und von dessen Chefredakteur Carl Stephan<sup>108</sup>) eine harte Abfuhr erhielt<sup>109</sup>).

Angesichts der Minusbilanz der Forschung konnte mit den hier vorgetragenen Überlegungen nicht einmal der „Versuch einer Bi-

- 101) F. BUCHHOLZ, Schriftsteller Eugen Buchholz. Braunsberg 1928. — A. MAŃKOWSKI, Buchholz, Eugeniusz (1865—1928). In: POLSKI SŁOWNIK BIOGRAFICZNY. Bd. 3. Kraków 1937, S. 76. — T. ORACKI, Słownik biograficzny Warmii, Mazur i Powiśla. Warszawa 1963, S. 36 f. — J. OLEKSIŃSKI, Buchholz, Eugeniusz. In: ENCYKLOPEDIA KATOLICKA. Bd. 2. Lublin 1976, Sp. 1148.
- 102) E. BUCHHOLZ, Aus der Praxis eines Redakteurs und Schriftstellers. Danzig 1907, S. 96.
- 103) Ebd. S. 94 f.
- 104) LILL, Die deutschen Katholiken, a. a. O., S. 360, Anm. 59. — Vgl. auch MORSEY, Die deutschen Katholiken, a. a. O., S. 63: „Der deutsche Katholizismus befand sich durchaus im Einklang mit einer Entwicklung, wie sie damals auch in anderen Ländern verlief: Die staatsbürgerliche Loyalität war unvergleichlich viel stärker als alle ‚internationalen‘ konfessionellen Bindungen.“
- 105) Vgl. KARP, Bischof Andreas Thiel, a. a. O., S. 67—69.
- 106) Es erschien zunächst seit Oktober 1891 unter dem Namen *Allensteiner Volkszeitung*, konnte sich nur ein Jahr halten und wurde mit Hilfe der Kurie in Frauenburg von Oktober 1893 ab, nunmehr als *Allensteiner Volksblatt*, neu herausgebracht. Vgl. E. BUCHHOLZ, S. 11—13 (die Jahreszahlen 1901—1903 ebd. sind 1891—1893 zu lesen). — J. OBLĄK, Sprawa polska ludności katolickiej na terenie diecezji warmińskiej w latach 1870—1914. In: NASZA PRZESZŁOŚĆ 18 (1963), S. 69. — H. Kunigk, Das Allensteiner Volksblatt in der Weimarer Republik. In: ZGAE 41 (1981), S. 73 f.
- 107) GAZETA OLSZTYŃSKA Nr. 37 vom 23. 3. 1920.
- 108) Jedenfalls ist zu vermuten, daß der mit X. Y. gekennzeichnete Artikel von Stephan stammt. — Über ihn und seine Rolle während der Volksabstimmung im südlichen Ermland und Masuren KUNIGK, a. a. O., S. 74—82. — Vgl. auch OBLĄK, Sprawa polska, a. a. O., S. 69—71.
- 109) ALLENSTEINER VOLKSBLATT Nr. 79 vom 29. 3. 1920.

lanz<sup>110)</sup> der ermländischen Geschichte des 19. Jahrhunderts unter-  
nommen werden. Es handelte sich vielmehr lediglich um histori-  
sche Anmerkungen zur gegenwärtigen Diskussion über die Rolle  
Preußens in der deutschen Geschichte aus der Sicht der katholi-  
schen Ermländer. — Preußen als Staat existiert nicht mehr, aber  
seine Geschichte ist noch gegenwärtig — das dürften die hier vor-  
gelegten Gedanken einmal mehr bewiesen haben.

## Warmia a Prusy w XIX wieku

### Streszczenie

W związku z pierwszym rozbiorem Polski w 1772 r. zarządzana przez  
ponad 200 lat przez biskupów polskich Warmia utraciła dawną polityczną  
samodzielność. Mimo to jej mieszkańcy zachowali w protestanckich Pru-  
sach swoją katolicką odrębność. Reforma całego szkolnictwa warmiń-  
skiego, przeprowadzona przez biskupa Józefa von Hohenzollern, stworzyła  
solidne podstawy do odnowienia życia kościelnego i na tym też fundamen-  
cie budować mogli jego następcy. Pod względem gospodarczym integracja  
katolików warmińskich w państwie pruskim wspierana była przez  
fakt, że chłopom, którzy pod rządami biskupów ogólnie biorąc żyli dobrze,  
po reformach XIX wieku przynajmniej nie wiodło się gorzej. Na zahamo-  
wanie tego procesu integracyjnego nie były w stanie decydująco wpłynąć  
ani upośledzenie Warmian, co uwidoczniło się przez powołanie ewange-  
lickich landratów, ani też walka państwa pruskiego z Kościołem kato-  
lickim (tzw. Kulturkampf). Wraz z upływem czasu splendor nowego nie-  
mieckiego cesarstwa przewyciężył również i u katolików Prus Wschod-  
nich ustępujące powoli dawne uczucie obcości wobec państwa. Jednoc-  
ześnie jednak „grzech pierworodny unarodowienia Prus“ zmącił rzeczy-  
wiście dobre dotąd stosunki niemieckich mieszkańców Warmii z mó-  
wiącymi po polsku współwyznawcami, którzy przecież jeszcze pod koniec  
XIX wieku stanowili około 1/4 wszystkich katolików biskupstwa. Jed-  
nak w tym wypadku ten sam zły duch czasu oddziaływał podobnie na obie  
strony.

H. R.

## Warmia and Prussia in the 19th Century

### Summary

In connection with the First Partition of Poland in 1772 the Episcopal  
Principality of Warmia, ruled by Polish bishops for more than 200 years,  
lost its political sovereignty. Still its inhabitants preserved their Catholic  
individuality in Protestant Prussia. In reforming the whole school system  
of Warmia, Bishop Joseph of Hohenzollern laid the foundation of an in-  
novation of church life, which the succeeding bishops could base upon.  
With regard to economy the integration of the Catholics in Warmia within  
the Prussian state was supported by the fact, that the peasants, who in  
general had lived well under the crosier, were at least not doing worse  
after the reforms of the 19th century. Neither the neglect of the inhabi-  
tants of Warmia especially by engaging evangelical district presidents nor

110) So der Untertitel der großen Preußen-Ausstellung in Berlin (15. August bis 15.  
November 1981).

the Kulturkampf could decisively delay the process of integration. The glamour of the Prussian-German empire increasingly overcame the "feeling of alienation from the Reich" even of the East-Prussian Catholics. The "sin of nationalizing Prussia", however, clouded also the — so far good — relation between the German inhabitants of Warmia and the Polish-speaking fellow-believers, who amounted to about one quarter of all Catholics of the bishopric even in the end of the 19th century. The same evil zeitgeist took effect on both sides.

G. K.

# Konvertiten im Ermland um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert

Von Anneliese Triller

Während des 17. Jahrhunderts gab es in der protestantischen Kirche Deutschlands immer neu aufflammende Wirren und theologische Kämpfe zwischen Lutheranern und Calvinisten. Diese Streitigkeiten spielten auch mehr und mehr im lutherischen Herzogtum Preußen eine Rolle, nachdem der neue Landesherr, Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg, 1613 zur Reformierten Kirche übergetreten war. Die Stände des Herzogtums, die lutherischen Geistlichen und die Universität Königsberg wehrten sich gegen die, wie sie es nannten „calvinische Rotte“<sup>1)</sup> und die „verdammliche zwinglianische Sekte“<sup>2)</sup> als eine gefährliche Irrlehre. Extrem orthodox lutherische Theologen wie Coelestin Mislenta<sup>3)</sup> (1588—1653) beherrschten seit dem dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts die Kanzeln und Katheder des Landes, maßen sich in erbitterten öffentlichen Disputationen und ließen scharfe Streitschriften drucken, die den Gegner unerbittlich angriffen und persönlich herabsetzten. Gegen die Jahrhundertmitte kam jedoch durch die Berufung des Pommern Christian Dreier (1610—1678) zum Theologieprofessor an der Königsberger Universität die irenische Richtung im Protestantismus zur Geltung, die man als „Synkretismus“ bezeichnete. Der Begriff stammt von Plutarch und kennzeichnet den Zusammenschluß der sonst uneinigen Kreter gegen äußere Feinde. Diese ursprünglich eher positive Bedeutung des Wortes wurde dann von den Gegnern der Versöhnung mit den anderen Bekenntnissen im 17. Jahrhundert mehr negativ als „Glaubensmengerei, religiöse Heuchelei, Lauheit, Phantasterei und Verrat“<sup>4)</sup> gedeutet.

Der Begründer des neueren Synkretismus war der Helmstedter Theologe Georg Calixt (1586—1656), der die Versöhnung von Lutheranern und Reformierten sowie eine Annäherung an die Katholiken durch ein Zurückgehen zu der gemeinsamen altkirchlichen Grundlage der ersten fünf christlichen Jahrhunderte, d. h. zu den Kirchenvätern und der hl. Schrift, zustande bringen wollte. Diese Haltung der konfessionellen Duldung wurde von den preußischen Herzögen, vor allem vom Großen Kurfürsten unterstützt, um so den landesherrlichen Calvinismus neben dem Luthertum in

- 1) G. v. SELLE, Geschichte der Albertus-Universität zu Königsberg in Preußen. Würzburg 1956, S. 77.
- 2) W. HUBATSCH, Geschichte der evangelischen Kirche Ostpreußens. Bd. 1. Göttingen 1968, S. 123.
- 3) Vgl. I. GUNDERMANN, Coelestin Mislenta. Luthertum und Calvinismus in Preußen. In: ALTPREUSSISCHE GESCHLECHTERKUNDE. Jg. 30, Bd. 13, 1982, S. 121—133.
- 4) So vielfach im zeitgenössischen lutherischen Schrifttum.

Preußen einführen und festigen zu können<sup>5)</sup>. Da aber den irenischen Bestrebungen der äußere Erfolg versagt blieb, führte die Beschäftigung mit der frühen Kirchengeschichte und die Sehnsucht nach kirchlicher Einheit manche Suchende im protestantischen Herzogtum Preußen unwillkürlich näher zur katholischen Kirche, so daß man ihnen nicht ganz grundlos „Kryptopapismus“ vorwarf und „eine Hinneigung zum Katholizismus ganz allgemein wurde“<sup>6)</sup>. Hinzu kommt wohl auch die allgemeine kirchenhistorische Situation: das gewachsene Ansehen der katholischen Kirche im Reiche und in Altpreußen sowohl durch ihren vorangegangenen innerkirchlichen Erneuerungsprozeß durch die tridentinischen Reformen wie in neuerer Zeit die habsburgisch-polnischen Erfolge gegen die Türken, die ihre Krönung 1683 in der Entsetzung Wiens fanden. Braunsberger Jesuiten, die an Sonntagen in der 1618 begründeten Königsberger Propsteikirche predigten, unterstützten diese Tendenzen.

Hier entsteht die Frage, was diese Entwicklung im protestantischen Herzogtum Preußen mit dem benachbarten Fürstbistum Ermland zu tun hat, das unter der Oberherrschaft des Königs von Polen stand und bis auf vorübergehende Bestrebungen Einzelner in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts rein katholisch geblieben war. Immerhin waren die Grenzen zwischen Herzogtum und Bistum sehr durchlässig, gestatteten nicht nur Handel und Verkehr und Wechsel z. B. von Händlern, Dienstleuten, Hirten usw., sondern auch Besuche, Gespräche und Verhandlungen privater und politischer Natur. So kam es, daß sich Fragende und Suchende, von der konfessionellen Zwietracht im protestantischen Lager abgestoßen, zum katholischen Ermland oder auch nach Westpreußen, dem sogenannten Königlich Polnischen Preußen wandten und dort bei gelehrten Theologen, vornehmlich Ordensleuten, den Jesuiten in Braunsberg oder den Zisterziensern in Oliva, Hilfe und Rat suchten und fanden. Diese — wenn man sie übertreibend so nennen darf — Konversionsbewegung hat ihrerseits dem Bistum Ermland bedeutende Persönlichkeiten zugeführt und ihm manchen Nutzen gebracht.

Franz Dittrich hat über die durch den Synkretismus aus dem Herzogtum Preußen ins Ermland gelangten Konvertiten in seiner umfangreichen „Geschichte des Katholicismus in Altpreußen“<sup>7)</sup>, allerdings sehr zerstreut an mehreren Stellen, gehandelt. Derselbe veröffentlichte außerdem in lateinischer Sprache eine knappe

5) Vgl. J. WEINBERG, Die Kirchenpolitik des Großen Kurfürsten in Preußen (JAHRBUCH DER ALBERTUS-UNIVERSITÄT KÖNIGSBERG/PR., Beih. 23.) Würzburg 1963.

6) v. SELLE, S. 107. — Etwas vereinfachend spricht DANIEL HEINRICH ARNOLDT in seiner Kurzgefaßten Kirchengeschichte des Königreichs Preußen, Königsberg 1769, S. 594, davon, daß „durch die lutherischen Theologen, welche des synkretistischen Wesens sich theilhaftig gemacht haben, dem Pabstthum Thür und Thor aufgetan ward“.

7) In: ZGAE 13 (1901) S. 1—289; 493—741 und 14 (1903) S. 1—130.

Zusammenstellung derer, die am Ausgang des 17. Jahrhunderts von den Königsberger Synkretisten zur katholischen Kirche übergingen<sup>9)</sup>. Walther Hubatschs Geschichte der Evangelischen Kirche Ostpreußens<sup>9)</sup> behandelt die synkretistische Bewegung von der protestantischen Seite aus, es streift sie auch Bruno Schumacher in seiner Geschichte Ost- und Westpreußens<sup>10)</sup>. Dennoch erschien es wertvoll und interessant, die Schicksale der ins Ermland eingewanderten „Synkretisten“ nicht nur zusammenhängend, sondern auch unter Heranziehung weiterer Quellen des Allensteiner Diözesanarchivs<sup>11)</sup> darzustellen. Zu Beginn sollen Lebenslauf und Schicksal der edelsten und zugleich bedeutendsten Gestalt unter diesen Konvertiten, des Johann Philipp Pfeiffer, geschildert werden, was in mancher Hinsicht typisch ist. Über den Genannten besitzen wir ausführliche und gute zeitgenössische Quellen, vor allem einen von seinem Schwiegersonn Christian Helwich kurz nach dem Tode Pfeiffers 1695 herausgegebenen Lebenslauf<sup>12)</sup>.

Pfeiffer wurde am 19. Februar 1645 als Sohn des gelehrten und in seiner Vaterstadt sehr angesehenen kaiserlichen Notars und Ratssekretärs Heinrich Pfeiffer und dessen Frau Martha Warget in Nürnberg geboren. Er besuchte ab 7. Lebensjahr die Schule bei der St.-Lorenz-Kirche und später das Gymnasium, wo er sich schon mit seinen griechischen und hebräischen Sprachkenntnissen hervortat. Der 18jährige begann 1663 seine Studien an der nahen, seit 1623 bestehenden Universität Altdorf und widmete sich besonders dem Studium der Aristotelischen Philosophie, zugleich aber auch den Kirchenvätern. Bei Bildungsreisen durch verschiedene Städte brachte ihm ein Aufenthalt in Helmstedt die erste Berührung mit der synkretistischen Richtung in der evangelischen Theologie. Der Grund dafür, daß Pfeiffer sich schließlich 1664 an der entfernten Universität Königsberg immatrikulieren ließ, war sicher seine Beziehung zu dem seit 1644 dort wirkenden Theologieprofessor Christian Dreier<sup>13)</sup>, eines Hauptvertreters der

8) F. DITTRICH, *Catalogus eorum, qui exeunte saeculo XVII. e syncretistarum Regiomontanorum numero ad catholicam ecclesiam transierunt*. In: *Index Lectorum in Lyceo Regio Hosiano Brunsbergensi*. Sommer-Semester 1901. Braunsberg 1901, S. 3—11.

9) HUBATSCH, a. a. O., S. 143—153.

10) B. SCHUMACHER, *Geschichte Ost- und Westpreußens*. Würzburg 1977, S. 171.

11) *Archiwum Diecezji Warmińskiej w Olsztynie* [ADWO]. Für die Möglichkeit, das Archiv zu benutzen, sei seinem Direktor, Bischof Dr. Jan Oblak, gedankt.

12) CH. HELWICH, *Lebenslauf Johann Philipp Pfeiffers, Oliva 1695*. Lateinisch: CHRISTIANUS DE HELWICH, *Vita Johannis Philippi Pfeifferi*. In: CHRISTIAN GRYPHIUS, *Vitae selectae*. Breslau 1739, S. 581—600. — ALLGEMEINE DEUTSCHE BIOGRAPHIE [ADB]. Bd. 25. Leipzig 1887, S. 639—641. — DITTRICH, in: ZGAE 13 (1901) S. 631—682.

13) Vgl. TH. MOLDAENKE, *Christian Dreier und der synkretistische Streit im Herzogtum Preußen* (SCHRIFTEN DER SYNODALKOMMISSION FÜR OSTPREUSSISCHE KIRCHENGESCHICHTE, 6). Königsberg 1909. — B. SCHUMACHER, *Christian Dreier*, in: ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE [APB]. Bd. 1. Königsberg 1941, S. 151. — HUBATSCH, S. 145—153.

versöhnlichen Haltung des Georg Calixt. In Ostpreußen schlug sich der Nürnberger Student dann wie üblich zuerst als Hauslehrer durch, bis er es 1666 zum Magister brachte und selbst schon philosophische Vorlesungen hielt. Er muß Königsberg liebgewonnen und dort festen Fuß gefaßt haben, da er, obwohl von seiner verwitweten Mutter zurückgerufen, nach kurzem Heimatbesuch in Franken wieder dorthin zurückkehrte. 1671 wurde Pfeiffer an der Albertina zum ordentlichen Professor der griechischen Sprache berufen, zwei Jahre später daneben noch zum Bibliothekar der berühmten, in einem Turm des Domes untergebrachten Wallenrodschen Bibliothek sowie 1679 dazu der Schloßbibliothek ernannt. Bei dieser zusätzlichen Tätigkeit erwarb sich Pfeiffer manche Verdienste um die ihm anvertrauten Büchereien<sup>14)</sup>. Obwohl er in seinem philologischen Fache auf das eifrigste sowohl studierend wie dozierend und schreibend tätig war, was schließlich in dem 1689 erschienenen Werk über griechische Antiquitäten<sup>15)</sup> die Krönung fand, galt des Professors Hauptinteresse aber vor allem der Theologie. Durch das dank seiner vollendeten griechischen Sprachkenntnisse ungewöhnlich gründliche Verständnis der Kirchenväter empfing er auf diesem Gebiet viele Anregungen, gelangte aber auch unmerklich katholischen Anschauungen immer näher. Obwohl schon 1680 vom Kurfürsten zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt, konnte er dieses Amt mehrere Jahre lang noch nicht antreten, da man seiner lutherischen Rechtgläubigkeit nicht traute, weil er ein Freund seines synkretistisch eingestellten Kollegen Christian Dreier war. Endlich fand am 2. November 1684 die Disputation anlässlich Pfeiffers Promotion zum Doktor der Theologie statt. Das Thema hieß „Quod in Coeto Lutherano etiam sit vera Ecclesia“ („Daß auch die Lutheraner zur wahren Kirche gehören“). Bei dieser Gelegenheit äußerte Pfeiffer einige kritische Bemerkungen über die lutherische Kirche und ihre Praxis, was seinen Kontrahenten, den orthodox-lutherischen Prediger Bernhard von Sanden in höchste Angriffslust versetzte. Als der Kurfürst Pfeiffer 1685 zum zweiten Hofprediger ernannte, gab es für diesen in den folgenden Jahren unerfreuliche Streitigkeiten mit anderen Königsberger Theologen, die sich noch steigerten, als von ihm 1693 ein für die Jugend verfaßter Katechismus herauskam, der manche katholisierende Anschauung enthielt.

14) Vgl. E. KUHNERT, Geschichte der Staats- und Universitäts-Bibliothek zu Königsberg. Leipzig 1926, S. 133—143. Pfeiffer vermehrte die Einnahmen der Bibliothek, schaffte größere Werke auch aus der römisch-katholischen und griechisch-katholischen Literatur an und erstellte einen neuen alphabetischen Katalog.

15) *Antiquitates Graecae*. Königsberg 1689. Das Buch wurde sehr anerkannt, galt „als ein Werk stupenden Fleißes und die einzige Schrift der Art“, DITTRICH, a. a. O., S. 631, wenn man ihm auch später vorwarf, es sei „ohne Verständnis für den hellenistischen Geist, nur an den Äußerlichkeiten haftend“, ADB, a. a. O., S. 641.



Pfeiffer war seit 1672 mit der Königsbergerin Dorothea Landenberg verheiratet, die ihm einen Sohn und zwei Töchter gebar, aber bereits 1689 starb. Er lebte sehr still und zurückgezogen, nur seinen Studien und der Seelsorgstätigkeit hingegeben. Er fastete regelmäßig und zu seiner Lieblingslektüre gehörte Thomas von Kempis Nachfolge Christi. Es war sein Amt, häufiger zu predigen. Wie beliebt er bei den Königsberger Gläubigen war, folgt aus der Tatsache, daß er damals, als in der lutherischen Kirche noch die Ohrenbeichte geübt wurde, zu den gesuchtesten Beichtvätern der Stadt gehörte. Mancher wollte nicht mehr beichten, nachdem Pfeiffer fortgezogen war. 1688 starb sein Freund, der erste Hofprediger Christian Dreier, in dessen Stelle sein Hauptgegner Bernhard von Sanden rückte, der sofort mit seinem Kollegen einen unerfreulichen Streit über den Gebrauch des Vaterunsers beim Abendmahl begann. Mehr noch quälten den sensiblen und gewissenhaften Pfeiffer in zunehmendem Maße Zweifel an der Gültigkeit seiner Ordination. Er plante damals, sich von dem griechisch-orthodoxen Metropoliten Arsenius, der sich zum Kollektensammeln in Königsberg aufhielt, die Priesterweihe geben zu lassen, wozu es jedoch nicht kam. Allmählich entfernte er sich immer mehr von seiner bisherigen synkretistischen Meinung, daß alle Konfessionen gleichberechtigte Zweige einer Kirche seien und suchte und fand die Wahrheit mehr und mehr auf katholischer Seite.

Ein äußeres Ereignis trieb ihn dann zur Entscheidung. Im Sommer 1692 lud ihn der Landhofmeister Graf zu Dohna auf seine Güter ins Oberland ein, von wo Pfeiffer wegen Bücherkauf und Bekanntenbesuch mit Sohn und Tochter im eigenen Wagen nach dem nahen Danzig fuhr. Von dort aus besuchten die Reisenden die berühmte Zisterzienserabtei Oliva und wurden von dem gelehrten Abt Michael Hacki (ca. 1630—1703)<sup>16)</sup> an die Tafel des Klosters gezogen, an der auch der jüngere Bruder des Abtes, der Rektor des Jesuitenkollegs in Alt-Schottland, Johann Franz Hacki (1637—1696)<sup>17)</sup>, ein bekannter Kontroverstheologe, saß. Natürlich sprach man von „Religionssachen“, und Pfeiffer fühlte sich in vielen seiner katholischeren Anschauungen bestätigt. Wieder im Herzogtum mußte er allerdings feststellen, daß durch einen lutherischen Arzt des Klosters manche seiner Worte entstellt nach Königsberg hinterbracht wurden und so an Oberhofprediger Sanden und die Oberratsstube gelangten. Pfeiffer erstattete daraufhin dem Kurfürsten Bericht und stellte die Vorgänge richtig, fand aber keine Ruhe von seiten seiner Feinde. Der Landesherr ließ daraufhin 1694 eine Kommission zusammentreten, der so bekannte Persön-

16) Über diesen bedeutenden Zisterzienserabt vgl. K. PIWARSKI, Hacki, Michał Antoni, opat oliwski. In: POLSKI SŁOWNIK BIOGRAFICZNY 9 (1961) S. 220—221.

17) C. SOMMERVOGEL, Bibliothèque de la Compagnie de Jesus. Bd. 4. Brüssel — Paris 1893, Sp. 11f.

lichkeiten wie Samuel Pufendorf<sup>18)</sup> und Philipp Jakob Spener<sup>19)</sup> angehörten, die Pfeiffers Katechismus, seine Eingaben und Äußerungen prüfen sollte. Doch wartete dieser das Ergebnis der Untersuchung nicht ab, sondern bat den Kurfürsten in einem klaren Schreiben am 23. April 1694 um seine Entlassung aus allen Ämtern: Er vermöge in seinem geistlichen Amte nicht länger zu verbleiben, da man meine, von ihm sei der bisherige Unfriede in der preußischen Kirche ausgegangen. Er sei „alle Lehrpunkte durchgegangen, deren er als irrig beim Kurfürsten beschuldigt worden“, aber er habe sie „als wohl begründet befunden und könne mit gutem Gewissen von keinem einzigen Stück abgehen, so lieb ihm die Wahrheit, die Ruhe des Gewissens und die Seligkeit selbst sei“. Er wolle in seine Nürnberger Heimat reisen, „um dem Lande und sich selbst Ruhe zu verschaffen“. Zuletzt schlug er — allerdings vergeblich — seinen Schwiegersohn, Magister Christian Helwich, als seinen Nachfolger als Bibliothekar vor.

Fünf Tage später wurde Pfeiffer von allen Ämtern suspendiert, seine Bitte, seiner sehr an ihm hängenden Gemeinde eine Abschiedspredigt halten zu dürfen, lehnte die Regierung ab. Zuvor hatte man ihm noch 23, vom Samländischen Konsistorium verfaßt, seine angeblichen Irrtümer widerlegende Antithesen vorgelegt, die er aber sich weigerte zu unterschreiben. Kurfürst Friedrich III., der wie sein Vorgänger Pfeiffer im Grunde wohlgesonnen und der Meinung war, „daß viel Ungeziemtes aus Haß und Neid von den Feinden des Dr. Pfeiffers vorgegangen wäre“, ließ dem Scheidenden reichliches Reisegeld zukommen<sup>20)</sup>. Der Entlassene beschloß, sich zu Verwandten nach Süddeutschland zu begeben, doch kam es wieder anders als geplant. Auf der Reise nach dem Westen machte Pfeiffer Halt bei den Braunsberger Jesuiten und nahm dann eine bereits vor einem halben Jahr an ihn ergangene Einladung des ermländischen Fürstbischofs Johann Stanislaus Sbaški in dessen Residenz an. So traf der Theologe, der in Königsberg alle Brücken abgebrochen hatte, im Hochsommer 1694 mit seiner Familie im Heilsberger Bischofsschloß ein, wo er auf das freundlichste aufgenommen wurde. Im Hausbuch der Königsberger Jesuitenresidenz aus diesen Jahren hat sich die Abschrift eines vom 27. Juni 1694 datierten lateinischen Briefes Pfeiffers an einen Freund erhalten<sup>21)</sup>, in dem der Schreiber in überschwenglichen Worten diesen Heilsberger Empfang schildert. Da der Bericht zugleich eine Quelle für eine bessere menschliche Beurteilung des in der ermländischen Geschichte wegen seiner

18) Vgl. BIOGRAPHISCHES WÖRTERBUCH ZUR DEUTSCHEN GESCHICHTE. Bd. 2. München 1974, Sp. 2227f.

19) Ebd. Bd. 3, 1975, Sp. 2703f.

20) Vgl. A. RÄSS, Die Convertiten seit der Reformation. Bd. 8. Freiburg 1869, S. 484—487.

21) ADWO. Archiwum Biskupie. H 142. Annuale Missionis Regiomontanae, fol. 42.

Kämpfe mit dem Domkapitel etwas schlecht weggekommenen Bischofs Sbaški<sup>22)</sup> darstellt, sei die wichtigste Stelle nach der Übersetzung bei Dittrich<sup>23)</sup> wiedergegeben. Pfeiffer beschreibt seine Eindrücke folgendermaßen (wobei des Schreiblebers damals bedrängte Situation sowie die etwas überschwängliche Sprache des Barock berücksichtigt werden müssen): „Ich kann nicht genug die Menschenfreundlichkeit dieser Leute preisen. Besonders aber bin ich erfreut, einen so guten Bischof gefunden zu haben, dessen Humanität, Gelehrsamkeit, candor, Freigebigkeit und Frömmigkeit ich nicht genug rühmen kann. Er empfing mich mit liebevoller Umarmung, mit Worten voll des Trostes, mit vielen Tränen, den Zeugen innigster und zärtlichster Liebe gegen mich und die Meinigen. Er gewährte mir auch eine Audienz, stellte mir selbst einen Sessel zurecht und conferierte mit mir über mein und meiner Angehörigen künftiges Geschick, Leben und Wohlfahrt, er hat sich mir gegenüber so erklärt, daß ich mehr nicht verlangen konnte. Er nimmt mich an seinen Tisch und läßt den Meinigen reichliche Nahrungsmittel reichen. Siehe, wer alles verlieren will um Christi willen, findet alles. Nunmehr erkenne ich sehr klar, in einem wie jammervollen Zustande sich die kirchlichen Dinge der Lutheraner befinden. Der gütige Gott führe sie zum Lichte, welches sie für Finsternis halten. Mein Herr, wenn Du einmal unsern Bischof sehen könntest, sitzend am Altare in seinen Gewändern, mit seiner Mitra geschmückt, Du würdest glauben, einen Augustinus zu sehen. Denn er hat einen solchen Gesichtsausdruck, wie Augustinus von den Malern dargestellt wird, Du würdest Dich in einen Strom von Tränen auflösen, wenn Du einmal dem Gottesdienst beiwohntest. Wehe mir, weil mein Wohnen lange geworden unter denen, die Cedar<sup>24)</sup> bewohnen! Du wirst Dich mit den ehrwürdigen Vätern der Gesellschaft Jesu beraten: Möge der Orden der Jesuiten andern verhaßt sein, ich aber finde nunmehr, daß er heilig, gelehrt, freundlich und im höchsten Grade ehrwürdig ist. Die lutherische Blindheit weiß nicht, was sie spricht, wenn sie sagt, das Papsttum sei blind. Oh, diese Blindheit des Geistes der Menschen, diese Blindheit der Herzen! Wehe, was hat Luther getan!“

Pfeiffers Weg war nun klar vorgezeichnet. Bischof Sbaški, der seine Einstellung und umfassenden theologischen Kenntnisse ge-

22) Z. B. in der sonst guten, ausführlichen Darstellung bei H. PREUSCHOFF, Das Verhältnis des Fürstbischofs Zbaški zu seinem Domkapitel. In: ZGAE 25 (1935) S. 1—68 und 338—386. Der aus Südpolen stammende Bischof verstand die Verfassung des Ermlandes nicht und sah im Domkapitel einen lästigen Mitregenten, was dauernde Reibungen ergab. Doch war er, wofür auch der obige Bericht zeugt, eine sich eifrigst für Glauben und Kirche einsetzende, menschliche und kontaktfreudige Persönlichkeit.

23) ZGAE 13 (1901) S. 673 f.

24) Cedar (Kedar). Nach Psalm 129 ein Land, wo Unglaube und Herzenshärte herrschen.

prüft hatte, nahm ihn am 25. Juli 1694 mit seinem Sohne und den beiden erwachsenen Töchtern in die katholische Kirche auf, firmte ihn und erteilte ihm die niederen Weihen. Als Sbaški kurz darauf nach Warschau zu seinem besonderen Gönner, König Johann Sobieski, reisen mußte, nahm er Pfeiffer mit und stellte ihn dem König vor, mit dem dieser ein eingehenderes Gespräch führte. Der Bischof hätte dem Theologen gern ein Amt an seinem Heilsberger Hofe verliehen, aber der körperlich Geschwächte bevorzugte wohl eine seelsorgliche Tätigkeit. Darum übertrug ihm Sbaški am 1. August 1694 die nicht allzuweit von Heilsberg gelegene ertragreiche Pfarrei Siegfriedswalde, sicher mit der Absicht, den Gelehrten später auch noch zum Priester zu weihen. Um seine Stellung vorerst zu erhöhen, investierte ihn der Bischof am 3. Januar 1695 außerdem als nichtresidierenden Domherrn des Kollegiatstiftes Guttstadt<sup>25)</sup>. Im Sommer desselben Jahres, am 5. Juli 1695, kam noch die Nachbarpfarre Freudenberg hinzu.

Doch Pfeiffer, der schon während seiner letzten Königsberger Jahre kränkelte und dessen sensible Konstitution unter den Aufregungen der letzten Jahre gelitten hatte, besaß nicht mehr die Kraft, sich der ermländischen Pfarrseelsorge zu widmen. Er starb bereits am 10. September 1695, nachdem er von einem Besuch in Danzig bei befreundeten Ordensleuten zurückgekehrt war, morgens um 9 Uhr in seinem Siegfriedswalder Pfarrhaus an einem bösartigen Fieber. Nachdem ihn sein Vikar mit den Sterbesakramenten versehen hatte, nahm er einen erbaulichen und „seligen“ Abschied, wie es Pfarrer Drescher in seiner Predigt in der Königsberger Propsteikirche ausdrückte. Überall verbreitete sich die Nachricht von Pfeiffers Tod, an vielen Orten wurden für ihn Totenmessen gehalten. Aufs feierlichste begangene Exequien mit Predigt fanden in der Heilsberger Pfarrkirche, wohin man den Sarg vom Bischofsschlosse aus überführte, in Gegenwart des Bischofs statt. Drei Bischöfe, der größte Teil des ermländischen Klerus, Adlige und Bürger nahmen daran teil.

Die bischöflichen Kurialakten enthalten den Wortlaut des Pfeifferschen Testaments und berichten über dessen Eröffnung am 5. November 1695<sup>26)</sup>. Der Verstorbene erklärt darin — was für ihn sicher mehr als eine formelhafte Wendung war —, daß er seine durch das Blut Jesu Christi erlöste Seele Gott Vater empfehle, und daß er in Frieden in den Wunden Jesu Christi im Schoße der heiligen katholischen römischen Kirche entschlafen wolle. Seine weltliche Habe, die er mit der Gnade Gottes in Königsberg durch seine Arbeit erworben habe, vermache er seinen drei in rechtmä-

25) Das Kollegiatstift Guttstadt bestand aus zwölf Domherren, von denen im 17. Jahrhundert fünf in Guttstadt residierten, während sieben nichtresidierende Titular-domherren waren, die in der Reihenfolge ihrer Ernennung nachrückten, vgl. A. BIRCH-HIRSCHFELD, Geschichte des Kollegiatstiftes Guttstadt 1341—1811. In: ZGAE 24 (1932) S. 748.

26) ADWO. Archiwum Biskupie. Acta Curiae. Bd. 21, fol. 237.

Biger Ehe gezeugten Kindern: seinem einzigen Sohn Christian Richard Stanislaus und seinen beiden Töchtern: Martha, die mit dem Dr. der Philosophie und Medizin Christian Helwich mit gnädigster Zustimmung des Fürstbischofs verheiratet sei, und Anna Catharina Theresia. Nach den üblichen Legaten an Klöster, das Braunsberger Seminar und Hospital mit der Bitte um Gebet, bestimmt er noch, daß sein Schwiegersohn Christian Helwich alle seine Bücher erben sollte<sup>27)</sup>.

Für das Ermland war es ein großer Verlust, daß ein gelehrter Theologe, eine Persönlichkeit wie Pfeiffer, nach kurz vorheriger „Einbürgerung“ so schnell, erst 50jährig, verstarb. Dieser hätte nicht nur in der Seelsorge, sondern später auch als residierender Guttstädter, wahrscheinlich auch ermländischer Domherr in Frauenburg in theologischer und religiös vorbildlicher Hinsicht größere Bedeutung gewonnen. Vor allem hätte er wohl ausgleichend auf das in jenen Jahrzehnten des 17. und noch bis ins 18. Jahrhundert hinein oft gespannte Verhältnis zwischen Bischof und Kapitel wirken können, d. h. den Auseinandersetzungen, die mit der im Ermland herrschenden Regierungsform, dem Kondominat von Bischof und Domkapitel, zusammenhingen, Streitigkeiten, die gerade unter Bischof Sbaški zu ihrem Höhepunkt gelangten.

Pfeiffers zweite Pfarrei Freudenberg, eine der ältesten Kirchen des Ermlandes, erhielt nach dessen Tod sein ebenfalls aus dem Herzogtum Preußen und dem Luthertum herkommender Freund Johann Caspar Senckler, über den wir allerdings weit weniger Nachrichten besitzen<sup>28)</sup>. Dieser stammte aus Oldendorf in der Grafschaft Ravensberg in Westfalen, studierte seit 1681 in Königsberg Philosophie und wirkte dann an der Universität als Magister und Doktor in der Philosophischen Fakultät. Schon früh war er mit Pfeiffer befreundet und hatte sich den Synkretisten angeschlossen. Durch engere Beziehungen zur Königsberger Jesuitenresidenz entschloß er sich noch vor seinem Freund zur Konversion und legte bereits 1694 gemeinsam mit dem Schloßpredigeradjunkt Frommhold Ring in der Königsberger Propsteikirche das Bekenntnis zum katholischen Glauben ab. Als ihm der Rektor der Universität Vorhaltungen machte, bekannte Senckler offen, er habe „etwa 20 junge Leute zur päpstlichen Religion gebracht“ und andere seien noch auf dem Weg dahin. Zielbewußt begab sich Senckler dann nach Braunsberg in das Kolleg der Jesuiten und konnte dort bei seinem hohen Wissensstand bald zum Priester geweiht werden. Nach dem Tod seines Freundes Pfeiffer 1696, den er noch kurz zuvor besucht hatte, übernahm er dessen Pfarrei Freudenberg

27) Das Testament wurde vom Bischof bestätigt. Als Exekutoren unterschrieben die Heilsberger Ratsherren Andreas Kober und Bonaventura Heinig. Pfeiffers Unterschrift wurde durch die seines Kaplans Simon Neiman beglaubigt.

28) Vgl. A. POSCHMANN, Johann Kaspar Senckler. In: APB. Bd. 2. Marburg 1967, S. 666.

und wurde wie dieser am 15. November 1696 nichtresidierender Domherr von Guttstadt. Er wirkte dann von 1703 bis 1709 als Erzpriester von Seeburg und wurde zuletzt noch zum ermländischen Domherrn ernannt<sup>29)</sup>. 1701 gab Senckler in der Braunsberger Jesuitendruckerei die Kontroversschrift „Richtiges Papsttum, nichtiges Lutherthum“ heraus, in der er seinen Übertritt begründete.

Zum Kreise um Pfeiffer und Senckler gehörte auch der schon erwähnte Sigismund Frommhold Ring<sup>30)</sup>. Er stammte aus Brieg in Schlesien und studierte seit 1676 an der Königsberger Universität Theologie. Als Schüler von Christian Dreier gehörte er zu den Synkretisten, weswegen man ihn 1686 aus seinem Amte als Schloßpredigeradjunkt entließ. Doch erreichte er durch eine Reise zum Kurfürsten Friedrich Wilhelm nach Berlin, daß die oberste Kirchenbehörde ihn rehabilitieren mußte und er 1688 die evangelische Pfarrei Brandenburg am Frischen Haffe übernehmen konnte. Dort machte sich Ring, der verheiratet war, aber bald durch katholisierende Predigten und häufigere Reisen zu den Jesuiten im nahen Braunsberg verdächtig. Darum eröffnete das Konsistorium 1692 einen Prozeß gegen ihn und suspendierte den Pfarrer vorerst für ein halbes Jahr vom Amte. Dieser wartete jedoch keine weitere Entscheidung ab, sondern begab sich mit Frau und Kindern nach Braunsberg, wo die Jesuiten die Familie aufnahmen. Nach längerer Vorbereitung traten Ring und seine Angehörigen am 3. Februar 1694 zusammen mit Senckler in der Königsberger Propsteikirche zum katholischen Glauben über. Dann sorgte der so sehr um die Königsberger Konvertiten bemühte ermländische Bischof Sbaški sich um den Neubekehrten und die Seinen. Er unterstützte die Familie längere Zeit in Heilsberg, während Rings Söhne das Braunsberger Jesuitengymnasium besuchten. Nach vorübergehendem Aufenthalt in seiner schlesischen Heimat kehrte Ring ins Ermland zurück und nahm seinen Wohnsitz in Braunsberg, wo er bis 1709 nachweisbar ist und vom Ermländischen Domkapitel unterhalten wurde, da er, wie es hieß, „beständig und exemplarisch dem Glauben lebe“<sup>31)</sup>. Priester wurde Ring nicht, aber auch er veröffentlichte in zwei Schriften „Kurzgefaßte Antwort auf drei schwere Fragen“ und „Wolgemeynte Antwort auff zwo wichtige Fragen“ die Begründung seines Konfessionswechsels.

Ein weiterer Konvertit, der gegen Ende des 17. Jahrhunderts als Priester in den Dienst der Diözese Ermland trat, war Gregor

29) Sencklers Todesort und Todesjahr war bisher nicht zu ermitteln, wahrscheinlich verstarb er in Frauenburg während der Pest 1710—1712.

30) Vgl. A. POSCHMANN, Sigismund Frommhold Ring. In: APB. Bd. 2, S. 560 f.

31) Das Domkapitel unterstützte Ring und seine Familie aus verschiedenen Stiftungen und aus den Zinseinnahmen des Gutes Molditten. Für seine Tochter erbat sich Ring 1704 eine Aussteuer, daß sie ins Kloster der Katharinerinnen eintreten konnte. ADWO. Archiwum Kapitulny. Acta Capitularia. Bd. 11, fol. 158 und 194 v; Bd. 12, fol. 16 v und 165; Bd. 13, fol. 71 v.

Christoph Kösling<sup>32)</sup>, der am 24. Oktober 1664 in Tilsit geboren wurde. Oberkriegskommissar Geheimrat von Viereck in Königsberg stellte den Studenten Kösling als „Hofmeister“, d. h. Lehrer seiner Söhne ein und schickte ihn mit diesen zu der berühmten Jesuitenakademie nach Wilna, damit sie dort Polnisch lernen sollten. Kösling, der damals schon, wie es auf protestantischer Seite hieß, „ein zum Papsttum inklinierender Mensch“ war, nahm dort mit den Knaben täglich an der katholischen Messe teil, konvertierte bei den Patres und setzte seine theologischen Studien als Katholik fort. Der ermländische Weihbischof Leżeński erteilte ihm 1697 die niederen, im nächsten Jahre die höheren Weihen und ernannte ihn zum Kommendar der katholischen Kapelle in Tilsit, wo immer viele in Litauen zerstreut wohnende Katholiken zusammenkamen. Dort bekam er mit dem lutherischen Erzpriester Schwierigkeiten. Deswegen wechselte er gern ins Ermland und ließ sich 1702 von Bischof Załuski die Pfarrei Prossiten, aber schon im Herbst des gleichen Jahres Sturmhubel übertragen. Von da aus führte Kösling 1705 einen interessanten Streit mit den Rößeler Jesuiten, bei dem sich die kirchliche Behörde, d. h. Generalvikar Johann Georg Kunigk, auf des Pfarrers Seite stellte. Die Jesuiten hatten Kösling angegriffen und lächerlich gemacht, weil er bei einer Frau seiner Pfarrei, die er für besessen hielt, den Exorzismus angewandt hatte<sup>33)</sup>. 1709 machte Bischof Załuski Kösling zum Erzpriester von Seeburg. Er war dort Nachfolger des oben erwähnten Konvertiten Johann Caspar Senckler, der als Domherr nach Frauenburg ging, und verstarb daselbst im März 1728, wie einst Pfeiffer mit dem Titel eines nichtresidierenden Domherrn von Guttstadt ausgezeichnet. Auch Kösling hinterließ eine 1719 verfaßte Kontroversschrift, die sich gegen den Königsberger Theologieprofessor Lysius richtete.

Ein anderer Lutheraner aus dem Herzogtum Preußen, der später im Ermland als Priester wirkte, war der aus Pommern gebürtige Theophilus Ananias Meyer<sup>34)</sup>, der in Königsberg unter dem vielfach erwähnten Oberhofprediger Bernhard von Sanden studierte und, durch die synkretistischen Ideen beeinflusst, 1685 zur katholischen Kirche übertrat. Er ging ins päpstliche Alumnat in Braunsberg, empfing die Priesterweihe und verstarb 1705 als Benefiziat an der Braunsberger Pfarrkirche. Auch Meyer hatte bereits 1695 eine gegen seinen früheren Lehrer von Sanden gerichtete Kontroversschrift herausgebracht, die sich unter Anspielung auf des Gegners Namen Sanden: „Sandgründiges Luthertum . . .“ nannte und zwei Jahre später eine Gegenschrift des Angegriffenen veranlaßte mit dem Titel: „Das feste Sand-Ufer der Evange-

32) Über ihn vgl. A. TRILLER, Die Guttstädter Domherren in chronologischer Reihenfolge. [Ungedrucktes Manuskript.]

33) ADWO. Archiwum Biskupie. Acta Curiae. Bd. 15, fol. 17.

34) Vgl. DITTRICH, in: ZGAE 13 (1901) S. 624 f., 629, 692, 716 und 729.

lischen Lutherischen Lehre, entgegengesetzt denen tobenden, Koht und Unflat auswerfenden Wellen des Ananiae Meyers in dessen so angegebenem Sandgründigen Luthertum . . .“.

In diesen Zusammenhang gehören auch zwei sehr bedeutende ermländische Domherren, die während der letzten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts nach ihrer Konversion von Danzig her ins Frauenburger Kapitel gelangten, wenn man sie auch nicht zur synkretistischen Bewegung im Herzogtum rechnen kann. Der erste ist Joachim von Hirtenberg Pastorius, den Anton Eichhorn zu den „gelehrtesten Männern, welche das ermländische Capitel besessen hat“, rechnet<sup>35</sup>). Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, wenn sein Lebenslauf und seine zahlreichen historischen und poetischen Werke<sup>36</sup>) ausführlicher wiedergegeben würden. Hier möge nur etwas zu seiner Konversion gesagt werden. Pastorius wurde 1611 als Lutheraner<sup>37</sup>) in Glogau geboren, studierte an deutschen, französischen und holländischen Universitäten zuerst Medizin, widmete sich dann, angeregt von Hugo Grotius, dem Studium der Kirchenväter und darauf besonders der polnischen Geschichte. Er wirkte seit 1652 zuerst am Elbinger, dann am Danziger Gymnasium als Professor der Geschichte. Schließlich wurde er zum Hofhistoriographen des polnischen Königs ernannt und nahm als solcher an den Verhandlungen des Friedens von Oliva teil. Durch seine Heirat mit einer Posener Kaufmannstochter hatte sich Pastorius der damals in Polen stark verbreiteten Sekte der Sozinianer angeschlossen, die die Lehre von der Dreifaltigkeit als „vernunftwidrig“ ablehnte, doch kehrte er bald zum Luthertum zurück. In engen Beziehungen zu katholischen Persönlichkeiten stehend, z. B. zum ermländischen Bischof Wyzdźga, der ihm das polnische Indigenat verschaffte, und zu König Johann Kasimir, der mit ihm über religiöse Fragen disputierte<sup>38</sup>), trat Pastorius schließlich in Danzig um 1670 zur katholischen Kirche über. Er empfing die Priesterweihe, wirkte zuerst als Pfarrer an der Königlichen Kapelle, dann als Propst von St. Albrecht vor der Stadt, später als Generaloffizial von Pommerellen und Domherr von Kulm.

35) A. EICHHORN, Die Prälaten des ermländischen Domcapitels. In: ZGAE 3 (1866) S. 626.

36) Vgl. ebd. S. 625—630. — T. ORACKI, Słownik biograficzny Warmii, Mazur i Powiśla. Warszawa 1963, S. 216. — TH. SCHIEDER, Joachim Pastorius von Hirtenberg. In: APB. Bd. 2, S. 490.

37) EICHHORN hält Pastorius für einen geborenen Katholiken, doch geht aus der von SCHIEDER bezeugten Tatsache, daß P.s. Vater Prediger war, hervor, daß P. zuerst Protestant gewesen ist.

38) Verfasserin veröffentlichte in: REFORMACJA W POLSCE 9—10 (1939) S. 470—477 eine 1680 verfaßte lateinische Autobiographie aus dem Frauenburger Domkapitulärischen Archiv (heute: ADWO. Archiwum Kapituły. II T 11), in der Pastorius biographische Angaben für seine Leichenpredigt macht und u. a. ein religiöses Streitgespräch schildert, das er 1658 mit dem polnischen König Johann Kasimir führte.

Schon im April 1680 unterzeichnete sich Pastorius, vermutlich vom polnischen König vorgeschlagen, als Domherr von Ermland, und am 18. Dezember desselben Jahres legte sein Bevollmächtigter in der Frauenburger Kapitelssitzung die päpstliche Bulle vor, die ihn zum Kanoniker und gleichzeitig Domkantor daselbst ernannte<sup>39)</sup>. Im Januar 1681 erschien dann der Berufene persönlich in der Domstadt, um die vorgeschriebene dreimonatige Residenz zu beginnen und seine Kurie — die dritte vom Haff aus — in Besitz zu nehmen<sup>40)</sup>. Daß man im Domkapitel das neue Mitglied zu schätzen wußte, geht aus den Kapitelsakten hervor, wo davon die Rede ist, daß er, was Bildung und Wissen betreffe, „weltbekannt“<sup>41)</sup> sei, aber wegen seines Studiums an häretischen Universitäten eine Dispens vorgelegt habe. Kurz darauf übergab Pastorius der Dombibliothek sämtliche Werke des hl. Johannes Chrysostomus, Foliobände in weißem Leder, und versprach weitere Bücherschenkungen, wofür das Kapitel dankte<sup>42)</sup>. Leider war dem Gelehrten nur eine kurze Wirkungszeit in Frauenburg vergönnt. Pastorius erlebte noch im November 1681 die Installierung seines Danziger Freundes Adrian von der Linde auf ein Frauenburger Kanonikat und ließ seine neubezogene Domherrnkurie nach seinem Geschmack reparieren<sup>43)</sup>, da raffte der Tod den 70jährigen schon am zweiten Weihnachtstag desselben Jahres dahin. Das große barocke Grabmal, mit dem Ölbild des Verstorbenen oberhalb der Inschrifttafel, erinnert noch heute im Frauenburger Dom an den berühmten Konvertiten. Pastorius war als Protestant verheiratet, dann verwitwet. Einer seiner beiden Söhne, Georg Adam Pastorius, der dem Vater in der Konfession folgte, wurde ebenfalls Priester und bekleidete in Polen hohe kirchliche Ämter.

Andreas Adrian von der Linde<sup>44)</sup> war 20 Jahre jünger als sein Freund Pastorius, wurde am 12. Januar 1633 als Sohn des bedeutenden Danziger Bürgermeisters Adrian von der Linde geboren. In Belgien lernte er die katholische Kirche kennen und wurde dort zum Priester geweiht, machte in England seines Glaubens wegen viele Gefahren durch. Nach vorübergehender Wirksamkeit als Propst von Naumburg in Schlesien kehrte Linde nach Westpreußen zurück und versuchte im Dezember 1680 durch Empfehlung des polnischen Königs ein Frauenburger Kanonikat zu erlangen. Das glückte ihm aber erst ein Jahr später im November 1681 durch päpstliche Provision<sup>45)</sup>. Von nun an nahm Linde, wie die Kapitelsakten ausweisen, rege an allen Sitzungen und Ge-

39) ADWO. Archiwum Kapituły. Acta Capitularia. Bd. 9, fol. 220 v.

40) Ebd. fol. 223.

41) „A doctrina et eruditione sua orbi notus“, ebd. fol. 242 v.

42) Ebd. fol. 245.

43) Ebd. fol. 247 f.

44) H. WESTPFAHL, Andreas Adrian von der Linde. In: APB. Bd. 1, S. 399. — ORACKI, S. 170.

45) Vgl. PREUSCHOFF, a. a. O., S. 35.

schäften der Domherren teil. Doch machte er sich daneben um die ermländische Kirchen- und Literaturgeschichte dadurch verdient, daß er, ein großer Verehrer der heiligen Dorothea von Montau, eine ältere Lebensbeschreibung der Klausnerin mit Teilen des Kanonisationsprozesses 1702 im Kloster Oliva drucken ließ, nachdem er schon vier Jahre zuvor die Handschrift des Jesuiten Friedrich Szembek über Dorothea neu herausgegeben hatte. Auch ließ er für die Frauenburger Pfarrkirche ein Bild der Heiligen malen, wodurch er Interesse und Verehrung für diese bedeutende Frau weckte<sup>46</sup>). Linde verstarb 1702 und wurde in der Gruft des Franziskanerklosters in Cadinen beerdigt, an dessen Gründung 1683 er maßgeblich beteiligt war und als dessen Syndikus er gewirkt hatte<sup>47</sup>).

Aus der Reihe der durch den Synkretismus zur katholischen Kirche gelangten ostpreußischen Konvertiten muß noch Matthäus Prätorius<sup>48</sup>) genannt werden, wenn dieser als Priester zuletzt auch nicht im Ermland, sondern in Westpreußen wirkte. Prätorius wurde um 1630 in Memel geboren. Er studierte in Rostock und Königsberg Geschichte und Theologie und gelangte ähnlich anderen durch sein Studium der Kirchenväter zu den Synkretisten. Seit 1664 wirkte er als lutherischer Pfarrer in Niebudschen bei Memel, wo er volkskundlich wichtige Schriften über altpreußische und litauische Altertümer verfaßte. Durch Beziehungen zum oben genannten Jesuiten Franz Hacki und dem Kloster Oliva kam Prätorius der katholischen Kirche näher und konvertierte 1685 in Oliva. Im selben Jahr veröffentlichte er eine schon zwei Jahre zuvor der Königsberger Theologischen Fakultät eingereichte, aber von dieser zurückgewiesene Unionsschrift, die die Christenheit zur Einigung aufrief, seine berühmt gewordene Schrift „Tuba pacis ad universas dissidentes in Occidente Ecclesias, seu Discursus theologicus de unione Ecclesiarum . . .“ Prätorius hatte diesen Aufruf noch als lutherischer Prediger verfaßt, er kam in Köln und Amsterdam heraus, im nächsten Jahr in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Unvorgreiflicher Vorschlag, wie die Streitigkeiten in den Glaubensartikeln zwischen Katholiken und Protestanten ohne Verletzung der göttlichen Wahrheit können beigelegt werden“, eine Schrift, die in Oliva gedruckt wurde. Im ersten Teil seiner „Tuba pacis“ untersucht der Autor die Ursachen der Spaltung, weist auf die Bestrebungen der Synkretisten, des Johann Calixt Dreier, aber auch des Jesuiten Franz Hacki hin, erwähnt die Schwierigkeiten und schlägt zuletzt Mittel zur Einigung vor. Dabei vertritt er die synkretistische These der

46) Vgl. R. STACHNIK — A. TRILLER, Dorothea von Montau. Eine preußische Heilige des 14. Jahrhunderts. Münster/Westf. 1976, S. 68, 89 f. — Die Handschrift heißt nach diesem Herausgeber Vita Lindana.

47) ADWO. Archiwum Biskupie. Acta Curiae. Bd. 23 (29. 8. 1699).

48) Vgl. RÄSS, Bd. 8, S. 342—345. — DITTRICH, in: ZGAE 13 (1901) S. 612—629. — K. FORSTREUTER, Matthaeus Praetorius. In: APB. Bd. 2, S. 517.

Kircheneinheit während der fünf ersten christlichen Jahrhunderte, wo auch der Primat des Papstes allgemein anerkannt worden wäre und betont, daß man diesen zur Einigung brauche. Natürlich war die Zeit noch nicht reif für Prätorius' Gedankengänge, auch war der Zeitpunkt insofern unglücklich gewählt, als in jenen Jahren die Hugenotten in Frankreich auf das schärfste bekämpft wurden. Prätorius wurde Historiograph des Königs von Polen, als welcher er verschiedene Bücher verfaßte (z. B. „Orbis Gothicus“ 1688, worin er die Abstammung der Polen von den Goten behauptete). Er ließ sich zum Priester weihen und wirkte als Pfarrer in Westpreußen: in Strasburg, Pr. Stargard, zuletzt in Neustadt Westpr., wo er 1704 74jährig starb.

Ein besonderes Schicksal unter den Synkretisten hatte Johann Gerhard Damler<sup>49)</sup>. Er stammte von katholischen Eltern, wurde dann aber als Jugendlicher eifriger Lutheraner, studierte Theologie und wurde als Pfarrer von Schmoditten bei Pr. Eylau ordiniert. Man nahm Anstoß, als Damler von der Kanzel, sei es durch synkretistischen Einfluß, durch Gespräche mit den Königsberger Jesuiten oder Erinnerungen an seine Kindheit, katholische Lehren und Sitten zu verbreiten suchte und z. B. das Fasten und die Enthaltung von Fleisch in der Passionszeit anriet. Endlich verzichtete Damler 1675 auf seine Pfarrstelle, konvertierte in Königsberg zur katholischen Kirche und begab sich nach Polen, wo er sich König Johann Sobieski vorstellen ließ. Durch diese Beziehung erhielt Damler dann bald zum Unterhalt für sich, seine Ehefrau und Kinder eine „königlich polnische Bestallung“, nämlich mehrere Hufen Land im fruchtbaren Weichselwerder und das Amt eines Burggrafen von Marienburg. Damler war ein etwas großsprecherischer und intriganter Mann, der, wie es hieß, „wegen seines Maules allzeit war beruffen“ und dadurch die Gegensätze zwischen der herzoglichen Regierung und Polen und den Konfessionen eher verschärfte als beilegte.

Neben den vorstehend genannten zuerst protestantischen Theologen aus dem Herzogtum Preußen oder Danzig, die später als katholische Priester im Ermland oder im benachbarten Westpreußen wirkten, könnten noch eine Reihe weiterer genannt werden, über die sonst weniger bekannt ist. So der 1674 aus dem Luthertum konvertierte Andreas Erichsohn Winter, wahrscheinlich ein Schwede, der 1676 im Bistum Pfarrer von Tolksdorf wurde und 1696 dort starb<sup>50)</sup>, und Christoph Schultz aus Brandenburg am Frischen Haff, der zur katholischen Kirche übertrat, 1694 Alumnus des Braunsberger Priesterseminars, 1699 Domvikar in Frauenburg war, 1704 in Rom studierte, 1705 als Kaplan in Elbing wirkte und 1712 als Pfarrer von Benern starb<sup>51)</sup>.

49) Vgl. DITTRICH, in: ZGAE 13 (1901) S. 213—216.

50) ADWO. Archiwum Kapituły. Acta Capitularia. Bd. 9, fol. 16 und 71 v sowie Bd. 11, fol. 60 v.

51) DITTRICH, Catalogus, S. 9.

Unter den von uns ausführlicher dargestellten acht Persönlichkeiten, die zum katholischen Priestertum gelangten, waren fünf verheiratete evangelische Theologen mit Frau und Kindern: Pfeiffer, Ring, Pastorius, Prätorius und Damler. Unwillkürlich erhebt sich die Frage, wie sich diese mit der Zölibatspflicht auseinandersetzten. Hier waren die Schicksale jeweils verschieden. Die Ehefrauen von Pfeiffer und Pastorius waren beim Konfessionswechsel ihres Mannes bereits verstorben, die erwachsenen Kinder folgten dem Schritt des Vaters. Die Gattin des Matthäus Prätorius legte 1686 vor dem Propst der katholischen Pfarrkirche in Königsberg Johannes Drescher das Gelübde der Enthaltensamkeit ab, damit ihr Mann unter Wahrung des Zölibats Priester werden konnte<sup>52</sup>). Sigismund Ring und Damler blieben Laien, Senckler, Kösling und Linde waren nicht verheiratet, wohl deshalb, weil sie sich schon jung zur Konversion und zum Priestertum entschlossen.

Es waren jedoch nicht nur Theologen und Geistliche, die vom Streit der Lutheraner und Reformierten abgestoßen oder irgendwie von den synkretistischen Ideen und dem Beispiel anderer angezogen, aus dem Herzogtum Preußen ins benachbarte Ermland übersiedelten, weil sie dort zugleich ihrem Glauben leben und ihren materiellen Lebensunterhalt unter Deutschsprachigen zu verdienen hofften. Es gab unter den Akademikern der Königsberger Universitätskreise auch mehrere Juristen und Mediziner, die in jenen Jahrzehnten ins Bistum oder, wie man damals sagte, „ins Papsttum“ gingen.

Zu dieser Gruppe gehörte zum Beispiel der seit 1669 ordentliche Professor der Königsberger juristischen Fakultät Christian Seth<sup>53</sup>). Er hatte an der Albertina, aber auch an anderen Hochschulen in Deutschland und im Ausland studiert, war Doktor beider Rechte und in der Heimat mehrmals Rektor der Universität. Nachdem er mit synkretistischen Kreisen in Verbindung gekommen war, entschloß er sich zur Konversion zur katholischen Kirche. Er verließ dazu das Herzogtum, begab sich ins Ermland und legte bereits am 2. August 1681 in Gegenwart des ermländischen Fürstbischofs Radziejowski in der überfüllten Kirche des damals sehr in Blüte stehenden Franziskanerklosters Springborn bei Heilsberg mit Frau und Kindern das katholische Glaubensbekenntnis ab<sup>54</sup>). Da Seth nach seinem Fortgang seine Königsberger Stellung verloren hatte, mußte Rat für die Existenz der Familie geschaffen werden. Darum verlieh der Bischof ihm einige Tage später nach der damaligen Sitte für sich und seine Frau auf Lebenszeit das 7 Hufen große Gut Klawsdorf<sup>55</sup>) bei Rößel als ein so-

52) ADWO. Archiwum Biskupie. Eg 71.

53) Vgl. A. POSCHMANN, Christian Seth. In: APB. Bd. 2, S. 667.

54) ADWO. Archiwum Biskupie. Acta Curiae. Bd. 18, fol. 33 v f.

55) Ebd. fol. 27 v.

genanntes Gratialgut. Er bekam es abgabefrei bis auf einen ganz geringen Rekognitionszins von einer Mark jährlich mit der Erlaubnis, dort auch Bienen zu halten und ohne Dezembalieferung Gebäude errichten zu dürfen. Damit war der Unterhalt für die Familie gesichert. Als sich aber Seth wieder nach einer juristischen Tätigkeit sehnte, übergab er die Gutsverwaltung einem Wirtschaftler und zog in die Stadt Röbel, wo die Bürger den rechtskundigen Mann zum Schöppenmeister wählten. Doch siedelte er schließlich ins nahe Bischofstein über und wirkte als städtischer Notar bis zu seinem Tode 1699. Bischof Sbaški von Ermland nutzte bei schwierigen Rechtsfällen den Rat des Juristen. Daß der religiöse Geist des Vaters auch dessen Kinder beeinflusste, geht daraus hervor, daß ein Sohn Seths, der 1671 noch in Königsberg geborene Johannes Christoph, seit 1693 das Braunsberger Priesterseminar besuchte, nach der Weihe als Schloßkaplan bei Bischof Sbaški in Heilsberg tätig war und später, nachdem er die Pfarreien Legienen, Gr. Köllen und Glockstein verwaltet hatte, 18 Jahre als Erzpriester von Röbel amtierte und zugleich nichtresidierender Guttstädter Domherr war<sup>56)</sup>. Zwei jüngere Söhne Seths wurden Jesuiten.

Eine ähnliche Laufbahn wie Christian Seth hatte der aus Pommern gebürtige Sigismund Döscher<sup>57)</sup>. Er war in Leyden zum Dr. jur. promoviert worden und übte in Königsberg zehn Jahre lang das Amt eines Hofgerichtsadvokaten aus. Nachdem er mit den Kreisen der Synkretisten in Berührung gekommen und 1694 katholisch geworden war, verlor er seine Ämter und begab sich ins Ermland, wo Bischof Sbaški ihn als seinen Vizekanzler anstellte. Das Domkapitel unterstützte seinen Sohn<sup>58)</sup>. Döscher spielte eine wichtige Rolle als Anwalt der Heiligelinder Jesuiten in deren umfangreichen Prozeß gegen die Familie von der Groeben, wirkte dann als Assessor des Danziger Konsistoriums. Seine Königsberger Behörde hatte Döscher bei seinem Fortgang unterstellt, daß „die rechte Ursach dieses seines Abfalls ist die Hoffnung, so man ihm zur besseren Beförderung und reicherm Einkommen gemacht“<sup>59)</sup>, obwohl hierfür keine Beweise gebracht wurden.

Im Zusammenhang mit der synkretistischen Bewegung kamen ferner einige zur katholischen Kirche übergetretene Mediziner aus dem Herzogtum Preußen ins Bistum, die sich in der folgenden Zeit um das Ermland durch eine Jahrzehnte dauernde ärztliche Tätigkeit verdient machten. Da ist vor allem der Medizinstudent Christian Lepner zu nennen, der von seinem Vater, ebenfalls Mediziner, zur religiösen Information zu dem oben genannten

56) Vgl. TRILLER, Die Guttstädter Domherren.

57) Vgl. A. POSCHMANN, Sigismund Döscher. In: APB. Bd. 1, S. 140.

58) ADWO. Archiwum Kapituły. Acta Capitularia. Bd. 12, fol. 165.

59) DITTRICH, in: ZGAE 13 (1901) S. 699.

Synkretisten Caspar Senckler in Königsberg geschickt wurde. Auf diese Weise hatte sich die ganze Familie Lepner, vor allem auch der bald zum Professor ernannte begabte Sohn Christian verdächtig gemacht. Vor das lutherische Konsistorium zitiert, weigerte sich der Arzt 1694, gegen sein Gewissen zu handeln, und bat, „daß man ihn künftighin in spiritualibus causis religionis nicht weiter vorbescheide oder sonst inquietieren werde“. Unter diesen Umständen konnte man ihn, wie es damals hieß, „unter den Professoribus dortiger Universität nicht mehr dulden“, setzte ihn ab und verbot ihm zuletzt auch die Praxis<sup>60)</sup>. Lepner mußte sich nun nach einem neuen Tätigkeitskreis umsehen und erhielt bald die einträgliche Stelle eines sogenannten „Physikus“, d. h. die Aufgaben eines praktischen Arztes in Braunsberg. Er wirkte in der Folgezeit dort in weitem Umkreise, wurde aber auch von den Frauenburger Domherren häufig zu Rate gezogen. Beides ist den Kurialakten und auch den Kapitelsprotokollen jener Zeit zu entnehmen, wo Lepners Name immer wieder auftaucht. Lepner amtierte in Braunsberg übrigens nach damaliger Sitte als Arzt für sog. innere Krankheiten neben einem „Chirurgus“ namens Grunek, dessen Tätigkeit zu den handwerklichen Berufen zählte. Am 21. Januar 1699 wurde Lepner außerdem noch nach dem Tode eines Vorgängers namens Lucas Klinger als „medicus ordinarius“ des Frauenburger Domkapitels mit einem Jahresgehalt von 400 Gulden angestellt<sup>61)</sup>, auch dies ein Zeichen, daß man ihn für tüchtig und erfahren hielt. Außer dem Gehalt bezog Lepner auch bestimmte Getreidelieferungen aus dem Gute Narz und hatte Anspruch auf kostenlose Ziegel aus der kapitulärischen Ziegelei, worauf er aber verzichtete, da er nicht zu bauen vorhatte<sup>62)</sup>. Bisher war nicht zu ermitteln, wie lange der Arzt noch wirkte, er wird noch am 22. März 1756 von Bischof Grabowski zur Klärung eines schwierigen medizinischen Falles herangezogen<sup>63)</sup>.

Nicht nur Akademiker — Theologen, Juristen und Mediziner, die zum katholischen Glauben gefunden hatten, — wanderten in diesen Jahrzehnten ins Ermland ein und spielten dort eine bedeutendere Rolle, es gibt auch Männer handwerklicher und künstlerischer Berufe. Als Beispiel soll hier der um 1660 geborene Baumeister Johann Christoph Reimers<sup>64)</sup> genannt werden, der allerdings nicht aus dem Herzogtum Preußen, sondern aus Westfalen her ins Ermland kam und in Wormditt das Bürgerrecht gewann, nachdem er in die katholische Kirche aufgenommen worden war. Von 1715 bis 1720 erbaute Reimers auftragsgemäß nach

60) Ebd. S. 696.

61) ADWO. Archiwum Kapitulny. Acta Capitularia. Bd. 11, fol. 206.

62) Ebd. fol. 230 und Bd. 13, fol. 24.

63) ADWO. Archiwum Biskupie. H Nr. 18. Katenbringk, Miscellanea. Bd. 1, fol. 29.  
Es ist allerdings nicht klar, ob es sich hier noch um denselben Christian Lepner oder vielleicht um einen seiner Söhne handelt.

64) Vgl. A. POSCHMANN, Johann Christoph Reimers. In: APB. Bd. 2, S. 548.

einem Warschauer Plan die Wallfahrtskirche in Krossen, die man allgemein als sehr schön bewunderte. Dann ging der Baumeister an die Errichtung der ermländischen Motivkirche in Stegmannsdorf, doch starb er schon 1720 vor deren Vollendung in Krossen, wo er als erster in der Gruft beigesetzt wurde. Wahrscheinlich ist Reimers auch beim Neubau der Glottauer Wallfahrtskirche tätig gewesen.

Zuletzt möge noch eine etwas merkwürdige Persönlichkeit, die, wie es in den Acta Borussica heißt, „bey den Synkretistischen Händeln ins Papsttum überging“, erwähnt werden. Es handelt sich um den dritten, 1645 geborenen Sohn Robert des Königsberger Dichters Simon Dach<sup>65</sup>). Dieser übte das Amt eines hohen kurfürstlichen Kanzleibeamten in Königsberg aus und trat 1690 erst heimlich, dann öffentlich zur katholischen Kirche über, was ihn seine Stelle kostete. Dach ging dann mit seiner Familie ins Ermland, wo man ihm wohl Hilfe versprochen hatte. Doch kam es für ihn wohl seiner Unstetigkeit wegen zu keiner festen Anstellung. Er lebte bis in sein höheres Alter in Braunsberg, zuletzt in dem von Bischof Potocki 1718 in Braunsberg erbauten sog. Konversenstift. In dessen Hausbuch wird vermerkt, daß Dach, der vor fast 30 Jahren konvertiert sei, sich 1719 durch Geld und Versprechungen des Pietisten Professor Lysius in Königsberg zum Glaubensabfall und Rückkehr habe verleiten lassen, dann aber 1720 reumütig wieder in das Stift zurückgekehrt sei<sup>66</sup>).

An den kurz dargestellten Lebensläufen der ins Ermland übergetretenen Synkretisten im engeren oder weiteren Sinne zeigt sich, daß der Höhepunkt jener Bewegung in den letzten zwei oder drei Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts lag und die Bewegung dann im 18. Jahrhundert nach dem Nordischen Krieg auslief. Natürlich kann man bei einer solchen geistigen Strömung keine genauen Grenzjahre setzen, und es ist auch schwer zu entscheiden, ob man die eine oder andere Persönlichkeit, bei der auch noch andere Motive die Konversion herbeiführten, noch zu den Synkretisten rechnen soll oder nicht. So wollte z. B. während des Nordischen Krieges gemeinsam mit seinem König Karl XII., der zeitweise im Heilsberger Schlosse residierte, der schwedische Oberst Andreas Carl Hastfer im Ermland<sup>67</sup>). Als Lutheraner lernte er dort die katholische Kirche kennen und lieben, kehrte einige Jahre nach dem Friedensschluß nach Ostpreußen zurück, konvertierte bei den Jesuiten in Rößel und wurde 1726 zum Priester geweiht, nachdem er zuvor auf seine reichen schwedischen Besitzungen verzichtet hatte. Er wurde 1729 nichtresidierender, zwei Jahre darauf residierender Domherr in Guttstadt und starb daselbst 1743, wo er als eifriger Seelsorger galt.

Ein besonderes Schicksal hatte auch der aus altem preußischen

65) Vgl. DITTRICH, in: ZGAE 13 (1901) S. 629 f.

66) ADWO. Archivum Biskupie. Varia 26. Konversenstift Braunsberg.

67) Vgl. TRILLER, Die Guttstädter Domherren.

Adelsgeschlecht stammende, 1670 in Gallingen bei Bartenstein geborene Gottfried Heinrich Freiherr von Eulenburg. Sein Leben ist bereits vor Jahren in dieser Zeitschrift geschildert worden<sup>68</sup>). Darum möge hier nur gesagt werden, daß der in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts nach dem Tode seiner Frau in Rom zum katholischen Glauben übergetretene Adlige sehr wahrscheinlich die ersten Anregungen zu diesem Schritt am gastfreien Hofe Bischof Sbaškis im benachbarten Ermland empfangen hat, wo er mit manchem anderen Konvertiten aus dem Herzogtum, vor allem dem von uns zuerst genannten Professor Johann Philipp Pfeiffer, zusammentreffen konnte, also auch irgendwie von der Welle des Synkretismus berührt wurde. Bischof Theodor Potocki, der ebenfalls ein Freund der Konvertiten war, wie seine Gründung des Braunsberger Konversenstiftes beweist, ernannte Eulenburg 1719 zum ermländischen Domherrn. Als solcher verbrachte dieser noch anderthalb Jahrzehnte bei der Kathedrale in Frauenburg, die er mit reichen Stiftungen bedachte.

Zuletzt möge noch eine ungeklärte Frage berührt werden. Kurz formuliert: Gehört der bedeutende Propst an der Königsberger katholischen Propsteikirche und spätere Frauenburger Domherr Johannes Drescher (1652—1717) auch zu den Konvertiten? Dittrich nimmt das an und behauptet sowohl in seiner Geschichte des Katholizismus in Altpreußen<sup>69</sup>) als auch in den von ihm zusammengestellten Biographien ostpreußischer Konvertiten in dem Sammelwerk von Räß<sup>70</sup>), daß Drescher als lutherischer Student in Königsberg zur katholischen Kirche übergetreten sei. Es ist nicht erfindlich, wie der Autor zu dieser Meinung gelangte. Denn Drescher, der später wegen seiner Frömmigkeit und seinen Geistesgaben in so hohem Ansehen stand, daß er nach dem Tode des ermländischen Bischofs Załuski 1711 auf der Liste der Bischofskandidaten stand, ist nach Ausweis der Kirchenbücher als Sohn des Jakob Drescher und seiner Frau Anna in der Altstadt Braunsberg geboren und am 28. Januar 1652 katholisch getauft worden. Er trat am 31. August 1668 in das Braunsberger Seminar ein, wurde am 27. Februar 1675 zum Priester geweiht und erhielt im Juli desselben Jahres die Kaplanstelle in Wartenburg<sup>71</sup>). Auch eine vorübergehende Abweichung vom katholischen Glauben ist sehr unwahrscheinlich, denn in seinem Testament, das er als Frauenburger Domherr 1712 abfaßte, heißt es ausdrücklich, er habe von Kindheit an ohne alles Schwanken den römisch-katholischen Glauben bekannt<sup>72</sup>) und wolle darin sterben.

68) Vgl. DIES., Gottfried Heinrich Freiherr von Eulenburg, Konvertit und Ermländischer Domherr 1670—1734. In: ZGAE 25 (1935) S. 768—783.

69) ZGAE 13 (1901) S. 612.

70) RÄSS, Bd. 8, S. 613.

71) Matrikel des Päpstlichen Seminars Braunsberg, 1578—1798. Hrsg. v. G. LÜHR, Braunsberg 1925, S. 105.

72) ADWO. Archiwum Kapituły. II T 5.

## Konwertyci na Warmii na przełomie XVII i XVIII wieku

### Streszczenie

W połowie XVII wieku wewnątrz Kościoła protestanckiego w Niemczech zyskał na znaczeniu kierunek, założony przez teologa z Helmstedt Georga Calixta, określany mianem synkretyzmu. Ruch ten dążył przede wszystkim do pojednania zaciekle zwalczających się wyznań luteranckiego i reformowanego, przy czym argumentów szukano w wyznaniach wiary z pierwszych pięciu wieków chrześcijaństwa, to znaczy powoływano się na wypowiedzi Ojców Kościoła. Te studia nad początkami chrześcijaństwa oraz tęsknota za jednością w Kościele wielokrotnie też budziły sympatię do Kościoła katolickiego, co w następstwie prowadziło do zmiany wyznania. Miało to miejsce szczególnie w ostatnich dziesięcioleciach XVII wieku, kiedy wiele poważanych osobistości z luteranckiego Księstwa Pruskiego, przede wszystkim z kręgu Uniwersytetu Królewskiego, przeszło na katolicyzm i wyemigrowało do sąsiedniej Warmii i do Prus Królewskich. Zwierzchnicy biskupiej Warmii przyjmowali ich chętnie, zwłaszcza że wielokrotnie przynosili oni także temu krajowi korzyści. W większości wypadków chodziło o teologów, ale byli wśród nich także prawnicy, lekarze czy artyści. W artykule przedstawiono te wydarzenia na podstawie źródeł drukowanych jak i dodatkowych materiałów rękopiśmiennych wydobytych z zasobów Archiwum Diecezjalnego w Olsztynie. Najszerzej omówiono losy najbardziej znanego przedstawiciela synkretyzmu, urodzonego w Norymberdze profesora Uniwersytetu Królewskiego Johanna Philippa Pfeiffera (1645-1695), późniejszego proboszcza i kanonika w Dobrym Mieście.

H. R.

## Converts in Warmia at the Turn of the 17th to the 18th Century

### Summary

Within German protestantism in the middle of the 17th century, the school of thought called syncretism established by Georg Calixt, the Helmstedt theologian, gained increasingly in significance. Above all, this movement was striving to achieve a reconciliation of the Lutheran and Calvinist confessions which were involved in a bitter struggle with one another. Syncretism had its theological origins in the doctrines of the first five centuries of Christianity, i. e. in the doctrines of the Fathers. This school and the desire for church unity frequently brought about an increasing proximity to the Catholic church, resulting in conversions to it. Thus, a considerable number of fairly respected persons in the Lutheran dukedom of Prussia, above all from university circles in Königsberg, became Catholic during the last decades of the 17th century and emigrated to West-Prussia and neighbouring Warmia, which was Catholic. The Warmian bishops, as the sovereigns, willingly accepted these immigrants and the country gained considerable advantage from this. They were mostly theologians but also men of jurisprudence, doctors and artists. On the basis of printed sources and additional information from the Warmian diocesan archives the author provides a survey of these events. She especially deals with a significant representative of this school of thought: Johann Philipp Pfeiffer (1645—1695), born in Nuremberg, professor at Königsberg, later a parson in Warmia and canon in Guttstadt.

S. K.

# Der Gebrauch der polnischen Sprache im Ermland um 1800

Von Brigitte Poschmann

Das zahlenmäßige Verhältnis zwischen deutsch- und polnischsprachigen Ermländern im 17. und 18. Jahrhundert gehört zu einer der umstrittensten Fragen in der deutschen und polnischen Geschichtsschreibung. Es waren polnische Patrioten, die während des Kulturkampfes, als auch im Ermland die Nationalitätenkonflikte konkrete Gestalt anzunehmen begannen, die Bedeutung des Polentums im Ermland herausstellten. Karol Emilian Sieniawski, 1843 in Wormditt als Sohn eines polnischen Aufständischen und Emigranten geboren und nach seinem Studium in Breslau überwiegend in Schlesien als Studienrat tätig<sup>1)</sup>, vertrat 1878 in seinem Buch über das Bistum Ermland<sup>2)</sup> zum ersten Mal die These, daß die Grenze des polnischsprachigen Ermlands die Alle zwischen Guttstadt und Heilsberg gewesen sei. Ein Jahr später schrieb Wojciech Kętrzyński, aus Lötzen gebürtig und seit 1876 Direktor des nationalen Forschungsinstituts „Ossolineum“ in Lemberg<sup>3)</sup>, noch präziser: „Der nördliche Teil des Bistums Ermland ist heute rein deutsch, trotz zahlreicher polnischer Namen, die einem in den Städten begegnen und davon zeugen, daß es auch hier einst nicht wenige polnische Einwohner gab. Der südliche Teil jedoch, an dem rechten Ufer der Alle gegen Süden von Heilsberg und Guttstadt, ist bis zum heutigen Tag überwiegend polnisch“<sup>4)</sup>. Beide Autoren, deren Lebensweg vermuten läßt, daß sie das Ermland aus eigener Anschauung wenig kannten, werden heute von der polnischen Geschichtsschreibung als Kronzeugen für die These von der Alle als Sprachgrenze herangezogen, und den Anteil der polnischsprachigen Ermländer gibt man dann mit 50 Prozent an<sup>5)</sup>.

Für den Südosten des Kreises Heilsberg südlich der Alle sind die Einwohnerlisten der preußischen Landesaufnahme von 1772/73 bekannt<sup>6)</sup>. Sie sind ein eindeutiger Beweis dafür, daß schon damals, am Ende der 300jährigen Zugehörigkeit des Bistums zum

1) Vgl. seine kurze Biographie bei J. OBLĄK, *Historia diecezji warmińskiej*. Olsztyn 1959, S. 145.

2) *Biskupstwo Warmińskie*. Posen 1878, S. 242.

3) Vgl. K. FORSTREUTER, v. Winkler (Kętrzyński), Adalbert (Wojciech). In: *ALT-PREUSSISCHE BIOGRAPHIE*. Bd. 2. Marburg/Lahn 1969, S. 812.

4) *Ludność polska w Biskupstwie Warmińskim*. In: *ATENEUM* 11 (1879) S. 370.

5) OBLĄK, S. 50. — DERS., *Stosunek niemieckich władz kościelnych do ludności polskiej w diecezji warmińskiej w latach 1800-1870* (TOWARZYSTWO NAUKOWE KUL. ROZPRAWY WYDZIAŁU HISTORYCZNO-FILOLOGICZNEGO, 24). Lublin 1960, S. 20.

6) Vgl. SOMMERFELD, *Die Landesaufnahme des Kammeramtes Heilsberg im Ermland aus dem Jahre 1772*. In: *Archiv für Sippenforschung* 32 (1966) H. 22, S. 480-485; H. 23, S. 598-599; 33 (1967) H. 25, S. 46-49; H. 26, S. 121-126.

polnischen Reich, polnische Familiennamen in den Dörfern relativ selten waren und ganz überwiegend der sehr mobilen und wenig bodenständigen Bevölkerungsgruppe der Gärtner, Häusler und Arbeiter angehört<sup>7)</sup>. Leider sind bisher die Einwohnerlisten der übrigen ermländischen Kammerämter von 1772/73 noch nicht veröffentlicht, so daß wir hier auf die Bauernlisten von 1660/88<sup>8)</sup> zurückgreifen müssen, was Probleme aufwirft, da auch in diesen 100 Jahren die Fluktuation der ländlichen Bevölkerung im Ermland ganz erheblich gewesen zu sein scheint<sup>9)</sup>. Für die Sprachenfrage dürfte das allerdings nicht so sehr ins Gewicht fallen, da — wie das Kammeramt Heilsberg zeigt — der prozentuale Anteil polnischer Namen zu beiden Zeitpunkten nicht von einander abwich. In jüngster Zeit wurde die Ansicht vertreten, daß der Einfluß der polnischen Sprache um 1725—1730 seinen Höhepunkt erreichte, um dann langsam zurückzugehen<sup>10)</sup>. Hierfür fehlen allerdings bisher die Quellennachweise.

In diesem Zusammenhang können auch die gelegentlichen Äußerungen der ermländischen Bischöfe zur Sprachenfrage nicht unberücksichtigt bleiben. Nikolaus Szyszkowski (1633—1644), Johann Stephan Wyzdga (1659—1679) und Andreas Żaluski (1698—1711) betonten den deutschen Charakter des Ermlands<sup>11)</sup>. Bischof Szembek berichtete 1727 nach Rom, daß in den Kammerämtern Allenstein, Bischofsburg und Wartenburg „Polen aus Masowien, mancherorts vermischt mit Deutschen“, wohnten<sup>12)</sup>. Das deckt sich mit der ersten Umfrage nach dem Gebrauch der polnischen Sprache in den Kirchen und Schulen aus dem Jahre 1827<sup>13)</sup>. Anders

- 
- 7) Eindeutig als polnische Namen zu werten sind in Blankensee 3 von 41 (kein Bauer) (ebd. H. 22, S. 484), in Bleichenbart 2 von 19 (kein Bauer) (ebd.), in Blumenau 5 von 55 (3 Bauern) (ebd. S. 485), in Kerwienen 1 (?) (Bauer) von 31 (ebd. H. 23, S. 598), in Kleiditten 1 von 20 (kein Bauer) (ebd. S. 599), in Kobeln 6 von 32 (2 Bauern) (ebd. S. 599) usw.
- 8) A. BIRCH-HIRSCHFELD, Bauernlisten aus dem Fürstbistum Ermland von 1660 und 1688. In: ZGAE 26 (1937) S. 137-236.
- 9) Der Eindruck entsteht beim Vergleich der Landesaufnahme mit den 85 Jahre älteren Bauernlisten. In Blankensee sind 1772 unter 20 Bauern nur 4 Namen von 1688 wiederzufinden, in Bleichenbart 3 unter 8, in Blumenau 6 unter 22, in Gerten sogar keiner unter 11.
- 10) J. PRZERACKI, *Ludność polska na Warmii*. In: *Dzieje Warmii i Mazur w zarysie*. Bd. 1. Warszawa 1981, S. 230 f.
- 11) Vgl. H. SCHMAUCH, *Besiedlung und Bevölkerung des südlichen Ermlandes*. In: *PRUSSIA* 30 (1933) S. 160: „Wie Bischof Szyżkowski im Jahre 1640 erklärte, war damals das Deutsche die Muttersprache des Bistums. Bischof Wyzdga bezeichnete im Jahre 1664 das ermländische Volk als ein deutsches Kolonialvolk, das sich größtenteils der Gesetze und Einrichtungen, der Sitten und der Sprache seiner Vorfahren bediene. Und ganz ähnlich bekundete noch 1701 Bischof Żaluski in einem amtlichen Bericht: Fast die gesamte Bevölkerung seines Bistums sei in alten Zeiten durch die deutschen Bischöfe des Ermlandes aus den verschiedensten Gauen Deutschlands hierher verpflanzt worden und bewahre bis auf diesen Tag Sitten, Sprache und Einrichtungen ihrer Abstammung.“
- 12) PRZERACKI, a. a. O., S. 230.
- 13) Siehe unten S. 57 ff.

sah es nur der fürstbischöfliche Generaloffizial Jan Cichowski, der anlässlich der Einführung eines neuen Diözesangebetbuches 1802 an Bischof Karl von Hohenzollern schrieb: „. . . an dieser geistlichen Wohltat kann nur die deutsche Gemeinde teilnehmen, und die polnische, welche ebenso zahlreich wie die deutsche ist, kann in Ermangelung der deutschen Sprache keinen Gebrauch davon machen“<sup>14</sup>). Aus dieser Briefstelle ist gefolgert worden, daß 50 Prozent der Ermländer Deutsche und 50 Prozent Polen gewesen seien<sup>15</sup>). Zweifellos darf die Aussage „ebenso zahlreich“ nicht numerisch verstanden werden. Es ist vielmehr der subjektive Eindruck, den der Generaloffizial von den Bistumsverhältnissen hatte. Im Ermländischen Diözesanarchiv sind keine Spracherhebungen aus dem 18. und beginnenden 19. Jahrhundert vorhanden, und es deutet auch nichts darauf hin, daß Cichowski über amtliche Nachweise verfügte. Als Pole von Geburt, dessen Familie von 1661 bis 1792 auf Podlassen im Kammeramt Wartenburg ansässig war<sup>16</sup>), verkehrte er — von seiner gesellschaftlichen Stellung her — in seinen, d. h. polnischen Adelskreisen, und dasselbe dürfte für Frauenburg zutreffen, so daß bei ihm durchaus der subjektive Eindruck entstehen konnte, daß es ebenso viele polnisch- wie deutschsprachige Gläubige im Bistum gäbe. Das gleiche gilt — nur entgegengesetzt — auch für die Einschätzungen der Bischöfe Szyszkowski, Wydzga und Załuski, die zweifellos das deutsche Element im Ermland überbetonten, denn es stellte sich für sie — als nicht mit den Verhältnissen des Bistums Vertraute — als eine unerwartete Überraschung dar. Für die Beurteilung der Sprachenverhältnisse wird man alle diese Einschätzungen nicht heranziehen können, zumal die Bevölkerungslisten und Umfrageergebnisse dem widersprechen.

Die erste konkrete Erhebung über die Sprachenverhältnisse im Ermland stammt aus dem Jahre 1827, also 45 Jahre nach der preußischen Besitzergreifung. Die Königliche Regierung in Königsberg — Abteilung für die Kirchenverwaltung und das Schulwesen — fragte am 28. September beim Fürstbischöflichen Generaloffizialat in Frauenburg im Auftrage des Königlichen Statistischen Büros in Berlin an<sup>17</sup>), „wieviele Einwohner unseres Verwaltungsbezirks zu denjenigen Gemeinden gehören, worin der Gottesdienst und der Elementarschulunterricht in polnischer Sprache gehalten wird“. Das Bistumsamt sollte innerhalb von vier Wo-

14) OBLĄK, Stosunek, S. 20, Anm. 5.

15) Ebd.

16) J. GALLANDI, Vasallenfamilien des Ermlandes und ihre Wappen. In: ZGAE 19 (1916) S. 541.

17) Archiwum Diecezji Warmińskiej w Olsztynie. Archiwum Biskupie. J P 7. — Diese „Tabellarischen Nachweisungen über den Gebrauch der polnischen Sprache beim Gottesdienst und in den Schulen“ sind in ihren Ergebnissen veröffentlicht von J. OBLĄK, Język polski w kościołach i szkołach na Warmii w pierwszej połowie XIX wieku. In: ZAPISKI HISTORYCZNE 23 (1957) S. 175-189.

chen eine „Nachweisung einreichen, in welchem Verhältnis die polnische Sprache im Ermland sowohl in den katholischen Kirchen als Schulen herrschet und solche nach folgenden Rubriken fertigen: 1. Namen der Kirchspiele, in denen die polnische Sprache außer der deutschen gebräuchlich ist; 2. bei jedem Kirchspiel zu bemerken, wieviel Polen zur Kirche gehören; 3. wie oft für sie besonderer Gottesdienst gehalten wird; 4. in welchen Schulen des Kirchspiels der Unterricht in polnischer Sprache zu erteilen nötig und wieviel polnische Kinder zu jeder Schulsozietät gehören“.

Generaloffizial Martin Fotschki schickte dieses Zirkular an die Erzpriester der Dekanate Allenstein, Guttstadt, Röbel, Seeburg und Wartenburg, indem er das Beantwortungsformular ein wenig abänderte, so daß die Fragen lauteten: a) Wie viele polnischsprachige Kommunikanten gehören zur Kirche? b) Wie oft wird für sie Gottesdienst gehalten? c) In welchen Schulen ist der Unterricht in polnischer Sprache nötig? d) Wie viele polnische Kinder gehören zu jeder Schulsozietät?

Die Berichte der Erzpriester, zwischen dem 6. und 30. November 1827 datiert, sollen hier im Wortlaut folgen:

#### Dekanat Allenstein

*„Der Aufforderung eines hochwürdigen fürstbischöflichen General-Offizials vom 29. Oktober betreffend das Verhältnis, in welchem die polnische Sprache im Dekanat Allenstein sowohl in den Kirchen als Schulen herrschet, gemäß, erwidere ich ganz gehorsamst, daß erwähnte Sprache im fraglichen Dekanat ohne irgend ein Verhältnis Gang und Gebe ist, indem selbe sowohl in den Kirchen als Schulen gebraucht wird und auch gebraucht werden muß, weil von den hiesigen Einwohnern überhaupt nur diese gesprochen wird, und auch's ganze Jahr hindurch muß daher alle Sonn- und Feiertage in allen Kirchen des Dekanats der Gottesdienst nur für Polen gehalten werden, und wenn außer den Kirchen und Schulen irgend ein deutsches Wort gesprochen wird, so geschieht dies überhaupt nur von Beamten und Reisenden unter sich, die dann auch wenigstens etwas Polnisch verstehen und sprechen müssen, wenn sie den hiesigen Einwohnern ihre Gedanken und Begriffe mitteilen wollen. Der Unterricht ist deshalb in den hiesigen Schulen nur in polnischer Sprache nötig und wird auch nur in derselben erteilt, weil die Kinder, ja selbst die meisten Schullehrer nur dieser mächtig sind und auch mittelst dieser Sprache, die wohl von rund 10 000 000 Menschen auf Erden gebraucht wird, also eine lebendige ist, alles erlernen können, was ein guter Christ und treuer Untertan wissen soll. Gut und nützlich wäre es freilich, wenn den besagten Leuten auch die deutsche Sprache beigebracht werden könnte; allgemein aber läßt sich dies nicht bewirken und selbst in Elementarschulen nicht erzielen, und ich halte unvorgreiflich dafür, daß letztere keineswegs dazu bestimmt sind, fremde Sprachen zu lehren, sondern nur die Aufgabe zu lösen haben, daß der Zögling in seiner Muttersprache, die jedenfalls auch selbst der Bildung bedarf, soviel erlerne, als ihm in seinem künftigen wahrscheinlichen Verhältnisse nötig ist. Wer es weiter bringen will, muß dann auch höhere Anstalten, als die Elementarschulen sind, benutzen. Von dem, was bisher gesagt worden, macht die alleinige Stadt Allenstein eine freilich nur ganz unbedeutende Ausnahme. Soviel ich habe erforschen können, befinden sich in Al-*

leinstein 1359 katholische Christen, von welchen nur höchstens 300 deutsch sprechen. Für letztere Minderzahl wird jeden Sonn- und Feiertag ebenso gut wie für die Mehrzahl der 1059 Polen besonderer Gottesdienst gehalten. Zu bemerken ist hierbei, daß auch die Minderzahl der polnischen Sprache nicht ganz unkundig ist. Schulfähige Kinder, die der deutschen Sprache mehr wie der polnischen mächtig sind, hat die hiesige Pfarr-Schule von jeher höchstens nur bis 6 gezählt. Dagegen ist der Unterricht in polnischer Sprache aus dieser Schule gänzlich verdrängt und wird, weil die beiden Lehrer selbst nur der deutschen Sprache mächtig sind, auch nur in dieser erteilt. Das Resultat dieses Unterrichts ist daher höchst traurig, denn Kinder, die 4 bis 5 Jahre studiert haben und mit denen der Lehrer anfänglich nicht sprechen konnte, weil er ihrer polnischen Sprache unkundig ist, können zwar deutsch lesen und schreiben, sie verstehen aber wenig deutsch, daher ihnen auch der Religionsunterricht von ihrem Seelsorger in polnischer Sprache erteilt werden muß, wobei es unsägliche Mühe gibt, weil die Kinder in ihrer polnischen Sprache kein Wort lesen können.

Wenn es nötig ist, so will ich noch hinzufügen, daß im

Kirchspiel	Polen und Kommunikanten	schulfähige Kinder
Allenstein	2005	512
Bertung	1050	225
Braunswalde	662	174
Diwitten	716	119
Wutrinen	1283	232
Schoenbruck	600	120
Schoenenberg	833	246
Grislinen	700	228
Dittrichswalde	499	237
Gr. Purden	1202	138
Also überhaupt	9350 <sup>18)</sup>	und 2231

Polen und Kommunikanten schulfähige Kinder  
im ganzen Dekanat Allenstein sind.

### Dekanat Guttstadt

1. Neukokendorf
  - a) 140
  - b) Jeden dritten Sonntag
  - c) Schaustern
  - d) 35
2. Jonkendorf
  - a) 400
  - b) Abwechselnd einen Sonntag deutsch, den andern polnisch
  - c) Jonkendorf d) 42
  - Montken 56
  - Wengaiten 30
3. Süßenthal
  - a) 200
  - b) 2 mal deutsch, einmal polnisch
  - c) Neuvierzighuben d) 60

In Montken, Wengaiten und Neuvierzighuben haben sie noch keine Schulhüser und keine examinierten Lehrer.

18) Hier liegt ein Schreib- oder Rechenfehler vor. Die Summe ist 9550.

### Dekanat Rößel

**E. hochwürdigsten Fürstbischöflichen Ermländischen Generaloffizialat verfehle ich nicht auf hochgütiges Monitum vom 26. November, heute empfangen, allergehorsamst zu berichten, daß in meinem Dekanat bloß in 2 Pfarreien, als Leginen und Köllen herrsche<sup>19)</sup> und zwar in der Art:**

**In Leginen wird in der Kirche abwechselnd einen Sonntag deutsche und den andern Sonntag polnische Predigt gehalten, in der aber gar nichts Polnisches schon seit 40 Jahren betrieben, weil in diesen Jahren kein polnischer Lehrer gewesen ist und auch der größte Teil der Eingepfarrten teutsch verstehen und sprechen.**

**In Köllen werden die Predigten in der Kirche ebenso wie in Leginen gehalten. In der Pfarrschule wird auch sehr wenig Polnisches vorgenommen, weil auch hier außer den wenigen im Kriege Dagebliebenen<sup>20)</sup> der größte Teil der Eingepfarrten und besonders die zur Schule kommenden Kinder alle teutsch verstehen und sprechen.**

**In den übrigen Pfarreien meines Dekanats wird alles teutsch betrieben.**

### Dekanat Seeburg

#### 1. Kirchengemeinde Seeburg

- a) Außer etwa 10 Individuen verstehen alle deutsch, wie wohl mehrere gern polnisch beichten.
- b) Dreimal im Jahr.
- c) Wird überall deutsch unterrichtet.
- d) Keine polnische, müssen alle deutsch eingeübt werden.

#### 2. Kirchengemeinde Gr. Bessau

- a) 702 Individuen.
- b) Dreimal ist polnischer Gottesdienst und das 4te mal ist deutscher Gottesdienst.
- c) Es sind hier drei Schulen, eine Kirchscheule zu Groß Bessau, eine Nebenschule zu Rothflies und eine Nebenschule zu Willims. In jeder dieser 3 Schulen ist der Unterricht in polnischer Sprache nötig.
- d) Zur Schulsozietät Gr. Bessau gehören 108, zu Rothflies 55 und zu Willims 43 polnische Kinder.

### Dekanat Wartenburg

#### 1. Klaukendorf

- a) 667
- b) Der Gottesdienst wird ausschließlich stets in polnischer Sprache gehalten.
- c) Klaukendorf  
Groß Trinkau  
Kalborno  
Schoenwald
- d) 37  
24  
28  
27

#### 2. Kleeberg

- a) 782
- b) wie 1.
- c) Kleeberg  
Skaibotten  
Patriken  
Woitowo  
Kl. Kleeberg
- d) 41  
47  
65  
41  
27

19) Gemeint ist wohl: . . . das Polnische herrsche . . .

20) Über Aus- und Abwanderungen während der Franzosenzeit wissen wir bisher nichts.

<b>3. Ramsau</b>		<b>4. Wartenburg</b>	
a) 1207		a) 2915	
b) wie 1.		b) die 3. Predigt deutsch	
c) Ramsau	d) 48	c) Wartenburg	d) 372
Gr. Bartelsdorf	74	Hirschberg	56
Wyps	23	Lengehnen	52
Mertensdorf	21	Mokainen	46
		Nerwik	27
		Reuschhagen	34
<b>5. Bischofsburg</b>		<b>6. Alt Wartenburg</b>	
a) 3102		a) 700	
b) die 4. Predigt deutsch		b) wie 5.	
c) Bischofsburg	d) 391	c) Alt Wartenburg	d) 112
Stanislewo	38	Tollack	78
Bredinken	41	Jadden	49
Wengoi	24	<b>7. Lemkendorf</b>	
Labuch	20	a) 1104	
Neudims	28	b) wie 5.	
Roehlack	29	c) Lemkendorf	d) 84
Ridbach	21	Ottendorf	89
Raszag	27	Derz	70
Strycewo	25	Groß Cronau	56
		Alt 40 Huben	52.

Nach dieser Aufstellung wurde im Jahre 1827 im ganzen Kreis Allenstein Polnisch gesprochen. Zum Kreis gehörten seit der neuen Kreisordnung von 1815 auch die drei genannten Kirchspiele des Dekanats Guttstadt sowie das Dekanat Wartenburg ohne das Kirchspiel Bischofsburg, das dem Kreis Röbel einverleibt worden war. Im Kreis Röbel waren neben dem Kirchspiel Bischofsburg die Kirchengemeinde Groß Bößau ganz und die Kirchspiele Seeburg, Groß Köllen und Legienen z. T. polnischsprachig. Man muß davon ausgehen, daß diese gemischtsprachigen Gemeinden mehr als eine Generation vorher, also um 1772, überwiegend, wenn nicht ganz polnischsprachig waren — mit Ausnahme der Stadt Seeburg, wo die „etwa 10 Individuen“ auf eine kleine polnische Gemeinde schließen lassen, die es seit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts auch in allen deutschsprachigen Städten des nördlichen Ermlands ebenso wie deutsche Gemeinden in den polnischsprachigen Städten des Südwestens gab. Dafür sprechen auch die Angaben über die Stadt Allenstein. Da sie nach 45jähriger preußischer Herrschaft noch polnischsprachig war, müssen in Seeburg andere Verhältnisse vorgelegen haben.

Demnach war 1827 die polnische Sprachgrenze identisch mit der Nordgrenze des Kreises Allenstein und verlief von dort, also von Derz, in fast exakter West-Ost-Richtung über Seeburg, südlich des Lauternsees, zwischen Schellen und Groß Köllen unterhalb von Röbel auf den Südostzipfel des Kreises zu. Dieser Befund deckt sich in etwa mit den im Bericht von Bischof Szembek aus dem

Jahre 1727 gemachten Angaben. Das heißt, daß sich diese Sprachgrenze auch seit 1772 nur unwesentlich — und zwar nur in den 1827 als gemischtsprachig bezeichneten Dörfern des Kreises Rößel — zugunsten des Deutschtums verschoben hatte.

Eine feste Sprachgrenze war seit je die spätere Grenze zwischen den Kreisen Heilsberg und Allenstein. In den Heilsbergischen Grendörfern Schlitt, Blankenberg, Rosengart, Unter und Ober Kapkeim gab es 1688 kaum einen polnischen Namen<sup>21)</sup>.

Anders sah es im Kreis Rößel aus, den damaligen Kammerämtern Seeburg und Rößel. Hier finden wir 1660/88 eine größere Mischung von polnischen und deutschen Namen. Während im Kirchspiel Glockstein, westlich von Rößel, der Anteil an polnischen Familiennamen unbedeutend ist<sup>22)</sup>, nimmt er im südlich angrenzenden Kirchspiel Groß Köllen ganz erheblich zu<sup>23)</sup>, und im Kirchspiel Bischofsburg sind die polnischen Namen die Regel<sup>24)</sup>.

Die ungenauen Angaben der Erzpriester von Seeburg und Rößel lassen sich so anhand der Bauernlisten aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Hinblick auf die Sprachenfrage verifizieren. Im Kirchspiel Seeburg war das Dorf Krokau ganz polnisch<sup>25)</sup>, während Elsau, Lokau und Waldensee (Pissau) nur vereinzelt polnische Bauern hatten<sup>26)</sup>. Im Kirchspiel Rößel machten die polnischen Namen in Komienen 30 % aus, während sie in Klawsdorf, Groß Mönsdorf, Robawen, Soweiden und Tollnigk nicht ins Gewicht fielen<sup>27)</sup>. Da innerhalb einer Dorfgemeinschaft die sprachliche Mehrheit sich in der Regel durchsetzt, ist das Kirchspiel Rößel als deutschsprachig anzusetzen.

Bei einer solchen Bevölkerungsmischung in den Kammerämtern Seeburg und Rößel und dem Fehlen konkreter Zahlen — auch die in den obigen „Tabellarischen Nachweisungen“ genannten Zahlen sind nur bedingt verwertbar, weil sie Kommunikanten und Schüler, aber nicht Kinder unter 6 Jahren und vor allem nicht die Gesamtbevölkerung nennen, abgesehen von der Stadt Allenstein — kann der Anteil der ursprünglich polnischen Bevölkerung

21) In Schlitt haben unter 37 Familien 4 polnische Namen, davon 2 Bauern, 1 Instmann und 1 Handwerker (BIRCH-HIRSCHFELD, a. a. O., S. 158 f.), in Blankenberg unter 34 Familien 1 Instmann und 1 Hirtin (ebd. S. 149 f.), in Rosengart ist unter 34 Familien kein polnischer Name (ebd. S. 185 f.), in Unter Kapkeim haben unter 13 Familien 1 Nichtortsansässiger, 1 Bauer und 1 Instmann (ebd. S. 152 f.), in Ober Kapkeim unter 15 Familien ein Nichtortsansässiger und 1 Handwerker (ebd. S. 160) polnische Namen.

22) In Glockstein sind es 2 Namen unter 22, in Schellen einer unter 15, in Schöneberg 4 unter 19 (BIRCH-HIRSCHFELD, a. a. O., S. 218 f., 220, 218).

23) In Groß Köllen selbst 7 polnische Namen unter 17, aber in Kablenen 13 unter 16 (BIRCH-HIRSCHFELD, a. a. O., S. 216 f., 215 f.).

24) Sternsee (Stanislawowo) weist unter 17 Namen 1 deutschen auf (BIRCH-HIRSCHFELD, a. a. O., S. 215).

25) Ebd. S. 220 f.

26) Ebd. S. 224, 223, 225.

27) Ebd. S. 213 f., 219 f., 214 f., 217, 218.

nur durch Umrechnung auf die erste amtliche Statistik von 1817<sup>28)</sup> ermittelt werden. Danach zählte der Kreis Allenstein 21 637 Einwohner, während die Umfrage bei den Erzpriestern zehn Jahre später 21 701 Kommunikanten und Schüler ergab. Die Zahlen sind also vergleichbar. Bei einer solchen Umrechnung bieten die „Tabellarischen Nachweisungen“ in Verbindung mit den Bauernlisten von 1660/88 und den bis heute allein für das Kammeramt Heilsberg veröffentlichten Einwohnerlisten von 1772 gute Anhaltspunkte und sind auf ihre Zuverlässigkeit überprüfbar.

Im Kammeramt Braunsberg betrug im Jahre 1688 der Anteil der polnischen Familiennamen rund 14 %<sup>29)</sup>, im Kammeramt Mehlsack 1,5 %<sup>30)</sup>. Umgekehrt machten im Kammeramt Wartenburg die nichtpolnischen Familiennamen 29,5 % aus<sup>31)</sup>. Berücksichtigt man das, so wird man davon ausgehen dürfen, daß die polnische Bevölkerung in den Kreisen Braunsberg und Heilsberg in etwa der nichtpolnischen Bevölkerung im Kreis Allenstein und in dem polnischsprachigen Teil des Kreises Röbel entsprach, so daß die Zahlen sich ausgleichen. Dasselbe wird man für die polnische Bevölkerung in den nördlichen ermländischen Städten und für die deutsche in den südermländischen Städten annehmen dürfen.

Dementsprechend sollen die Zahlen nach der amtlichen Statistik von 1817 umgerechnet werden. Das Ermland zählte damals 99 573 Einwohner. Davon entfielen auf den Kreis Allenstein 21 637, auf den Kreis Braunsberg 26 613, auf den Kreis Heilsberg 24 568 und auf den Kreis Röbel 26 755 Personen. Zum polnischsprachigen Teil sind zu rechnen: a) der gesamte Kreis Allenstein = 21 637 Einwohner, b) vom Kreis Röbel die Kirchspiele Groß Bößau = 1088 Einwohner, Bischofsburg = 4668 Einwohner, Groß Köllen = 2012 Einwohner, Legienen = 715 Einwohner und 25 % der Stadt Seeburg = 381 von 1525 Einwohnern<sup>32)</sup>. Bringt man dann noch die 43 polnischen Gutsbesitzerfamilien in Anschlag<sup>33)</sup>, die vor 1827 das Ermland verlassen hatten = 645 Personen<sup>34)</sup>, sowie die Bewohner des Schloßbezirks Heilsberg = 77 Personen im Jahre

28) SAMUEL GOTTLIEB WALD, Topographische Übersicht des Verwaltungsbezirks der Königlich Preußischen Regierung zu Königsberg i. Pr. Königsberg 1820.

29) BIRCH-HIRSCHFELD, a. a. O., S. 145-147.

30) Ebd. S. 179-210.

31) Ebd. S. 228-236.

32) Der Prozentsatz ist eher zu hoch als zu niedrig angesetzt.

33) Historischer Atlas des Preußenlandes. Hrsg. v. H. und G. MORTENSEN, R. WENSKUS. Lieferung 4. Wiesbaden 1976. Register, S. 534—539.

34) Es werden nur die Familienangehörigen und das Hauspersonal in Ansatz gebracht, da die Gutsbauern und -arbeiter ansässig waren, vgl. Bogen — Besitzer v. Kalnaski, Bundien — v. Soczewski, Woyditten (Schweden) und Termlack — v. Helden-Gonschorowski, Zechern — v. Przedworski, alle Kammeramt Heilsberg (SOMMERFELD, a. a. O., H. 22, S. 484, H. 26, S. 125 f.). 15 Personen pro Haushalt dürften ebenfalls die Obergrenze sein, vgl. Senkitten: „Das Gut wird von 1 Diener, 1 Wirtin und einem Hirten bewohnt“ (ebd. H. 26, S. 125).

1772<sup>35)</sup> und zwei Drittel des Dombezirks in Frauenburg = 112 von 167 Personen im Jahre 1772<sup>36)</sup>, so ergeben sich rechnerisch 31 335 polnischsprachige Personen bei insgesamt 99 573 Einwohnern, also 31,46 Prozent.

Sicher birgt eine Vergleichsrechnung, wie die hier angestellte, die Zahlen aus einer Zeitspanne von 140 Jahren verwertet, viele Unsicherheiten, denkt man an die offenbare Bevölkerungsfliktuation im 18. Jahrhundert, an die großen Menschenverluste während der Franzosenzeit<sup>37)</sup> und eine mögliche Abwanderung nach 1813<sup>38)</sup>. Auch das Fehlen der Bauernlisten des Kammeramtes Allenstein aus den Jahren 1660/88 und der Einwohnerlisten der preußischen Landesaufnahme von neun Kammerämtern läßt das vorliegende Ergebnis nur als Annäherungswert erscheinen. Immerhin zeigt es, daß die These, die Hälfte der ermländischen Bevölkerung sei polnischsprachig gewesen und die Sprachgrenze hätte die Alle zwischen Guttstadt und Heilsberg gebildet, nicht haltbar ist. Die Sprachgrenze war im 18. Jahrhundert in etwa die gleiche wie 1827, und der polnischsprachige Anteil der Bevölkerung machte rund ein Drittel aus.

## Używanie języka polskiego na Warmii około 1800

### Streszczenie

W artykule podjęto próbę przedstawienia, na podstawie dostępnych dziś źródeł wzajemnego stosunku liczbowego mówiących po niemiecku i po polsku mieszkańców Warmii w okresie pierwszego rozbioru Polski. Punktem wyjścia była ankieta na temat używania języka polskiego w czasie nabożeństw kościelnych i w szkole, przeprowadzona przez Królewską Rencję w Królewcu w 1827 roku. Udzielone przez dziekanów w Olsztynie, Dobrym Mieście, Reszlu, Jezioranach i Barczewie odpowiedzi w postaci „dowodów“ zostały przytoczone dosłownie. Porównanie tych danych ze spisami chłopów z lat 1660/1680 oraz z pruskim pomiarem kraju dokonanym przez Urząd Kamery w Lidzbarku w 1772 r. wykazuje, że granica językowa między 1660/1680 i 1827 r. prawie nie uległa przesunięciu. Pokrywała się ona z północną granicą późniejszego powiatu olsztyńskiego i następnie biegła poprzez Jeziorany do południowowschodniego krańca powiatu reszelskiego. Na podstawie tych danych ludność używająca języka polskiego stanowiła około 1772 roku 31,46 % ogółu mieszkańców Warmii.

H.R.

35) A. KOLBERG, Die Verfassung Ermlands beim Übergang unter die Preußische Herrschaft im Jahre 1772. In: ZGAE 10 (1894) S. 696.

36) Ebd. S. 660.

37) Vgl. die Zahlen bei A. POSCHMANN, Die Bevölkerung des Ermlandes von 1772-1922. In: ZGAE 21 (1923) S. 373.

38) Vgl. oben S. 56.

**The Use of the Polish Language in Warmia about 1800****Summary**

The numerical relation between the German-speaking and the Polish-speaking population of Warmia in the time of the First Polish Partition is calculated on the basis of sources available today, starting from an inquiry — induced by the Royal Government in Königsberg in 1827 — about the use of the Polish language in services and schools. The "proofs", furnished by the archpriests in Allenstein, Guttstadt, Rößel, Seeburg and Wartenburg, are quoted here word-for-word. A comparison of these informations with the list of peasants from the years 1660/88 and with the Prussian topographical survey of the Kammeramt (Board of Domains) of Heilsberg of 1772 shows that the language border scarcely shifted between 1660/88 and 1827. It coincided with the northern border of the later district of Allenstein and run from there via Seeburg to the south-east end of the district of Rößel. The percentage of the Polish population amounts to 31,46 per cent regarding the time about 1772.

G. K.

# Der Aufstand in Bredinken am 6. Mai 1863

Von Werner Thimm

Am 6. Mai 1863 mußten in Bredinken, Kr. Rößel, 15 Menschen unter den Schüssen und Bajonettstichen eines preußischen Militärkommandos ihr Leben lassen, und eine große Zahl von Dorfbewohnern wurde mehr oder minder schwer verletzt. Das Ereignis erregte in ganz Deutschland großes Aufsehen<sup>1)</sup>, geriet aber bald in Vergessenheit. Selbst im Ermland hüllten die Behörden, die Presse und die betroffene Bevölkerung nach und nach um diese Bluttat den Mantel des Schweigens. Auch die Geschichtsfreunde des jungen, 1856 gegründeten ermländischen Geschichtsvereins griffen diesen Vorfall nicht auf.

In unserem Jahrhundert erschienen einige verstreute Nachrichten über das Bredinker Blutbad<sup>2)</sup>; sie fußten aber auf vagen Informationen vom Hörensagen und waren eher dazu geeignet, die Sache zu verschleiern, als sie ins rechte Licht zu stellen. Wenn hier der Versuch gemacht wird, über die Ereignisse des 6. Mai 1863 in Bredinken ein klares Bild zu gewinnen, so muß man sich bewußt sein, daß wichtige Quellen entweder vernichtet wurden oder unzugänglich sind. Namentlich sieben verschollene Bände von Prozeßprotokollen des Schwurgerichts in Bartenstein, die sicherlich weitere Aufschlüsse über die Bredinker Ereignisse vor allem aus der Sicht der betroffenen Bevölkerung hätten geben können, müssen als besonderer Mangel empfunden werden<sup>3)</sup>. Dennoch konnte

- 1) Meldungen über die Bredinker Vorfälle brachten u. a. folgende Presseorgane: NORDDEUTSCHE ALLGEMEINE ZEITUNG (Berlin), NEUE PREUSSISCHE [KREUZ-] ZEITUNG (Berlin), KÖNIGLICH PRIVILEGIERTE BERLINISCHE [VOSSISCHE] ZEITUNG, BERLINISCHE NACHRICHTEN VON STAATS- UND GELEHRTEN SACHEN, VOLKSZEITUNG (Berlin), NATIONALZEITUNG (Berlin), FORTSCHRITT FÜR STADT UND LAND GUBEN, STAATS- UND GELEHRTE ZEITUNG DES HAMBURGISCHEN UNPARTEIISCHEN CORRESPONDENTEN, WESTFÄLISCHER ANZEIGER (Hamm), WESTFÄLISCHE ZEITUNG (Dortmund), KÖLNISCHE BLÄTTER, KÖLNISCHE ZEITUNG, ALLGEMEINE ZEITUNG (Augsburg).
- 2) W. BARCZEWSKI, Kiermasy na Warmii. 4. Auflage. Allenstein 1923, S. 113 f. Neu herausgegeben von W. OGRODZIŃSKI, Olsztyn 1977, S. 148—151 (Anhang Nr. 19, unten S. 104—106). — Das Kreisbuch „Biskupiec — z dziejów miasta i powiatu“, Olsztyn 1966, bringt S. 158 einen Auszug des Aufsatzes von BARCZEWSKI. — N. HARNAU. Die Geschichte einer ermländischen Dorfkapelle. In: ERMLAND MEIN HEIMATLAND [Geschichtsbeilage der WARMIA]. 1925, Nr. 2, S. 7 f. (Anhang Nr. 20, unten S. 106—109).
- 3) Diese Prozeßprotokolle schickte die Regierung Königsberg am 2. Januar 1865 an den Innenminister in Berlin. Zentrales Staatsarchiv [ZStA] Merseburg. Ministerium des Innern. II. Rep. 77, Tit. 504, Nr. 12, Bd. 62: Die im Dorfe Bredinken im Kreise Rößel bei Gelegenheit der beabsichtigten Entwässerung eines Mühlen- teichs vorgekommenen tumultuarischen Auftritte, fol. 60.

zur Klärung des Falles hinreichend viel Material<sup>4)</sup> beschafft werden.

### Der sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Hintergrund

Ohne die Kenntnis des sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Hintergrunds sind die Vorgänge des 6. Mai 1863 in Bredinken nicht verständlich<sup>5)</sup>. Bredinken gehört zu den jüngeren bäuerlichen Siedlungen des Ermlands. Das Dorf wurde unter dem Namen Neudorf zusammen mit Stenzelsdorf (Stanislewo/Sternsee) durch eine am 8. Januar 1569 in Heilsberg ausgefertigte Handfeste von Kardinal Stanislaus Hosius in dem großen bischöflichen Hegewald, der späteren Sadlowoer Forst, an der Südostgrenze des Hochstifts etwa 8 Kilometer nordöstlich von Bischofsburg auf 55 Hufen als bischöfliches Zinsdorf angesetzt. In diesem Gebiet wurden schon 1397 die Seen Almoyne und Bredyn urkundlich erwähnt.

Das Siedlungsunternehmen lag in den Händen von Seraphim Saremba, dem sowohl in Bredinken als auch in Stenzelsdorf das Schulzenamt mit je fünf zins- und scharwerksfreien Hufen verschrieben wurde. Weil ein ermländischer Landtagsbeschluß die Ausübung des Krugrechts in den Schulzenhäusern selbst verbot, erhielt der Bredinker Schulz im Jahre 1599 von Kardinal Andreas Bathory die Erlaubnis, mitten im Dorf ein besonderes Krughaus zu errichten.

4) Es wird im Anhang, unten S. 80—109, zum Teil erstmals veröffentlicht. Dem Zentralen Staatsarchiv Merseburg gebührt Dank für die Übermittlung von Filmen der dort befindlichen einschlägigen Aktenstücke und die Veröffentlichungsgenehmigung. Zur Ausbreitung und kritischen Beurteilung des Materials gaben Ministerialdirigent Johannes Baß, Lüdinghausen, und Gymnasialprofessor Leo Juhnke, Augsburg, vielfältige Hilfe.

5) Die historischen und statistischen Nachrichten über Bredinken wurden zusammengestellt aus: CODEX DIPLOMATICUS WARMIENSIS. Bd. 3 (MONUMENTA HISTORIAE WARMIENSIS. Bd. 5). Braunsberg 1874, Nr. 322, S. 294. — ZGAE 6 (1878) S. 226; 7 (1881) S. 268; 10 (1894) S. 80 u. 730; 19 (1916) S. 539; 23 (1929) S. 556; 26 (1938) S. 220. — Quellen zur Kultur- und Wirtschaftsgeschichte des Ermlands (BIBLIOTHECA WARMIENSIS. Bd. 4. MONUMENTA HISTORIAE WARMIENSIS. Bd. 10). Braunsberg 1931, S. 74 u. 172. — J. F. GOLDBECK. Vollständige Topographie des Königreichs Preussen. Königsberg/Leipzig 1785. — S. G. WALD, Topographische Übersicht des Verwaltungsbezirks der Königlichen Preussischen Regierung zu Königsberg I. Pr. Königsberg 1820. — MESSOW, Topographisch-statistisches Handbuch des Preussischen Staates. Magdeburg 1846. — A. SCHLOTT, Topographisch-statistische Übersicht des Regierungsbezirks Königsberg. Tilsit 1848. — Ergebnisse der Grund- und Gebäudesteueranlage im Regierungsbezirk Königsberg. Berlin 1869. — KRAATZ, Topographisch-statistisches Handbuch des Preussischen Staates. 2. Auflage. Berlin 1870. — Die Gemeinden und Gutsbezirke der Provinz Preußen und ihre Bevölkerung. Berlin 1874. — Gemeindelexikon für die Provinz Ostpreußen. Berlin 1888, 1898, 1908. — E. ENGELBRECHT, Die Agrarverfassung des Ermlandes. München/Leipzig 1913. — L. WITTSCHCELL, Das Ergebnis der Sprachenzählung von 1925 im südlichen Ostpreußen. Sprachenkarte von Masuren und dem südlichen Ermland. Hamburg 1926. — Einen Plan des Dorfes Bredinken aus dem Jahre 1600 veröffentlichte R. MARCHWIŃSKI in: KOMUNIKATY MAZURSKO-WARMIŃSKIE Nr. 3 (157), 1982, Tafel 13.

Saremba muß ein sehr erfolgreicher Lokator gewesen sein, denn nach dem Ausweis von ermländischen Musterungsunterlagen wohnten 1587 in Stenzelsdorf zwanzig, und in Bredinken dreißig Zinsbauern, von denen jeder zwei Hufen bewirtschaftete. Sie hatten den jährlichen Hufenzins zu entrichten und bei herrschaftlichen Jagden im Kammeramt Rößel Jagddienste zu leisten.

Noch vor 1600 verkaufte der Ökonom des Bischofs Martin Kromer, Johannes von Hatten, einem gewissen Albert in Bredinken einen Platz zur Anlage einer Mühle, zu der ein zwei Hufen großes Grundstück gehörte, für 150 Mark<sup>6)</sup>. Nach der restlosen Zahlung des Betrages stellte Bischof Simon Rudnicki ihm am 18. Mai 1605 ein besonderes Mühlenprivileg zu kulmischem Recht aus. Seit 1756 waren Mühle und Krug in einer Hand. So war es auch noch 1772, als das Ermland preußisch wurde, denn die Akten nennen in Bredinken zwei Kölmer<sup>7)</sup>; einer von ihnen war der Ortsschulze.

Die Kriegsläufe des 17. Jahrhunderts haben in Bredinken deutliche Spuren hinterlassen. 1656 gab es hier nur noch zehn Bauern und einen Schulzen. Bald danach, zwischen 1656 und 1688, überließ der ermländische Bischof das Dorf verdienten Adligen auf Zeit als Gratialgut. Ab 1701 bezog der Adlige von Bogdanski die bäuerlichen Abgaben von Bredinken, 1732 war es ein Herr von Borowski, seit 1755 Joachim von Sawurski und 1772 ein Herr von Sawazki. Nach der Eingliederung des Ermlands in das Königreich Preußen fiel das Gratialgut, wahrscheinlich nach Ablauf der Rechte des letzten Gutsbesitzers, an die Landesherrschaft zurück, und das Dorf Bredinken wurde eine königliche Ortschaft.

Bredinkens Bevölkerung gehörte der klein- und unterbäuerlichen Schicht an. Als Umgangssprache diente überwiegend Polnisch. In dem halben Jahrhundert von 1775 bis 1825 erfuhr die Einwohnerzahl des Dorfes keinen bemerkenswerten Schub, stieg im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts aber rapide an und wuchs stetig weiter. Hatte man 1782 noch 47 Feuerstellen, entsprechend etwa 350 Einwohnern, und 1817 371 Einwohner gezählt, so waren es 1846 bereits 546 Einwohner und 1864 777. Schon einige Jahre vor der Jahrhundertwende wurde die Zahl von tausend Einwohnern überschritten; 1895 zählte Bredinken 1007 Einwohner, 1905 1061, 1925 1036 und 1939 944. Der gewaltige Bevölkerungsanstieg im 19. Jahrhundert beruhte vor allem, obschon Bredinken nach der Bonitierungstabelle von 1772 nur Boden von geringer Qualität besaß, auf dem strukturellen Umbau der Agrarwirtschaft, was zu einer Verbesserung der Ernährungsbasis führte, und den Rechts-

6) Da die Bredinker Wassermühle bei den Ereignissen des 6. Mai 1863 eine besondere Rolle spielt, seien die Namen weiterer Müller genannt, soweit sie bekannt sind: Schemorowski (1856), erwähnt in: ZGAE 7 (1881), S. 268; Kasimir Orłowski (vor 1860), nach einer Mitteilung von Johannes Baß, Lüdinghausen; Groß (1860/63), vgl. Anhang Nr. 14, unten S. 98.

7) Vgl. A. KOLBERG, Zur Verfassung Ermlands beim Übergang unter die preußische Herrschaft im Jahre 1772. In: ZGAE 10 (1894), S. 80.

reformen für die bäuerliche Bevölkerung Preußens, darunter die Gemeinheits-Teilungsordnung vom 7. Juni 1821, die aber im Vorfeld des Bredinker Ereignisses eine sehr verhängnisvolle Rolle spielte.

### Statistische Angaben zum Unglücksjahr 1863

Im Jahr dieses schrecklichen Ereignisses wohnten etwa 790 Menschen in Bredinken. Bis auf wenige Ausnahmen waren alle katholisch. Sie gehörten zur Pfarrkirche in Bischofsburg. Dort befand sich auch das Gericht erster Instanz; das zuständige Schwurgericht war in Bartenstein, das Appellationsgericht in Königsberg. Polizeilich wurde Bredinken vom Domänenrentamt Rößel verwaltet. Die Grund- und Gebäudesteuerveranlagung aus dem Jahre 1864 beleuchtet die ökonomische Basis der in diesem Jahr gezählten 777 Einwohner des Ortes. Zum Gemeindebezirk, der 1071 ha umfaßte, gehörten drei gewerbliche Gebäude und 93 Wohngebäude, die steuerpflichtig waren; 171 Gebäude waren steuerfrei. Das Dorf zählte ferner 80 Besitzer steuerpflichtiger und steuerfreier Liegenschaften bei 128 Besitzstücken. Das Ackerland (662 ha), die Wiesen (167 ha), die Weiden (157 ha) und die Holzungen (46 ha) wurden von den Steuerschätzern zum weitaus größten Teil in die minderwertigen Klassen eingestuft.

Die Statistik des Jahres 1871 nennt 785 Einwohner in 173 Familien- und 22 Einzelpersonenhaushaltungen. Hält man die Zahl von 80 Besitzern dagegen, so ergibt sich, daß mehr als die Hälfte der Bredinker Bevölkerung zur unterbäuerlichen Schicht gehörte. Bei den dürftigen Existenzbedingungen war der Getreidebau die Hauptnahrungsquelle des Dorfes. Daneben wurden aber auch Kartoffeln und Flachs angebaut. Während die Kartoffeln dem Eigenverbrauch dienten, wurden Garne und Leinwand im häuslichen Betrieb auch zum Verkauf gefertigt. Die Garn- und Leinwandherstellung war aber nur eine kleine Nebenerwerbsquelle, in erster Linie verarbeitete man das Leinen zu Bezügen, Laken, Decken, Hemden, Hosen, Röcken und Handtüchern für den Eigenbedarf. Eine bedeutende Anzahl von Bredinkern fand als Waldarbeiter in der großen Sadlowoer Forst, die das Dorf umgab, eine bescheidene Erwerbsmöglichkeit. Alles in allem war Bredinken ein armes Dorf, stark geprägt von den typisch „kleinen Leuten“. Im Jahre 1871 war nur ein Viertel der Dorfbevölkerung des Lesens und Schreibens mächtig, obschon sich eine Schule seit mindestens zwei Generationen am Ort befand<sup>8)</sup>.

### Melioration und Separation

Um den Lebensstandard des südlichen Ermlands zu heben, hatten sich seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts die staatli-

8) Die Bredinker Schule wird erstmals 1817 erwähnt, vgl. WALD, S. VII u. 158.

chen Behörden darum bemüht, die Bodenkultur zu verbessern<sup>9)</sup>. Die Kultivierung des Unlandes, besonders der sumpftartigen Seen und der wasserlosen Einödlflächen durch Entwässerungs- und Berieselungsmaßnahmen, sollte eine merkliche Steigerung der landwirtschaftlichen Produktionszahlen bewirken. Bei den Projekten erkannte man aber recht schnell, daß den Meliorationsmaßnahmen in den Dörfern die althergebrachte Gemengewirtschaft nach dem Dreifeldersystem mit gemeinschaftlichen Nutzungen als ein großes Hindernis entgegenstand. Mit den Ent- und Bewässerungsmaßnahmen mußte deshalb die Separation, d. h. die Auflösung der alten Dorfgewesensschaften in Privatbesitzungen, einhergehen. Gesetzliche Voraussetzungen für Melioration und Separation lagen seit Jahrzehnten vor<sup>10)</sup>.

Einige trockengelegte Seen und Mühlenteiche im südlichen Ermland hatten den Grundeigentümern bereits ertragreiche Seewiesen eingebracht<sup>11)</sup>, als der neue Mühlenbesitzer Groß in Bredinken sich etwa um die Jahreswende 1860/61 entschloß, den mitten im Dorf gelegenen, aber auch von der Allgemeinheit genutzten Mühlenteich zu entwässern. Aufgrund des „Gesetzes wegen des Wasserstauens bei Mühlen und Verschaffung von Vorflut“ aus dem Jahre 1811<sup>12)</sup> erhielt er am 6. Februar 1862 die behördliche Genehmigung zur Trockenlegung des ihm bei der Separation zugesprochenen Dorfteiches. Ihm wurde durch ein Schiedsgericht zur Auflage gemacht, einige Wasserbassins und Brunnen anzulegen, damit die Wasserversorgung des Dorfes gesichert blieb. Die Dorfschaft, die den Dorfteich im Sinne einer Allmende als Allgemeigentum betrachtete, erhob sowohl beim Oberpräsidenten in Königsberg als auch beim preußischen Minister für die landwirtschaftlichen Angelegenheiten in Berlin Beschwerden gegen den Ausführungsbescheid, wurde aber zuletzt durch ein Reskript des Landwirtschaftsministeriums vom 7. Juli 1862 abgewiesen<sup>13)</sup>. Selbst eine letzte, vom 25. April 1863 datierte und unmittelbar an König Wilhelm I. gerichtete Eingabe, die sich auf ein Gutachten

9) Vgl. GRUNENBERG, Geschichte und Statistik des Kreises Allenstein. Allenstein 1864, S. 130—137. — C. FRANK, Verkehrswesen und Landeskultur im Kreis Röbel. In: RÖSELER HEIMATBOTE 6 (1959) Nr. 1 — Der Kreis Röbel. Kaltenkirchen 1977, S. 276 f.

10) Gemeinheits-Teilungsordnung v. 7. 6. 1821 in: Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten. Berlin 1821, Nr. 7, S. 53—77 u. 83—88. Statut für die Allensteiner Korporation als Unternehmerin für Meliorationsanlagen v. 30. 6. 1843 in: Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten. Berlin 1943, Nr. 24, S. 273—288.

11) Vgl. das Verzeichnis der entwässerten Seen bei GISEVIUS, Meliorationen: In: GRUNENBERG, S. 134.

12) Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten. Berlin 1811, Nr. 23, S. 352—356.

13) Geheimes Staatsarchiv Stiftung Preußischer Kulturbesitz Berlin XX. HA. StA Königsberg. Rep. 2, Tit. 40, Nr. 2: Zeitungsberichte des Königsberger Regierungspräsidenten. Bd. 24, fol. 713 und ZStA Merseburg, a. a. O., fol. 44 f.

des Kreisverordneten Hahn stützte<sup>14</sup>), brachte keinen Erfolg, weil das Verhängnis schon seinen Lauf genommen hatte.

#### Der Bluttag des 6. Mai 1863

Als der Ortschaft die Unwirksamkeit der Rechtsmittel bewußt geworden war, glaubte sie zuletzt, die Entwässerung des Teiches nur noch durch massive Störung der Entwässerungsarbeiten verhindern zu können. Das gelang ihr auch, als am 8. April 1863 im Beisein des Ortsschulzen Erdmann die Entwässerungsarbeiten beginnen sollten. Der zur Sicherung der Arbeiten erschienene Gendarm wurde vertrieben. Eine am 23. April vom Landrat geschickte Abordnung unter Leitung des Kreissekretärs Pitschel mußte ebenfalls unverrichteter Dinge abziehen. Landrat Adalbert von Schrötter<sup>15</sup>) glaubte unter diesen Umständen, „zur Wahrung der obrigkeitlichen Autorität, zur Aufrechterhaltung des Gesetzes und zum Schutze des Eigentums des Mühlenbesitzers Groß durch Vermittlung der Königlichen Regierung militärische Hilfe“ anfordern zu müssen<sup>16</sup>). Die Vermittlung des Militärs erfolgte über seinen Schwager<sup>17</sup>), den Oberpräsidenten der Provinz Preußen, Franz Eichmann<sup>18</sup>), beim Generalkommando des Ersten Armeekorps in Königsberg, das zum 6. Mai 1863 ein Kommando von 25 Mann vom 6. Ostpreußischen Infanterieregiment Nr. 43 unter der Führung des blutjungen Leutnants Gustav Kossack<sup>19</sup>) aus seiner Garnison Lötzen<sup>20</sup>) nach Bredinken schickte<sup>21</sup>).

In Bredinken selbst hatte am Morgen und Vormittag dieses Tages der zuständige Rößeler Domänenrentmeister Boehnke die Volksmenge, die den zum Durchstich vorgesehenen Mühlendamm besetzt hatte, vergeblich zum Nachgeben aufgefordert. Wie ernst

14) KREUZZEITUNG vom 13. 5. 1863 (Anhang Nr. 8, unten S. 89) und ZStA Merseburg, a. a. O., fol. 44 f. und 52 f. (Anhang Nr. 14, unten, S. 99, und Nr. 16, unten, S. 101). Wahrscheinlich handelt es sich um Otto Hahn. Vgl. zu seiner Biographie B. M. ROSENBERG, Beiträge zur Geschichte des politischen Lebens im Ermland während des Vormärz und der 1848er Revolution. In: ZGAE 31/32 (1967/68) S. 292.

15) Ein Lebensbild des Landrats von Schrötter gibt K. v. d. GROEBEN. Die öffentliche Verwaltung im Spannungsfeld der Politik. Berlin 1979, S. 177—180.

16) KREUZZEITUNG vom 13. 5. 1863 (Anhang Nr. 8, unten, S. 89).

17) Vgl. v. d. GROEBEN, S. 175.

18) ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE, Bd. 1, Königsberg 1941, S. 160.

19) Gustav Kossack (1842—1889) stammte aus einer Lehrerfamilie in Gumbinnen. Nach dem Besuch des Gymnasiums ging er im Jahre 1860 zum 43. Infanterieregiment. Laufbahn: 1861 Fähnrich, 1862 Leutnant, 1869 Bataillonsadjutant, 1870 Oberleutnant, 1872 Hauptmann und Kompaniechef, 1886 Major, 1887 Bataillonskommandeur, 1887 Kommandeur der Landwehr im Bezirk Beuthen/Oberschlesien. Kossack nahm an den Feldzügen gegen Österreich und Frankreich teil und wurde bei Noisseville schwer verwundet. Vgl. A. GRAU, Offizierstammliste des Infanterieregiments Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz (6. Ostpreußisches), Nr. 43, Berlin 1906.

20) GOLTZ, Abriß der Geschichte des Infanterie-Regiments Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz (6. Ostpreußisches), Nr. 43, Berlin 1892, S. 7.

21) ZStA Merseburg, a. a. O., fol. 46 (Anhang Nr. 1, unten S. 81), und KREUZZEITUNG v. 13. 5. 1863 (Anhang Nr. 8, unten S. 90 f.).

es der Bevölkerung mit der Absicht war, die Entwässerung des Dorfteiches zu verhindern, zeigte die Tatsache, daß die von dem Mühlenbesitzer Groß auflagengemäß ausgehobenen Wasserbasins und Brunnen wieder zugeschüttet worden waren. Am Mittag traf der Landrat in Bredinken ein, aber auch er vermochte bis in den Nachmittag hinein nicht, die Volksmenge zum Verlassen des Mühlendamms zu bewegen. Er entschloß sich zur Gewaltanwendung und forderte die anwesenden Polizeikräfte auf, den Platz für sechs aus dem 12 km entfernten Dorf Kabienen herangeholte Teichgräber zum Durchstich des Damms zu räumen. Diese konnten aber nichts gegen die „in einer Anzahl von einigen hundert Köpfen versammelte Volksmenge“, darunter viele Frauen und Halbwüchsige, ausrichten. Der Landrat versuchte nochmals persönlich, die Bredinker von ihrem Fehlverhalten zu überzeugen, drohte den Einsatz des mittlerweile aufmarschierten Militärkommandos an und ließ, nachdem das Volk ihn niedergeschrien hatte, das Militär eingreifen. Unter den Befehlen des Leutnants Kossack, der scharf laden ließ, gingen die 24 Infanteristen im Laufschrift mit vorgehaltenem Bajonett gegen die keinen Schritt zurückweichende Menschenmenge vor. Wütendes Geschrei gellte den Soldaten entgegen, als sie in die Volksmenge einzudringen versuchten. Es kam zum Handgemenge<sup>22)</sup>. Nach mündlicher Überlieferung soll ein Bauer die Bajonette zweier Soldaten ergriffen und unter seine Arme geklemmt haben, während ein dritter Soldat aus der hinteren Linie auf ihn schoß<sup>23)</sup>. Der Landrat von Schrötter berichtete dazu: „Es entstand ein bunter Knäuel, und es kam zum Handgemenge; es wurden die Bajonette ergriffen und versucht, den Soldaten die Gewehre zu entreißen. Hierbei entlud sich ein Gewehr. Diesem ersten Schuß folgten nach einigen Sekunden einzelne mehrere Schüsse. Sogleich stob der Haufen auseinander. Der Offizier und der Landrat sprangen vor die Soldaten, dieselben mit dem Rufe ‚Halt, halt!‘ vom fernern Feuern abhaltend“<sup>24)</sup>. Wie im Taumel schossen die Soldaten aber noch auf die ins Dorf flüchtenden Menschen und verfolgten sie, mit den Bajonetten stechend, bis auf die Schwellen der Häuser<sup>25)</sup>. In dem der Öffentlichkeit vorenthaltenen Bericht des verantwortlichen Leutnants Kossack heißt es: „Einen Augenblick stand der Kampf. Da schoß einer meiner Leute, dem ein Bauer beinahe sein Gewehr entrissen hatte, auf diesen. Bald fielen mehrere Schüsse, und in einer Minute war der Platz gesäubert, und die Arbeiter konnten die Erde ausstechen“<sup>26)</sup>.

22) Die Darstellung folgt im wesentlichen ZStA Merseburg, a. a. O., fol. 8—13, 28 f., 33 f., 38—43 (Anhang Nr. 6, 3 und 2), und KREUZZEITUNG vom 13. 5. 1863 (Anhang Nr. 8).

23) Mitteilung des Bauern Bernhard Reimann aus Bredinken vom 30. 5. 1982 und RÖSSELER HEIMATBOTE vom Juli 1959.

24) KREUZZEITUNG v. 13. 5. 1863 (Anhang Nr. 8, unten S. 91).

25) VOSSISCHE ZEITUNG vom 14. 5. 1863 (Anhang Nr. 9, unten S. 92).

26) ZStA Merseburg, a. a. O., fol. 28 f. (Anhang Nr. 3, unten, S. 83).

Fünf Männer und drei Frauen, darunter die schwangere Elisabeth Skupski, wurden auf der Stelle getötet, 20 bis 25 Personen erlitten zum Teil tödliche Verwundungen. In den folgenden Stunden und Tagen starben noch fünf Männer und eine Frau an ihren Verletzungen<sup>27)</sup>. Bei den Soldaten gab es dagegen keine Verletzungen<sup>28)</sup>.

Einige zeitgenössische Berichte enthalten die Behauptung, die auf dem Mühlendamm versammelte, zum Widerstand entschlossene Bevölkerung habe sich in Verteidigungsbereitschaft befunden und mit Knüppeln, Latten, Messern und Steinen bewaffnet den Angriff der Soldaten erwartet. Das war aber nicht der Fall. Die Volksmenge hatte sich allein zu einem passiven Widerstand entschlossen, wie der Regierungsrat Müllner in seinem Untersuchungsbericht ausdrücklich feststellte. Tätlichen Widerstand, jedoch ohne zureichende Verteidigungsmittel, leistete das Volk erst, als es von den Soldaten mit gefällttem Bajonett angegriffen wurde<sup>29)</sup>.

Unmittelbar nach dem Massaker forderten die Spitzen der Behörden durch reitende Boten ärztliche Hilfe aus den benachbarten Städten Sensburg und Bischofsburg an. Eine ärztliche Hilfskraft traf nach zwei Stunden ein und leistete Erste Hilfe. In den Abendstunden wurden die Verwundeten von zwei Ärzten versorgt<sup>30)</sup>. Um den Verletzten und Sterbenden Beistand zu leisten, eilten auch Kapläne der Bischofsburger Pfarrei nach Bredinken<sup>31)</sup>; der zuständige Pfarrer, Propst Eduard Stock<sup>32)</sup>, weilte gerade zur Teilnahme an Landtagssitzungen in Berlin<sup>33)</sup>.

In der befürchteten Annahme weiterer Unruhen und insbesondere einer Demonstration der Bevölkerung bei einer gemeinsamen Bestattung der Getöteten<sup>34)</sup> ordneten die Behörden eine Ob-

27) Vgl. Totenbuch Bischofsburg (Anhang Nr. 15).

28) ZStA Merseburg, a. a. O., fol. 18—23 (Anhang Nr. 11), und VOSSISCHE ZEITUNG vom 12. 5. 1863 (Anhang Nr. 5).

29) Anhang Nr. 11, unten, S. 94.

30) Anhang Nr. 6, unten S. 87.

31) Totenbuch (Anhang Nr. 15, unten S. ).

32) Eduard Stock (1819—1889) stammte aus Wartenburg. 1843 zum Priester geweiht, erhielt er eine Kaplanstelle in seiner Vaterstadt. 1854 wurde er Pfarrer in Grieslienen, 1855 Propst in Bischofsburg, 1869 Erzpriester in Wartenburg. Vor 1884 erhielt er ein ermländisches Ehrenkanonikat. Von 1862 bis 1869 vertrat er den Wahlkreis Allenstein-Röbel im Preußischen Abgeordnetenhaus in Berlin. Im Jahre 1877 war er mit der Untersuchung der Erscheinungen von Dietrichswalde befaßt. Vgl. Elenchus universi cleri dioecesis Warmiensiensis 1877 und 1884. — PASTORALBLATT FÜR DIE DIÖZESE ERMLAND (1880), S. 59. — STENOGRAPHISCHE BERICHTE DES PREUSSISCHEN ABGEORDNETENHAUSES. (6. Legislaturperiode.) Berlin 1863. — R. TEICHERT, Geschichte der Stadt Bischofsburg. Bischofsburg 1934, S. 103. — W. BARCZEWSKI 1977, S. 245, Anm. 9. — STUDIA WARMIŃSKIE 14 (1977), S. 89. — B. M. ROSENBERG, Die ostpreußische Vertretung im Preußischen Landtag 1842—1862. Köln/Berlin 1979, S. 109 f., 113 und 158.

33) Anhang Nr. 13, unten, S. 98.

34) Vgl. die Mitteilung des Ministerialdirigenten Johannes Baß bei v. d. GROEBEN, S. 178, und Anhang Nr. 11.

duktion der Leichen an<sup>35)</sup>) und quartierten am 9. Mai die 9. Kompanie des 43. Infanterieregiments aus Lötzen unter der Führung des Hauptmanns Carl Deutsch<sup>36)</sup>) in Bredinken ein<sup>37)</sup>). Die Rechnung der Behörden ging auf: Der Dorfteich wurde ohne jede weitere Störung entwässert und die Bredinker Toten am 11. und 12. Mai auf dem Bischofsburger Friedhof im privaten Familienkreis beigesetzt<sup>38)</sup>).

Schon am 8. Mai hatten die Behörden eine gerichtliche Untersuchung der Vorfälle eingeleitet, der der Regierungsrat Müllner aus Königsberg als Kommissar der Regierung beiwohnte. Am 12. Mai wurden vier Männer aus Bredinken als Rädelsführer ins Bischofsburger Gerichtsgefängnis eingeliefert<sup>39)</sup>). Über den Verlauf der weiteren gerichtlichen Untersuchungen konnte nichts Sicheres in Erfahrung gebracht werden. Aber nach einer Darstellung des Braunschwalder Pfarrers Valentin Barzewski aus dem Jahre 1923 wurde schließlich gegen 42 Bredinker vor dem Schwurgericht in Bartenstein ein Prozeß geführt. Nach vierzehntägiger Gerichtsverhandlung sollen neun Angeklagte Gefängnisstrafen zwischen sechs und neun Monaten erhalten haben<sup>40)</sup>). Diese auffallend geringen Strafen für vermuteten Landfriedensbruch und Aufruhr finden nachträglich eine plausible Erklärung aus einem Aktenstück des preußischen Innenministeriums, aus dem hervorgeht, daß wegen des Aufruhrs am 6. Mai 1863 überhaupt niemand verurteilt worden ist. Das Schwurgericht in Bartenstein bestrafte lediglich am 1. Dezember 1863 zehn Personen, die am 8. und 23. April 1863 die zur Entwässerung des Dorfteichs erschienenen Tiefbauarbeiter, Behördenvertreter und Polizeikräfte vertrieben hatten<sup>41)</sup>).

Zwiegesichtig waren die Mittel, mit denen die Behörden nach der blutigen Tragödie die empörte Bevölkerung von Bredinken zu beruhigen suchten. Der Heranziehung ärztlicher Hilfe zur Versorgung der Verwundeten und der zeitweiligen Aussetzung der Entwässerungsarbeiten am Mühlendamm stehen die Verstärkung des Militärkommandos und die Verhaftung einiger Bredinker gegenüber. Die umsichtige Tätigkeit des amtlichen Untersuchungskommissars Müllner war durchaus geeignet, die Wogen zu glätten, denn Müllner nahm die Anliegen der Bredinker Bevölkerung

35) BERLINISCHE NACHRICHTEN v. 24. 5. 1863 (Anhang Nr. 12, unten, S. 97).

36) Carl Deutsch (1818—1885) stammte aus einer Arztfamilie in Dorpat und Warschau. Er wurde 1860 als Hauptmann zum Infanterieregiment 43 versetzt. Laufbahn: 1838 Eintritt in den Heeresdienst beim 3. Grenadierregiment, 1840 Leutnant, 1852 Oberleutnant, 1857 Hauptmann, 1866 Major, 1870 Oberstleutnant, 1872 Oberst. In den beiden Feldzügen 1866 und 1870/71 blieb er undekoriert. Er lebte nach seiner Pensionierung in Bautzen. Vgl. GRAU.

37) VOSSISCHE ZEITUNG vom 14. 5. 1863 (Anhang Nr. 9, unten, S. 91).

38) Totenbuch (Anhang Nr. 15, unten, S. 99 f.) und BERLINISCHE NACHRICHTEN vom 24. 5. 1863 (Anhang Nr. 12, unten, S. 97).

39) BERLINISCHE NACHRICHTEN vom 24. 5. 1863 (Anhang Nr. 12).

40) BARCZEWSKI, 1977, S. 150 (Anlage Nr. 19, unten, S. 106).

41) ZStA Merseburg, a. a. O., fol. 61 v — 62 r.

ernst und scheute sich nicht, Militär, Landrat und Verwaltungsbehörden zu kritisieren. Der Landrat von Schrötter wollte dagegen, wie ein Prozeßbericht vom 13. Oktober 1863 aus Königsberg zeigt<sup>42)</sup>, die aufgebrachte Bevölkerung von Bischofsburg und Umgebung mit einem spektakulären Beleidigungsprozeß zur Räson bringen. Der Schuhmacher Laßka aus Kobulten wurde in der Berufungsinstanz zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, weil er wenige Tage nach den blutigen Ereignissen in Bredinken den Landrat von Schrötter beleidigt hatte. Der Vorgang spielte sich folgendermaßen ab: Laßka hatte in Bischofsburg von den Bredinker Vorfällen gehört und befand sich mit einem gewissen Losch auf der Rückfahrt nach Kobulten, als ihm der Landrat auf der Landstraße entgegenkam. Während der Begegnung der Fahrzeuge machte Laßka seiner Empörung über das Vorgehen des Landrats in Bredinken laut Luft. Von Schrötter ließ sein Fuhrwerk halten und stellte Laßka zur Rede. Doch dieser mäßigte sich keineswegs in seinen Worten, steigerte sich vielmehr noch in seiner Wut und beschimpfte den Landrat mit erhobener Stimme. Von Schrötter klagte darauf wegen Beleidigung, was dem Schuhmacher Laßka die Gefängnisstrafe von drei Monaten einbrachte. Der Berufungsrichter begründete das Strafmaß mit der empörenden Art der Beleidigungen, der Vorbestrafung des Angeklagten wegen Beamtenbeleidigung und „daß derselbe gar nicht in dem Dorfe wohnte, in welchem der blutige Vorfall sich ereignete“!

Wer die im Anhang dieser Darstellung befindlichen Berichte aufmerksam liest, kommt nicht umhin, festzustellen, daß die staatlichen Behörden ein gerüttelt Maß Schuld an dem Bredinker Bluttag des 6. Mai 1863 trifft. Nichts offenbart das Eingeständnis obrigkeitlicher Fehlentscheidungen besser als der Ausgang des vor dem Schwurgericht Bartenstein angestrebten Prozesses, bei dem niemand wegen des Aufstandes am 6. Mai 1863 verurteilt wurde, und der Verzicht der Behörden, weder die Kosten für die ärztliche und medizinische Versorgung der Verwundeten des 6. Mai noch die militärischen Exekutionskosten bei der betroffenen Bevölkerung einzutreiben. Die Kosten trug die Staatskasse, nachdem der Regierungspräsident in Königsberg das preußische Innenministerium darum gebeten und dieses die Prozeßakten genau studiert hatte<sup>43)</sup>.

### Presseberichte

Die Nachrichten von den Bredinker Ereignissen gingen durch alle bedeutenden deutschen Zeitungen. Als Nachrichtenquellen dienten die amtlichen Berichte des Landratsamtes in Bischofsburg,

42) BERLINISCHE NACHRICHTEN vom 13. 10. 1863.

43) Siehe Anhang Nr. 18 und ZStA Merseburg, a. a. O., fol. 58—62: Korrespondenz zwischen Innenministerium und Regierung Königsberg v. 30. 11. 1864, 2. u. 28. 1. 1865.

hinter denen der Landrat von Schrötter stand, und Korrespondentenberichte der *Königsberger Hartungschen Zeitung* und der *Braunsberger Zeitung*. Dabei gab es Blätter, die die Ereignisse im Sinne der Version der Behörden herunterspielten und die Schuldigen bei den Opfern suchten, und andere, die gegenüber den Trägern der Staatsmacht ein kritisches Wort wagten. Der Korrespondent der *Braunsberger Zeitung* schließt seinen Bericht<sup>44)</sup> mit den Worten: „Ich darf wohl weiter keine Worte hinzufügen, um die allgemeine Entrüstung auf diesen Vorgang zu lenken; nur will ich noch die Angabe widerlegen, daß der Müller Groß durch einen ordentlichen Prozeß zu der Ablassung des Teiches autorisiert sei. Wäre dem so gewesen, so hätte das dezernierende Gericht die Pflicht gehabt, selbst die Exekution des Urteils zu bewirken, und hätte dann zu seiner Unterstützung selbst Mannschaften requiriert.“ Der Redakteur des *Fortschritts für Stadt und Land* in Guben<sup>45)</sup> kommentierte: „Preußen ist ein Militärstaat, aber auch ein Rechtsstaat. In dem hier geschilderten Ereignisse ist das Blut von zwölf durch die bewaffnete Macht getöteten Menschen vergossen worden — unter den weiblichen Leichen war eine hochschwangere Frau — 25 liegen verwundet da, von denen drei dem sicheren Tode verfallen sind. Es hieße an der preußischen Justiz freveln, könnte man auch nur einen Augenblick daran zweifeln, daß diejenigen, die, bekleidet mit der Autorität des Gesetzes, im Namen des Gesetzes jenes Blut vergossen, vor den Schranken des Gerichts ihre Tat zu verantworten haben werden, daß, wie das Verdikt lauten möge: Schuldig! oder Nichtschuldig! die Gerechtigkeit ihre Sühne finden werde.“ Der Korrespondent der *Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen* schrieb am 13. Mai aus Bischofsburg<sup>46)</sup>: „Es ist zu erwarten, daß sich die Untersuchung auch darauf ausdehnen wird, ob, respektive inwieweit das Blutvergießen hätte vermieden werden können“, und am 17. Mai aus Danzig<sup>47)</sup>: „Die höchst beklagenswerten Vorfälle in der Gemeinde Bredinken im Kreise Rößel werden hier immer noch viel besprochen. Sie stellen sich nach nunmehriger genauer Ermittlung noch unheilvoller heraus, als es anfänglich schien [. . .] Angesichts dessen fragt man sich hier vielfach, ob denn in der Tat ein so großes Blutvergießen unumgänglich notwendig war, um die sonst so stille und friedsame ermländische Gemeinde zur Räson zu bringen, oder ob es nicht vielleicht zweckmäßiger gewesen wäre, die Tumultuanten durch eine größere Truppenmacht, der sie dann gewiß keinen tätlichen Widerstand entgegen zu setzen gewagt haben würden, zu umzingeln und die Anstifter der Renitenz aus ihrer Mitte herausgreifen und verhaften zu lassen?“

44) KÖLNISCHE ZEITUNG vom 16. 5. 1863 (Anhang Nr. 10, unten, S. 93).

45) WESTFÄLISCHE ZEITUNG vom 18. 5. 1863.

46) BERLINISCHE NACHRICHTEN vom 24. 5. 1863 (Anhang Nr. 12, unten, S. 97).

47) BERLINISCHE NACHRICHTEN vom 20. 5. 1863.

Von den Berliner Zeitungen brachte das offiziöse Regierungsblatt, die *Norddeutsche Allgemeine Zeitung*, am 9. Mai eine erste kurze Nachricht über die Bredinker Vorfälle<sup>48</sup>). Am 10. Mai veröffentlichte die *Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung* einen etwas umfangreicheren Bericht unter dem Titel „Exzesse“ in der Version des Bischofsburger Landratsamts. Am 12. Mai brachte die *Königlich privilegierte Berlinische Zeitung* der Vossischen Zeitungsexpedition einen kleinen Bericht nach einer privaten Mitteilung<sup>49</sup>). Am 13. Mai erschien in der *Kreuzzeitung* ein ausführlicher Bericht aus Bischofsburg, der zweifelsfrei aus der Feder des Landrats von Schrötter stammte<sup>50</sup>).

### Interpellation im Landtag

Aufgrund der in Berlin eingelaufenen Nachrichten über das in seinem Kirchspiel gelegene Dorf Bredinken brachte der Abgeordnete des Wahlkreises Allenstein-Rößel und Propst von Bischofsburg, Eduard Stock, unterstützt von 31 Parlamentariern des Katholischen Zentrums und der Fortschrittspartei, am 14. Mai 1863 folgende Interpellation<sup>51</sup>) im Haus der Abgeordneten ein: „Hat die Königliche Staatsregierung offizielle Anzeige erhalten über die blutigen Ereignisse, welche am 6. d. M. im Dorfe Bredinken, Regierungsbezirk Königsberg, vorgekommen sind, und ist dieselbe gewillt, zur Aufklärung der Sachlage dem Abgeordnetenhaus darüber nähere Mitteilung zu machen?“ Obschon Stock den Wahlkreis Allenstein-Rößel noch bis 1869 im Preußischen Abgeordnetenhaus vertrat, ist diese Anfrage von der Staatsregierung nicht beantwortet worden. Der Präsident des Abgeordnetenhauses vermerkte lediglich am 27. Mai 1863 auf der Eingabe marginal: „Wegen des heute erfolgten Schlusses der Session unerledigt geblieben und daher ad acta<sup>52</sup>)!“

Die Öffentlichkeit wurde nie genau über die wahren Vorgänge in Bredinken informiert. Selbst in den Lageberichten des Königsberger Oberpräsidenten Eichmann an das Innenministerium in Berlin, die jeweils für zwei Monate abzustatten waren, befindet sich in dem am 12. Juli 1863 abgefaßten Bericht für die Monate Mai und Juni 1863 nur eine geraffte Darstellung der Bredinker Ereignisse ohne Angabe der Zahl der Opfer, der Motive des Aufruhrs und der Behördenmaßnahmen nach dem Zusammenstoß<sup>53</sup>). Der Bericht fußt auf den Angaben des Landrats von Schrötter und des Bischofsburger Landratsamts.

48) Nach dem Wortlaut des im Anhang Nr. 4 abgedruckten Telegramms.

49) Anhang Nr. 5, unten, S. 84.

50) Anhang Nr. 8, unten, S. 89—91.

51) Anhang Nr. 13 und ZStA Merseburg, Haus der Abgeordneten. Rep. 169 C. Abschnitt 32, Interpellationen Bd. 2, Nr. 7, fol. 277.

52) Ebd. fol. 279.

53) Anhang Nr. 17, unten, S. 102 f.

„Die Schüsse erinnern an die des 18. März 1848!“

König Wilhelm I. verschaffte sich über die Bredinker Vorfälle des 6. Mai 1863 sofort ein klares Bild durch Einsichtnahme in die Akten. Die Bredinker Probleme waren ihm nicht unbekannt, hatte doch die Immediateingabe der Landwirte Joseph Dukat und Genossen vom 25. April 1863 kürzlich noch auf seinem Schreibtisch gelegen<sup>54</sup>). Er kritisierte in einer Aktennotiz den Landrat von Schrötter und vermerkte aufschlußreich: „Die Schüsse erinnern an die des 18. März 1848“<sup>55</sup>)! Bekanntlich hatten am 18. März 1848 bei friedlich gemeinten Demonstrationen in Berlin zwei Schüsse, die aus Mißverständnis abgegeben worden waren, schwere Straßenkämpfe zwischen Bevölkerung und Garnison ausgelöst.

Die königliche Kritik an Landrat von Schrötter faßte der preussische Innenminister Graf zu Eulenburg in dem folgenden Schreiben<sup>56</sup>) vom 14. Mai 1863 an den Oberpräsidenten in Königsberg zusammen: „Soweit sich hiernach übersehen läßt, scheint es, daß der bedauerliche Vorfall vom 6. dieses Monats dadurch hätte vermieden werden können, daß, nachdem die Hilfe der bewaffneten Macht notwendig geworden, von vornherein mit stärkeren militärischen Kräften eingeschritten worden wäre. Wenn anstatt eines Kommandos von 25 Mann eine ganze Kompanie, wie das auch nach dem Vorfall vom 6. dieses Monats geschehen, zur Unterstützung herangezogen worden wäre, so würden wahrscheinlich die Exekudenten einen fernerer tätlichen Widerstand nicht gewagt haben. Deshalb muß ich eine nähere Aufklärung darüber wünschen, ob mit Rücksicht darauf, daß die Einwohner von Bredinken ihre hartnäckige Widersetzlichkeit mehrfach an den Tag gelegt hatten, den Landrat von Schrötter der Vorwurf trifft, daß er bei Nachsuchung des militärischen Beistands die Größe der zu besorgenden Gefahr ihres Widerstands unterschätzt und nicht gehörig hervorgehoben hat. Außerdem ist aufgefallen, daß der Landrat von Schrötter bei dem Einschreiten des Militärs versucht hat, auf den kommandierenden Offizier in Bezug der Wahl der gegen die Aufrührer zur Anwendung zu bringenden Waffen bestimmend einzuwirken, was er, obwohl er es nur in guter Absicht getan, doch nach § 8 des Gesetzes vom 20. März 1837 hätte unterlassen sollen.“

Der Königsberger Oberpräsident antwortete ihm postwendend am 18. Mai 1863, Landrat von Schrötter träge kein Vorwurf, er habe von vornherein die Absendung eines größeren Kommandos von 50 Mann beantragt. Aber wegen der Grenzsicherung gegen die polnischen Aufständischen habe nur eine sehr beschränkte Zahl disponibler Truppen zur Verfügung gestanden, weshalb man sich

54) Anhang Nr. 16, unten, S. 101 f.

55) ZStA Merseburg. Ministerium des Innern II. Rep. 77, Tit. 504, Nr. 12, Bd. 62, fol. 35.

56) Ebd. fol. 2.

für ein kleines Kommando entschied. Überdies habe beim Generalkommando und Oberpräsidium die Ansicht überwogen, daß 25 Mann vollkommen ausreichten, den beabsichtigten Zweck zu erreichen. Der Erfolg habe die Richtigkeit dieser Voraussetzung bestätigt. Nach seiner Ansicht hätte ein stärkeres Militärkommando den tätlichen Widerstand nicht verhindert, weil die Bredinker zu der Ansicht verleitet worden waren, daß das Militär gegen sie mit Waffen nicht einschreiten dürfe. Seine Meinung werde auch durch den Umstand bestätigt, daß die Einwohner sich zu einem förmlichen gewaltsamen Widerstand offenbar nicht vorbereitet hatten, dieser vielmehr auch unvermutet hervorgerufen wurde, als das Militär Miene gemacht hätte, von den Waffen Gebrauch zu machen. Dieser Auffassung sei auch Landrat von Schrötter, welcher darüber schriftlich gesagt habe: Auch 50 Mann hätten nicht durch ihre Anwesenheit allein die Leute zur Vernunft gebracht; sie haben in der festen Überzeugung gestanden, daß ihnen bei einem passiven Widerstande nichts geschehen dürfe. Abschließend gab Oberpräsident Eichmann seiner Überzeugung Ausdruck, daß in dieser traurigen Angelegenheit nach keiner Seite etwas verabsäumt worden sei und daß auch die Zivilbehörden ihre volle Schuldigkeit getan hätten<sup>57)</sup>.

Mit diesen Mitteilungen gab sich die Obrigkeit in Berlin zufrieden, denn bei keinem der verantwortlichen Beteiligten haben die Bredinker Vorfälle jemals nachteilige Folgen für die Karriere gehabt.

An der Stelle, wo am 6. Mai die ersten Schüsse fielen, wurde noch 1863 ein Kreuz zur Erinnerung an die Opfer errichtet. Im Jahre 1884 erbaute der Bauer Johann Skupski in der Nähe des Kreuzes eine Kapelle, in der jeweils nach Ostern ein Gedenkgottesdienst gefeiert wurde. Eine Gedenktafel mit den Namen der Toten des 6. Mai 1863 wurde nicht angebracht<sup>58)</sup>. Kreuz und Kapelle sind auch heute noch stumme Zeugen jener mittlerweile 120 Jahre zurückliegenden schrecklichen Vorgänge.

### Konfliktzeit und Polenaufstand

Im Zusammenhang mit der politischen Großwetterlage des Jahres 1863 müssen zum Bredinker Aufruhr noch zwei Fragen beantwortet werden: 1. Verhinderte das politische Klima der Konfliktzeit, als Bismarck in der Frage der Heeresreform gegen das Haus der Abgeordneten arbeitete, die Aufklärung der Bredinker Ereignisse? Und 2. Gibt es einen Bezug zwischen dem Bredinker Aufruhr und dem Polenaufstand von 1863?

Um den Konflikt mit dem Abgeordnetenhaus nicht noch zu verschärfen, tat die Regierung alles, um den Fall Bredinken herun-

57) Ebd. fol. 24—26.

58) Anhang Nr. 19, unten, S. 106.

terzuspielen, und das mit Erfolg. So selbstbewußt der preußische Landtag bei der Budgetverweigerung zur Heeresreform und bei der Verwerfung des Verbots politischer Beratungen und der Polizeiaufsicht über die Presse auch gegen das Staatsministerium agierte, im Falle Bredinken hat er versagt. Durch Drängen auf die Beantwortung der Interpellation Stock hätte er im Falle Bredinken in jeder Hinsicht eine gute Position gewinnen können.

Für die naheliegende Vermutung, daß der Bredinker Aufruhr durch nationalpolnische Agitation während des Polenaufstandes geschürt worden wäre, gibt es keinen einzigen Anhaltspunkt. Im Gegenteil: nicht nur amtliche Berichte verneinen einen Bezug, auch der spätere Führer der polnischen Minderheit im Ermland, Pfarrer Valentin Barczewski, schließt eine Verbindung der Bredinker Vorgänge mit dem Polenaufstand ausdrücklich aus<sup>59)</sup>. Über die Haltung der Ermländer und insbesondere die der polnischen Minderheit zum Polenaufstand schreibt Andreas Thiel, der spätere Bischof von Ermland, daß die ermländische Bevölkerung ohne Unterschied der Nationalität echt konservativ und königstreu sei. Der entbrannte Kampf an der Grenze habe in dieser Haltung absolut keine Änderung bewirkt. Es herrsche zwar im Ermland die innigste Teilnahme für die seit Jahren gleichsam auf der russischen Schlachtbank liegende polnische Nation und wende sich darum aufs tätigste den unglücklichen Opfern des unglückseligen Kampfes zu, aber zwischen solcher Teilnahme edler Nächstenliebe und der Teilnahme an der Insurrektion oder unpatriotischer Haltung gäbe es doch selbstredend einen himmelweiten Unterschied<sup>60)</sup>.

## Anhang

### 1

#### *Regierung Königsberg an Eulenburg und Selchow*

Königsberg, den 6. Mai 1863

ZStA Merseburg. Ministerium des Innern. II. Rep. 77, Tit. 504, Nr. 12, Bd. 62, fol. 46 f.

Dem Mühlenbesitzer Groß zu Bredinken Kreises Rößel ist durch den von uns aufgrund des Gesetzes vom 15. November 1811 erlassenen Ausführungsbescheid vom 6. Februar anno praeterito die Befugnis zur Entwässerung des ihm bei der Separation als Eigentum zugefallenen Mühlenteiches erteilt worden. Nachdem die Einsassen zu Bredinken mit ihrer gegen den Ausführungsbescheid erhobenen Beschwerde durch den aus mittelst

59) Ebd. S. 104.

60) KÖLNISCHE BLÄTTER Nr. 165 vom 7. 6. 1864. — Zur Unterstützung des Januaraufstandes durch Teile der polnischsprachigen Bevölkerung des südlichen Ermlands vgl. J. JASINSKI, Warmia wobec powstania styczniowego. In: ROCZNIKI HUMANISTYCZNE 20 (1972) H. 2, S. 227—242.

hohen Reskript vom 7. Juli anno praeterito Nr. 4732 zur Aushändigung an dieselben zufertigten Bescheid abgewiesen, über die Entwässerung des Mühlenteiches im geordneten Instanzenweg definitiv entschieden, hat der Mühlenteichbesitzer Groß mit der Entwässerung vorgehen wollen, wurde aber daran durch die Ortseingesessenen zu Bredinken tätlich verhindert und hat demzufolge die Vermittlung der Polizeibehörde in Anspruch genommen. Allein auch der von der letzteren zu seiner Assistenz entsandte Gendarm ist auf offenen Widerstand gestoßen, und selbst verstärkte polizeiliche Hilfe unter Anleitung des Kreissekretärs hat ungeachtet der eindringlichsten Ermahnungen und Vorstellungen seitens des letzteren, den Widerstand zu beseitigen nicht vermocht, wurde vielmehr bedroht und verhöhnt. Der Kreislandrat Freiherr von Schroetter zu Bischofsburg hat infolgedessen zur Wahrung der obrigkeitlichen Autorität und zur Unterstützung des Landratsamts bei Ausführung der Entwässerung im Exekutionswege um ein Militärkommando gebeten. — Durch Verfügung des Königlichen Oberpräsidiums der Provinz im Einverständnis des Königlichen Generalkommandos des Ersten Armeekorps ist ein Exekutionskommando in der Stärke von 25 Mann von Lötzen nach Bredinken bereits ausgerückt und nach der erteilten Marschroute am 6. d. M. am Bestimmungsort eingetroffen. Euer Exzellenzen haben wir von diesem Widerstande der Mehrzahl der Eingesessenen zu Bredinken, welcher aber keineswegs politischer Natur ist, und von der dagegen getroffenen Maßregel gehorsamste Anzeige zu machen, nicht unterlassen zu können geglaubt.

Die Regierungsabteilung des Inneren

An den Königlichen Staatsminister und Minister des Innern  
Ritter, Herrn Grafen zu Eulenburg  
und an den Königlichen Staatsminister und Minister für die landwirtschaftlichen Angelegenheiten  
Ritter, Herrn von Selchow  
Exzellenzen zu Berlin

2

*Schroetter an Eichmann*

Bredinken, den 6. Mai 1863

ZStA Merseburg. Ministerium des Innern. II. Rep. 77, Tit. 504, Nr. 12, Bd. 62, fol. 33 f.

Euer Exzellenz beeile ich mich tief betrübt, ein erschütterndes Ereignis zu melden: Infolge meines Berichtes an die Königliche Regierung war auf heute ein Militärkommando von einem Offizier und 25 Mann hierher gesandt, um den Widerstand hiesiger Einwohner gegen die Entwässerung des Mühlenteiches zu beseitigen. Dasselbe war heute vormittag, 11 Uhr, eingetroffen. In Gemeinschaft mit dem Domänenrentmeister Boehnke aus Rößel besprach ich mit dem kommandierenden Offizier die bei einem etwaigen Widerstande zu ergreifenden Maßregeln. Hierauf begab ich mich mit Herrn Boehnke unter die in großer Anzahl an dem Teich versammelten Dorfsbewohner, ermahnte dieselben einzeln und dann öffentlich und in lauter Rede, welche von dem Schulzen verdolmetscht wurde, den Arbeiten keinen Widerstand zu leisten, beauftragte vorher zwei anwesende Gen-

darmen, die Leute von der Durchstichstelle fortzuschaffen, und als meine Anrede, worin ich darauf aufmerksam machte, daß bei fernerm Widerstande das Militär einschreiten würde und sie sich die Folgen hiervon zuzuziehen hätten, nichts fruchtete, so ersuchte ich den kommandierenden Offizier, nachdem auch die Gendarmen tätlich insultiert waren, die Widerspenstigen von der bezeichneten Stelle zu entfernen, verabredete mit demselben, zunächst nicht von der Schußwaffe Gebrauch zu machen, sondern nur mit den Kolben sie auseinanderzutreiben. Nachdem der Offizier in Gegenwart der versammelten Volksmenge hatte scharf laden lassen, worauf ich in meiner Ansprache aufmerksam gemacht hatte, so kommandierte derselbe „Gewehr zur Attacke rechts“, „Fällt das Gewehr“ und ging mit seinen Leuten in einer Linie auf den dichtgedrängten großen Volkshaufen vor. Soviel ich bemerken konnte, rührte sich die Menge nicht von der Stelle und leistete dem hinangekommenen Militär tätlichen Widerstand. Die Soldaten machten von ihren Kolben Gebrauch, und nach einigen Sekunden Handgemenge fiel ein einzelner Schuß, und wieder nach einigen Sekunden mehrere Schüsse. Hierauf stob die Menge auseinander. Neun Personen, darunter auch Frauen, sind tot auf dem Platze geblieben, und drei Personen sind verwundet. Auch von dem Militär haben einige unbedeutende Stichwunden erhalten. Ärztliche Hilfe ist sogleich aus Sensburg und Bischofsburg requiriert. Über die große Aufregung bei dem halsstarrigen Charakter der Dorfseingesessenen bedarf es kaum besonderer Erwähnung, und möchte wohl zu erwägen sein, ob es zweckmäßig wäre, das anwesende Militärkommando durch ein anderes und stärkeres zu ersetzen. Auch erlaube ich mir, Eure Exzellenz ganz gehorsamst zu bitten, eine Untersuchung hochgeneigtest schleunigst anstellen zu lassen, um festzustellen, daß die von mir getroffenen Anordnungen und Maßregeln an dem entsetzlichen Unglück keine Schuld tragen.

Der Landrat  
von Schroetter

An den Königlichen Wirklichen Geheimen Rat und Oberpräsidenten der Provinz Preußen, Herrn Dr. Eichmann, Exzellenz, zu Königsberg

3

*Kossack an das Generalkommando des Ersten Armeekorps in Königsberg*

Bredinken bei Bischofsburg, den 6. Mai 1863

*ZStA Merseburg. Ministerium des Innern. II. Rep. 77, Tit. 504, Nr. 12, Bd. 62, fol. 28 f.*

Dem Königlichen Generalkommando melde ich ganz gehorsamst, daß ich am 6. d. M. mit meinem Kommando von einem Unteroffizier, 24 Füsilieren in Bredinken eingetroffen bin. Nachdem ich mit dem Landrat des Kreises Rößel, Herrn von Schroetter, mich in Verbindung gesetzt und mit demselben über die zu ergreifenden Maßregeln mich verständigt, rückte ich um 3 Uhr nachmittags mit meinen Leuten in die Nähe der Stelle, wo die Bewohner des Dorfes in einem dichten Haufen sich versammelt hatten, um das Ablassen des Sees zu verhindern. Ich ließ vor den Augen aller Leute scharf laden und wartete dann mit Gewehr bei Fuß, ob die Worte des Herrn Landrats die erwünschte Wirkung haben würden. Der Herr Landrat

ging mit zwei Gendarmen, denen 6 Arbeiter folgten, in die Volksmenge und gab den Gendarmen den Auftrag, den Arbeitern den Weg zu bahnen. Der Haufe wich nicht, sondern insultierte die Gendarmen tätlich. Darauf redete der Herr Landrat den Leuten einzeln und schließlich in einer lauten Rede zu, gutwillig den Platz zu räumen, stellte ihnen vor, daß sie alles Unglück, welches im Weigerungsfalle über sie kommen würde, sich selbst zuzuschreiben hätten, ohne jedoch auch nur das Geringste auszurichten, nur noch lauter tobte und schrie der Haufe. Hierauf trat der Herr Landrat mit der Bitte an mich heran, das Weitere zu veranlassen. Nachdem ich dem versammelten, stets wachsenden Volkshaufen mehrere Male mit lauter Stimme zugerufen, daß jeder, der sein Leben lieb habe, sich schleunigst entfernen solle, ließ ich das Gewehr zur Attacke rechts nehmen und ging mit gefälligem Gewehr und „Marsch, marsch!“ in einer Linie auf die Volksmenge zu. Nichts rührte sich, sondern, als meine Leute herankamen, wurde ihnen nach den Gewehren gefaßt und mit Knütteln und Messern nach ihnen gestoßen. Einen Augenblick stand der Kampf. Da schoß einer meiner Leute, dem ein Bauer beinahe sein Gewehr entrissen hatte, auf diesen. Bald fielen mehrere Schüsse, und in einer Minute war der Platz gesäubert, und die Arbeiter konnten die Erde ausstechen. Ich stellte meine Leute zur Sicherheit der Arbeit zu beiden Seiten des Grabens im Halbkreise auf. Von den Dorfbewohnern sind 9 tot und 3 verwundet. Von meinen Leuten haben drei Messerstiche in den Händen und mehrere nicht unbedeutende Hiebe über die Arme.

Gez. Kossack,  
 Seconde-Lieutenant im 6. Ostpreußischen Infanterieregiment Nr. 43 und Kommandoführer

An das königliche Generalkommando des Ersten Armeekorps

4

*Oberpräsidium Königsberg an Eulenburg*

Königsberg, 7. Mai 1863

*ZStA Merseburg. Ministerium des Innern. II. Rep. 77, Tit. 504, Nr. 12, Bd. 62, fol. 48f.*

Deutsch-Österreichischer Telegraphen-Verein  
 Monat Mai 1863

Berlin von Königsberg in Preußen

Zahl der Worte: 77

Aufgabe nach Berliner Zeit 6.20 Uhr, Ankunft 6.48 Uhr

Telegramm an den Herrn Minister des Innern in Berlin.

In Bredinken Kreis Rößel fand wiederholt gewaltsamer Widerstand gegen den Landrat bei Entwässerung des Mühlenteiches statt. Ein Militärkommando von 25 Mann hingeschickt. Fortgesetzter gewaltsamer Widerstand. Verwundungen des Militärs. Wiederholte Aufforderungen zum Auseinandergehen waren vergebens. Im Handgemenge fielen mehrere Schüsse. Es blieben 9 Zivilpersonen tot und 3 verwundet auf dem Platze. Auch mehrere Soldaten sind verwundet. Die Untersuchung durch einen Kommissarius wird sofort stattfinden. Besonderer Bericht wird erfolgen.

Kanitz

*Bericht der Königlich privilegierten Berlinischen Zeitung,  
Vossische Zeitungsexpedition, vom 12. Mai 1863*

Die Dorfschaft Bredinken bei Bischofsburg lebt mit dem Mühlenbesitzer Groß daselbst wegen der Entwässerung des Mühlenteichs im Streit. Die Dorfschaft hat sonst kein Wasser und geht von der Ansicht aus, daß sie ohne den Mühlenteich nicht existieren kann. Der Kreislandrat requirierte Militär, um die Entwässerung des Teichs ausführen zu lassen, da sich die Dorfschaft bis dahin derselben den Exekutivbeamten gegenüber widersetzt hatte, obwohl sie dazu rechtskräftig im Separationsverfahren verurteilt war. Bei dieser Gelegenheit (am 6. Mai) sammelte sich ein Haufen von Männern, Weibern und Kindern auf dem zu durchstechenden Damm, die trotz der Aufforderung nicht auseinandergingen, worauf das Militär einen Angriff mit dem Bajonett und Schuß auf den Haufen machte. Der Haufen soll sich tötlich nicht widersetzt haben, wie eine Reihe von Zeugen dartun wollen. Die Zeugen behaupten, die Leute hätten ohne alle Waffen ruhig dagestanden, sie hätten sich nicht einmal gerührt. Zwei Menschen sollen Spaten in den Händen gehabt, andere sie aber dazu vermocht haben, sie wegzuworfen. Bei dem Angriff des Militärs blieben 7 Menschen tot, 18 sind mehr oder weniger schwer verwundet. Drei der Verwundeten waren in der nächstfolgenden Nacht bereits gestorben. Unter den Gefallenen befinden sich zwei Mädchen und zwei Frauen. Ein Paar Soldaten sind leicht beschädigt, der eine an den Fingern, dem andern ist der Helm lädiert. (Private Mitteilung).

*Schroetter an Regierung Königsberg*

Bischofsburg, den 7. Mai 1863

*ZStA Merseburg. Ministerium des Innern. II. Rep. 77, Tit. 504, Nr. 12, Bd. 62, fol. 8-13 und 38-43.*

Die am gestrigen Tage zu Bredinken vorgefallenen traurigen Ereignisse habe ich dem Herrn Oberpräsidenten sofort urschriftlich berichtet, halte mich aber verpflichtet, obgleich ich annehme, daß jener Bericht der Königlichen Regierung bekannt geworden ist, nachdem ich heute nochmals in Bredinken gewesen bin, den Sachverhalt näher auseinanderzusetzen.

Nachmittag 1 Uhr in Bredinken angekommen, fand ich den Leutnant Kossack vom 43. Infanterieregiment mit einem Unteroffizier und 25 Mann eingetroffen. Unter Zuziehung des Domänenrentmeisters Boehnke aus Rößel wurde der Offizier mit dem Entwässerungsplan und dem voraussichtlich zu erwartenden Widerstande der Ortseingesessenen bekanntgemacht und hierauf mit ihm verabredet, daß ich zunächst die Leute ermahnen würde, ihre Widersetzlichkeit aufzugeben, wenn dies nicht fruchten würde, die beiden anwesenden Gendarmen Hentschke und Zieglitz beauftragen würde, diejenigen Leute, welche die den Durchstich besorgenden Arbeiter hieran verhindern sollten, von dem bezüglichen Platze zu vertreiben und, wenn sie bei dieser Gelegenheit tätlichen Widerstand finden oder Insulte erleiden würden, die Rädelsführer zu verhaften und mir vorzuführen, und erst, wenn alle von mir angewandten Mittel sich unzureichend

erweisen sollten, so würde ich alsdann erst ihn, den Offizier, ersuchen, die Widerstand leistenden Leute von dem Platze des beabsichtigten Durchstichs durch Militärgewalt zu entfernen, damit die bereitstehenden Teichgräber ihre Arbeit beginnen könnten. Wir kamen darin überein, daß zunächst nicht von der blanken, und namentlich nicht von der Schußwaffe Gebrauch zu machen, sondern das Volk nur durch das Andrängen des Militärs und erforderlichen Falls durch Kolbenstöße zu entfernen sei. Im Anbringen unterließ ich nicht zu bemerken, daß ich nicht befugt wäre, in seine militärischen Anordnungen einzugreifen, und daß, wenn ich ihm die Ausführung der getroffenen Dispositionen übergeben hätte, er allein die erste zu leiten und die Verantwortung dafür zu übernehmen habe. Alsdann begab ich mich mit Herrn Boehnke unter das am Mühlenteich versammelte Volk, besichtigte in Begleitung mehrerer Dorfseingessener die von dem Mühlenbesitzer Groß angelegten Brunnen und Wasserbassins, ermahnte die Leute, den vorzunehmenden Grabenarbeiten selbst nicht hinderlich zu sein, und auch ihre Nachbarn und Freunde aufzufordern, sich ruhig zu verhalten.

An dem Durchstichspunkt angekommen, fand ich das Militär etwa 50 Schritt von demselben aufgestellt. Ich beauftragte die beiden Gendarmen, sich an den genannten Ort zu begeben, wo ein starker Haufe Menschen, Männer und Frauen, dicht gedrängt beisammen standen, diese aufzufordern, sich von dem Platze zu entfernen, weil die Grabenarbeiten daselbst vorgenommen werden sollen, und im Falle sie tätlichen Widerstand finden sollten, die Widerspenstigen zu verhaften und mir vorzuführen. Die beiden Gendarmen und der Domänenrentmeister Boehnke, welcher der polnischen Sprache soweit mächtig ist, daß er sich verständlich machen kann, traten an die Menge heran, forderten sie auf, den Platz zu räumen, was kein Gehör fand, vielmehr entstand ein großes Geschrei. Die Gendarmen versuchten, sich mit den Händen Platz zu machen, indem sie die vordersten Reihen zur Seite schieben wollten, aber auch nicht ein einziger rührte sich von der Stelle. Die Hinterstehenden drängten auf die Vorderen, der Gendarm Ziegliß wurde von zwei namhaft gemachten Leuten angefaßt und gestoßen, wurde aber an den Arretierungen verhindert, und nachdem Boehnke und die Gendarmen einige Minuten hindurch sich vergeblich bemüht hatten, die Volksmenge zur Entfernung zu bewegen, kehrten sie mit ihren Meldungen zu mir zurück. Ich hatte den Vorfall in kurzer Entfernung mit angesehen, hatte mich überzeugt, daß ein nochmaliger Versuch der Genannten zu größeren Tätlichkeiten führen würde, gab dies auf und trat mit Boehnke mitten in den Kreis des Volkshaufens auf einen Hügel, so daß ich gesehen und gehört werden konnte. Es entstand sofort ein betäubender Lärm, und erst nach mehrmaliger Aufforderung zur Stille war es möglich, sich verständlich zu machen. Hierauf erklärte ich den Leuten, wie schon bei früheren Verhandlungen mit ihnen häufig geschehen war, daß durch alle Instanzen gleichmäßig dem Mühlenbesitzer Groß das Recht des Besitzes des Mühlenteiches zuerkannt wäre, er hiermit in seinem Recht sei, wenn er die Trockenlegung des Teichs ausführe, und jeder, welcher ihn daran verhinderte, sich strafbar mache. Eine Strafe für diese Vergehen hätten diejenigen bereits verwirkt, welche sich dem Gendarm Ziegliß tötlich widersetzt haben, als derselbe vor einigen Wochen zum Schutz der Arbeiten des Groß hergeschickt sei, desgleichen diejenigen unter ihnen, welche vor etwa vierzehn Tagen sich den Anordnungen des in meiner Vertretung hergesandten Kreissekretärs und der zu seiner Unter-

stützung beauftragten Gendarmen und des Kreisboten tätlichen Widerstand geleistet hätten. Ich sei deshalb genötigt gewesen, bei der Königlichen Regierung Militär zu requirieren, unter dessen Schutze die Entwässerungsarbeiten nunmehr ausgeführt werden würden. Ich bat und beschwor die Leute wiederholt und immer wieder, den Platz, auf dem sie ständen, zu räumen, weil, wenn sie meiner Aufforderung nicht folgen würden, sie auch bereits die Gendarmen und den Domänenrentmeister vertrieben und sich hierdurch von neuem straffällig gemacht hätten, ich genötigt wäre, den Offizier zu ersuchen, mit seinem Kommando sie vom Platze zu vertreiben. Von dem Augenblicke an, daß ich den Offizier hierum ersucht hätte, hätte ich auf die Handlungsweise des Militärs keinen Einfluß, und da dieses möglicherweise von seinen Waffen Gebrauch machen könnte, so mache ich sie auf die traurigen Folgen aufmerksam, die ein fernerer Widerstand herbeiführen würde. Schließlich ermahnte ich die Menge nochmals, von der Stelle, auf welcher sie stände, sich zu entfernen und den Teichgräbern Platz zu machen. Auch gab ich wiederholt die Versicherung, daß der Mühlenbesitzer Groß unter allen Umständen angehalten werden würde, die Brunnen, wenn sie in ihrem gegenwärtigen Zustande nicht ausreichen, so tief auszuheben, und überhaupt zweckmäßig einzurichten habe, daß sie für die Ortschaft den erforderlichen Wasserbedarf liefern. Häufig wurde ich in meiner Ansprache durch Geschrei und Drohung unterbrochen, konnte mich im allgemeinen aber verständlich machen, erhielt auch auf die mehrmaligen Fragen, ob ich verstanden sei, bejahende Antwort. Als ich jedoch den Schulzen Erdmann ersuchte, meine Anrede in polnischer Sprache für diejenigen wiederzugeben, die des Deutschen nicht mächtig seien, wurde er durch wüstes Geschrei unterbrochen, konnte sich nur gering verständlich machen. Es entfernte sich niemand von der Stelle, auf der er stand. Alle Mittel, die mir zu Gebote standen, um die Menge zu bewegen, sich von dem Platze des Durchstichs zu entfernen, waren erschöpft. Es blieb weiter nichts übrig, als die Militärmacht zu requirieren. Deshalb trat ich an den Offizier heran und sagte ihm mit lauter Stimme, so daß die Umstehenden mich hören konnten: „Sie haben bemerkt, daß alle meine Bemühungen, das Volk zur Räumung des Platzes zu bewegen, vergeblich gewesen sind. Auch der Einfluß meiner Beamten und Gendarmen hat nicht ausgereicht. Dort ist die Stelle, auf welcher das Volk steht, auf dieser müssen die Teichgräber ihre Arbeiten beginnen, was so lange unmöglich ist, als das Volk den Platz einnimmt. Ich ersuche Sie, dieses von dem Platze zu entfernen. Mir steht allerdings nicht zu, die Art und Weise zu bestimmen, auf welche Sie dies zur Ausführung bringen wollen.“

Den Leutnant Kossack hierauf beiseite nehmend, fügte ich in vertraulichen Worten hinzu: „Sie werden ja von der Schußwaffe nicht Gebrauch machen, einige Kolbenstöße werden hinreichen, das Volk zu vertreiben.“ Ich war auch bis zum letzten entscheidenden Augenblicke der festen Überzeugung, daß dies Mittel angewandt werden und genügend sein würde, worin ich mich allerdings zu meinem Entsetzen getäuscht habe.

Leutnant Kossack hatte, nachdem er sein Kommando hatte aufmarschieren lassen, die Gewehre laden lassen, was das ganze versammelte Volk mit angesehen, und worauf ich dasselbe in meiner Ansprache aufmerksam gemacht hatte. Nachdem ich von ihm zurückgetreten war, kommandierte er: „Gewehr zur Attacke rechts!“, und hierauf im Vorrücken: „Fällts Gewehr!“ Der dichtgedrängte Volkshaufen rührte sich nicht von der Stelle, auch selbst nicht, als die Soldaten auf denselben trafen. Soviel

ich aus der Entfernung von circa 80 Schritt bemerken konnte, vermischten sich die Soldaten mit dem dichtgedrängten Haufen. Ich sah die zum Stoßen oder Schlagen in die Höhe gehobenen Kolben der Gewehre. Einige Sekunden dauerte dies Durcheinander. Dann fiel ein Schuß. Es folgte aber kein Schrei darauf, daß ich mich der Hoffnung hingab, das Gewehr sei zufällig abgefeuert und hätte nicht getroffen. Nach wiederum wenigen Sekunden fielen mehrere Schüsse schnell hintereinander. Es erfolgte mehrfaches Kreischen von Stimmen, und der ganze Haufen stob auseinander. Ich stürzte vor die Soldaten und schrie und winkte, mit dem Schießen aufzuhören, und vielleicht möchte es mir geglückt sein, noch mehr Unheil, als bereits geschehen war, abzuwenden. Ich habe nicht bemerken können, was die Veranlassung zu dem ersten abgefeuerten Schusse gewesen ist, jedoch nachträglich in Erfahrung gebracht, daß einer der Getötenen einem der Soldaten das Gewehr aus der Hand habe reißen wollen, worauf dieser losgedrückt hat. Die anderen Schüsse sind nach Angaben des Militärs deshalb abgegeben, weil es mit Messern und Steinen angegriffen wurde. Wie weit dieser Widerstand gegangen ist, vermag ich gegenwärtig nicht im mindesten anzugeben, da der Knäuel, in dem Militär und Volk ineinander verwickelt war, zu dicht gedrängt war, um aus der Entfernung, in welcher ich stand, einen richtigen Überblick erhalten zu können. Das Kommando zum Feuern habe ich sowie der Domänenrentmeister und die Gendarmen nicht vernommen, auch soll dasselbe nicht abgegeben sein, wie mir Leutnant Kossack auf meine heute an ihn gerichtete Frage besonders versicherte.

Nachdem die Menge auseinandergetrieben war, traten einige Teichgräber an den Graben, jedoch erst, nachdem die Leichen fortgeschafft waren, gruben etwa eine halbe Stunde, stellten die Arbeit aber ein, als das Militärkommando wegmarschierte. Es waren, wie mir gemeldet wurde, neun Personen männlichen und weiblichen Geschlechts auf dem Platze geblieben und mehrere schwer verwundet. Sofort wurden besondere Boten nach Sensburg und Bischofsburg nach ärztlicher Hilfe geschickt. Ein Gehilfe traf auch nach kaum zwei Stunden ein, um den vorläufigen Verband anzulegen, und des Abends gelang es, zwei Ärzte aus Bischofsburg nach Bredinken zu schicken.

Wie hartnäckig und erbost, aber auch verblendet beinahe die ganze Dorfschaft gewesen ist, worunter sich namentlich die Weiber hervortaten, beweist der Umstand, daß mir wiederholt zugerufen wurde: „Wir lassen uns lieber alle den Hals abschneiden, als den Teich entwässern!“ Die Weiber benahmen sich vor wie nach dem unglücklichen Ereignis mit Worten und Gebärden wie Furien. Ein Privatbrunnen, der gutes Trinkwasser lieferte, war an demselben Tage vormittags zugeworfen, um den Beweis zu liefern, daß in Bredinken kein Trinkwasser zu finden wäre.

Heute vormittag begab ich mich wiederum nach Bredinken und nahm Gelegenheit, mit mehreren Dorfseingesessenen mich zu besprechen. Ich fand die Stimmung im allgemeinen beruhigt, muß aber besorgen, daß, wenn die Entwässerungsarbeiten, die vorläufig eingestellt sind, wieder in Angriff genommen werden, tätlicher Widerstand geleistet wird, und habe deshalb den Offizier ersucht, er möge vorläufig von jeder Anwendung seiner Waffe Abstand nehmen, neues Blutvergießen unter allen Umständen vermeiden, und zunächst die erbetenen Instruktionen abwarten. Auch der Mühlenbesitzer ist ermahnt, die Entwässerungsarbeiten bis nach Beerdigung der Leichen auszusetzen.

Die Anwesenheit des Militärs in Bredinken ist zum Schutze des Müllers und des Schulzen, auf welche sich der ganze Haß der Bewohner geworfen hat, durchaus erforderlich, und wenn die Durchstechung des Mühlendamms begonnen wird, möchte eine größere Truppenmacht von etwa hundert Mann zum Schutze der Arbeiter notwendig sein, deren Anwesenheit allein der Bevölkerung imponiert.

Auch bemerke ich gehorsamst, daß ich den Herrn Oberpräsidenten um schleunige Anordnung einer Untersuchung zur Feststellung über mein Verhalten bei dem unglücklichen Ereignis gebeten habe, welche Bitte ich mir zu wiederholen gestatte.

Schließlich habe ich zu meiner tiefen Betrübnis zu berichten, daß außer den gestern ermittelten neun Toten noch im Laufe der Nacht vier verschiedenen sind, darunter leider vier Frauen. Außerdem sind fünfzehn Personen durch Stich- und Schußwunden, und darunter zwei schwer verwundet verletzt.

Nachträglich erlaube ich mir zu bemerken, daß es dem Zwecke entsprechender sein möchte, wenn an Stelle eines verstärkten Infanteriekommandos eine Kavallerieabteilung hergesandt werden möchte, deren imponierende Erscheinung allein den zu besorgenden Widerstand beseitigen möchte.

Der Landrat  
gez. von Schroetter

An die Königliche Regierung zu Königsberg

7

*Schroetter an Eulenburg*

Bischofsburg, Kreis Rößel, den 8. Mai 1863

*ZStA Merseburg. Ministerium des Innern. II. Rep. 77, Tit. 504, Nr. 12, Bd. 62, fol. 36f.*

Eure Exzellenz habe ich die Ehre, einen an die Königliche Regierung eingereichten Bericht über einen in dem benachbarten Dorfe Bredinken stattgefundenen betrübenden Vorfall in der Anlage abschriftlich mit dem Bemerkung ganz gehorsamst zu überreichen, daß aus demselben hervorgehen dürfte, wie es sich im vorliegenden Fall um die beabsichtigte Entwässerung des dem Mühlenbesitzer Groß zu Bredinken gehörigen Mühlenteichs handelt, welche von den Dorfbewohnern gewaltsam verhindert war, daher ich genötigt wurde, zum Schutze der Entwässerungsarbeiten Militär bei der Königlichen Regierung zu requirieren. Auch bemerke ich ganz gehorsamst, daß die Dorfseingesessenen vorläufig eingeschüchtert sind, bei den vorzunehmenden zahlreichen Verhaftungen jedoch ein fernerer Widerstand zu besorgen ist, der durch das anwesende schwache Militärkommando vielleicht nur durch Gewaltmaßregeln zu beseitigen wäre, wogegen eine stärkere Truppenmacht durch ihre Anwesenheit allein imponieren und die Verblendeten einschüchtern möchte. Das Königliche Generalkommando zu Königsberg hat deshalb die Verstärkung des Kommandos bis auf eine Kompanie, welche Sonntag, den 10. d. M. in Bredinken eintrifft, angeordnet. Die Arbeiten zur Räumung der verschütteten Brunnen und der Entwässerung des Mühlenteichs haben heute wieder begonnen und sind nicht gestört worden. Wie ich nachträglich in Erfahrung

gebracht habe, sind die Leute zu dem passiven Widerstand selbst gegen das anrückende Militär von ehemaligen Soldaten, die im Jahre 1848 zum Teil in Berlin gedient haben, unter der Vorspiegelung und Versicherung bestärkt worden, daß gegen Landeskinder nicht die Waffen und namentlich nicht Schußwaffen angewendet werden dürfen, insbesondere aber nicht, wenn Frauen sich unter der Widerstand leistenden Menge befänden. Diese Überzeugung war bei den Leuten so fest eingewurzelt, daß sie ihre Frauen überredet und bewogen hatten, auf dem Platze zu erscheinen und selbst sich dann nicht zu entfernen, wenn das Militär anrücke und selbst Feuer gäbe. Auch die feste Überzeugung hatte Eingang gefunden, daß nicht mit scharfen, sondern nur mit Platzpatronen geladen werden würde. Dieser verhängnisvollen Annahme ist auch der unglaubliche Umstand beizumessen, daß keine Frau sich beim Anrücken des Militärs entfernte, und selbst ein oder zwei schwangere Frauen sich unter den Toten befinden, welche absichtlich in vorderster Reihe gestellt waren, um als Schild gegen die Dahinterstehenden zu dienen, was selbstredend niemanden außer den Widerstandleistenden bekannt war.

Der Landrat  
Schroetter

An seine Exzellenz, den Minister des Innern, Herrn Grafen zu Eulenburg zu Berlin.

8

Bericht der Neuen Preußischen Zeitung vom 13. Mai 1863

Bischofsburg in Ostpreußen, 8. Mai.

[Über den traurigen Vorfall in Bredinken geht uns noch folgender Bericht zu:] In unserem sonst so friedlichen Kreise Röbel hat sich ein tieferschütternder beklagenswerter Vorfall ereignet, welcher falschen Gerüchten zu begegnen, hier der Wahrheit getreu mitgeteilt wird. Dem Mühlenbesitzer Groß in Bredinken ist das Recht zur Entwässerung des ihm eigentümlich zugehörigen Mühlenteiches gegen Anlage der nach technischen Gutachten erforderlichen Wasserbassins und Brunnen zugesprochen. Nachdem die von der Mehrzahl der Dorfeingesessenen dagegen erhobenen Widersprüche in allen Instanzen für unbegründet erachtet und die selbst höchsten Orts angebrachten Remonstrationen zurückgewiesen worden waren, sollte auf Anordnung der Königlichen Regierung durch den Kreislandrat Baron von Schroetter mit der Ausführung des Entwässerungsprojektes vorgegangen werden. Die dem zufolge Anfang April im Beisein des Ortsschulzen begonnenen Entwässerungsarbeiten stießen auf tätlichen Widerstand. Der zur Assistenz beordnete Gendarm wurde tätlich insultiert und verhöhnt, und der später in Vertretung des Landrats abgeordnete Kreissekretär Pitschel in Begleitung zweier Gendarmen und des Kreisboten erzielte ungeachtet stundenlanger, eindringlicher Vorstellungen keinen günstigeren Erfolg, als mit den Grabenarbeiten vorgegangen werden sollte. Unter diesen Umständen blieb nichts übrig, als zur Wahrung der obrigkeitlichen Autorität, zur Aufrechterhaltung des Gesetzes und zum Schutze des Eigentums des Mühlenbesitzers Groß durch Vermittlung der Königlichen Regierung militärische Hilfe zu requirieren. Am 6. d. M. traf unter Führung eines Offiziers ein Kommando von 25 Mann vom 6. Ostpreußischen Infanterieregiment Nr. 43 aus dem nächsten Garnisonsort

Lötzen in Bredinken ein. Gleich am frühen Morgen hatte der Domänen-Rentmeister Boehnke sich daselbst eingefunden, welcher die von Groß bereits angelegten Wasserbassins und Brunnen, die von Dorfbewohnern indessen wieder verschüttet worden, so wie einen andern zunächst befindlichen und mit Wasser angefüllten Privatbrunnen in Augenschein nahm und der versammelten Volksmenge die Grundlosigkeit ihrer Weigerungen und die Notwendigkeit zum Nachgeben eindringlichst vorstellte. Die Volksmenge verhöhnnte jedoch den Beamten, drohte ihm mit Steinwürfen und vertrieb ihn, indem sie zugleich den von ihm besichtigten Privatbrunnen augenscheinlich in der Absicht der Beweisführung, daß die Bredinker Brunnen kein Wasser enthielten, vollständig verschüttete. Später fand sich auch der Landrat in Bredinken ein. Derselbe wiederholte die Bemühungen des Rentmeisters; er umschritt mit diesem und verschiedenen Dorfbewohnern den ganzen Mühlenteich, besichtigte die von dem Mühlenbesitzer Groß angelegten Bassins und Brunnen und ermahnte die ihn begleitenden Dorfbewohner auf das Eindringlichste, nachzugeben, zugleich aber ihren Nachbarn und Freunden das Gehörte mitzuteilen und selbige zur Nachgiebigkeit aufzufordern. Nach diesen vergeblichen Bemühungen begab der Landrat sich zu der an der Durchstichstelle in einer Anzahl von einigen hundert Köpfen versammelten Volksmenge und beauftragte die zur Stelle befindlichen Gendarmen mit der Räumung des Platzes. Dieselben stießen nach vergeblich geschehener Aufforderung zur Räumung der Stelle, wie in früheren Fällen, auf tätlichen Widerstand und kehrten, nachdem sie an der Verhaftung der Widerspenstigsten durch Mißhandlungen behindert waren, unverrichteter Sache zurück. Nun trat der Landrat auf eine Erhöhung unter die dicht gedrängt stehenden Dorfbewohner und machte die eindringlichsten Vorstellungen, wie strafbar sich die dem Gendarm und später dem Kreissekretär, sowie dessen Begleitung im offenen Widerstand entgegen getretenen Personen gemacht hätten, sowie welche unheilvolle Folgen die Versammelten sich zuziehen würden im Falle der Widersetzlichkeit gegen das inzwischen eingetroffene und aufmarschierte Militär. Zugleich wurde ihnen die Versicherung zuteil, daß sie an Wasser nicht Not leiden sollten, daß der Mühlenbesitzer vielmehr zur Anlegung und Unterhaltung der Brunnen, so tief als nur immer erforderlich, angehalten werden würde. Auf die mehrfach gestellte Frage des Landrats, ob er verstanden sei, erfolgte allseitige Bejahung, dessen ungeachtet wurde die Durchstichstelle nicht geräumt. Es ertönten vielmehr die lautesten Drohungen und Verwünschungen, namentlich von selten der Weiber, die mit von Wut entstellten Zügen und Gebärden die Männer zum Widerstand anreizten. Es erfolgten nochmalige Aufforderungen und Ermahnungen mit der ausdrücklichsten Eröffnung, daß nach der wiederholten Vertreibung der Civil- und Exekutivbeamten und bei fernerer Renitz des Militärs, welches scharf geladen habe, um die Räumung des Platzes ersucht werden müßte, und daß in die militärischen Anordnungen des Offiziers nicht mehr eingegriffen werden könnte. Als auch hierauf Hohn, Verspottung und Verwünschungen die Antwort waren, ersuchte der Landrat nach mehrstündigen vergeblichen Bemühungen den Leutnant Kossack mit erhobener Stimme, die dichtgedrängte Volksmenge von dem Platze, auf dem sie stände, zu entfernen, weil hier die Arbeiten zur Entwässerung des Teiches zu beginnen hätten (zugleich aber in vertraulicher Weise, von der Schußwaffe keinen Gebrauch zu machen; denn die Leute würden sich sicher beim Anrücken des Militärs zerstreuen).

Der Offizier kommandierte: „Das Gewehr zur Attaque rechts — Marsch!“ Die Soldaten setzten sich mit vorgehaltenem Bajonett in Marschbewegung, stießen auf den gleich einer Mauer keinen Schritt zurückweichenden Haufen, drangen vor und wurden von diesem mit wütendem Geschrei empfangen. Es entstand ein bunter Knäuel, und es kam zum Handgemenge; es wurden die Bajonette ergriffen und versucht, den Soldaten die Gewehre zu entreißen. Hierbei entlud sich ein Gewehr; diesem ersten folgten nach einigen Sekunden einzelne mehrere Schüsse. Sogleich stob der Haufen auseinander, der Offizier und der Landrat sprangen vor die Soldaten, dieselben mit dem Rufe „Halt, halt!“ vom fernern Feuern abhaltend. Die Soldaten hatten in dem Handgemenge verschiedene Messerstiche, Knüttelhiebe und Steinwürfe erhalten. Es wurden nunmehr sofort durch reitende Boten drei Ärzte und chirurgische Hilfe aus den benachbarten Städten Bischofsburg und Sensburg herbeigeht, die Verwundeten verbunden und in Behandlung genommen. Leider sind neun Tote auf dem Platze geblieben und nachträglich drei Personen an den Folgen der Wunden gestorben. Fünfzehn Personen sind verwundet, zum Teil gefährlich. Dieses so betrübende Ereignis liefert den Beweis, daß Leidenschaften, wie Neid, Mißgunst, Haß die untern Volksklassen bis zur völligen Blindheit und Unzurechnungsfähigkeit führen können. Alle die vielfach angewandten wohlwollenden und ernsten Vorstellungen und Warnungen mußten den böswilligen Einflüsterungen und Aufhetzungen einzelner und gänzlich Unbetheiligter weichen. Es war den Dorfbewohnern bis zur festen Überzeugung eingeredet, das Militär dürfe und werde nicht von seiner Waffe Gebrauch machen, wenn ein passiver Widerstand geleistet werde und namentlich nicht, wenn sich Frauen unter den Renitenten befänden, daher jene ausdrücklich von ihren Männern bewegt worden waren, auf der zum Durchstich des Mühlendamms bestimmten Stelle zu erscheinen und zu verbleiben. Diese unglückselige Verblendung ist Ursache, daß auch Frauen sich unter den Toten und Verwundeten befinden. — Die bereits heute begonnene gerichtliche Untersuchung wird hoffentlich die unheilvollen Verführer der beklagenswerten Opfer, die hauptsächlich für das vergossene Blut verantwortlich sind, ermitteln und zur wohlverdienten Strafe ziehen.

## 9

*Bericht der Vossischen Zeitung vom 14. Mai 1863*

Der Königsberger Hartungschens Zeitung wird aus Mensguth berichtet: Am 9. Mai machte ich in Begleitung zweier Kaufleute und eines Arztes einen Ausflug nach Bredinken. Bei unserem Eintreffen daselbst waren soeben noch 95 Mann Militär von der 9. Kompanie des 43. Regiments aus Lötzen unter Führung des Hauptmanns Deutsch angekommen. Wir fanden eine Totenstille im Dorfe vor. Als wir die Stelle, auf welcher die 25 Mann Soldaten (unter Anführung des Leutnants Kossack) auf die Tumultanten Feuer gegeben, besichtigt hatten, begaben wir uns in Begleitung des im nächsten Dorfe wohnenden Lehrers, sowie mehrerer Dorfbewohner zur Besichtigung der im Sarge ruhenden 12 Leichen und der 25 Verwundeten, wovon nach dem Gutachten des Arztes noch 3 dem Tode verfallen werden. Erschütternd war der Anblick der Leichen, deren Mehrzahl dem weiblichen Geschlechte angehört, darunter eine in gesegneten Umständen. Die meisten von ihnen hatten Stich- und Schußwunden im Rücken und in der

Seite. Bei einer Frau waren 2 Kugeln durch den Hals gegangen. Einem Manne hatte eine Kugel die rechte Wange zerrissen, eine andere das Herz durchbohrt. Der Grundbesitzer Koriath hat drei Bajonettstiche und eine Kugel in der Brust erhalten. Auch wurde ihm der Hirnschädel zerschmettert. Die Gehirnmasse fanden wir noch auf der Erde. Eine Frau empfing einen Bajonettstich, wobei das Bajonett abbrach und dann von ihr selbst aus der Wunde gezogen und zur Erde geschleudert wurde. Wir haben die Wunde gesehen, und wurde uns dieses von der Frau selbst mitgeteilt. Der Arzt zweifelt an ihrem Aufkommen. Außer einem jungen Mann, der auf der Schwelle des Schulhauses niedergestoßen wurde, sahen wir noch die Leiche einer Frau, der ein Bajonettstich unter dem Rücken hinein durch den Unterleib in das linke Bein gedrungen war. Was die hier verbreitete Meinung betrifft, daß die Bauern aus Feigheit die Weiber voranstellten, so ist zu konstatieren, daß die Frauen das meiste Interesse an der Erhaltung des Wassers hatten, indem sie es fortwährend zu wirtschaftlichen Zwecken brauchten und deshalb als die am meisten Erbitterten sich in die vordersten Reihen drängten. Auch war den Frauen von ihren Männern eingeredet, daß preußische Krieger nicht auf ihre Landsleute, am allerwenigsten auf Frauen schießen würden.

## 10

*Bericht der Kölnischen Zeitung vom 16. Mai 1863*

Von der haarsträubenden Erschießung bei Bredinken gibt die Braunschweiger Zeitung folgende Darstellung: Der Mühlenbesitzer Groß im Dorfe Bredinken, Kreis Rößel, beabsichtigte, einen Teich in der Nähe seines Etablissements abzulassen. Die Dorfschaft sträubte sich hartnäckig dagegen, und er wandte sich deshalb an den Landrat von Schrötter, einen Bruder der Landräte zu Mühlhausen und Goldap, um die Erlaubnis zu erwirken. Dieselbe wurde erteilt, und das Dorf mit dem Proteste zurückgewiesen. Der Müller schickte nun seine Leute, um die Ablassung des Teiches durch Führung eines Grabens zu beginnen; sie wurden aber von den Bauern vertrieben. Groß wandte sich deshalb nochmals an den Landrat, und dieser schickte ihm Gendarmen zur Hilfe. Doch auch diesen folgte man nicht. Infolgedessen wurden aus Lötzen 25 Mann Militär requiriert. Mittwoch, den 6. Mai, morgens, marschierten die Soldaten von Sensburg aus; Herr v. Schrötter erwartete sie im Dorfe. Es sollte nun die Arbeit vollzogen werden. Mittlerweile hatte sich fast das ganze Dorf auf dem Platze versammelt, Männer, Weiber, Kinder, und wieder wurden die Arbeiter weggetrieben. Da wies der Landrat den Offizier an, von den Waffen Gebrauch machen zu lassen. Dieser formierte seine Abteilung in drei Reihen zu je acht Mann, von denen die ersten acht die Bajonette fällen, die zweiten feuern, die dritten laden mußten. Nach der ersten Salve schrie v. Schrötter, man möge mit dem Schießen Einhalt tun; das geschah jedoch nicht. Es ist leicht zu denken, daß die Zahl der Toten und Verwundeten bei dem dichtgedrängten Haufen eine erhebliche gewesen ist: wie mir mitgeteilt wird, sind 10 sofort tot zu Boden gesunken und 23 verwundet. Von den Verwundeten sind drei noch am Abend desselben Tages gestorben. Unter den Gefallenen befindet sich auch eine Frau, der die Kugel durch die Lenden gegangen ist. Aus der Nachbarschaft wurden Ärzte geholt, und Dr. Elbe aus Rastenburg versichert, daß unter den übrigen 20 Verwundeten verschiedene Todeskandidaten seien. Ich darf wohl weiter keine Worte

hinzufügen, um die allgemeine Entrüstung auf diesen Vorgang zu lenken; nur will ich noch die Angabe widerlegen, daß der Müller Groß durch einen ordentlichen Prozeß zu der Ablassung des Teiches autorisiert sei. Wäre dem so gewesen, so hätte das dezernierende Gericht die Pflicht gehabt, selbst die Exekution des Urteils zu bewirken, und hätte dann zu seiner Unterstützung selbst Mannschaften requiriert.

## 11

*Müllner an Regierung Königsberg*

Bischofsburg, den 13. Mai 1863

*ZStA Merseburg. Ministerium des Innern. II. Rep. 77, Tit. 504, Nr. 12, Bd. 62, fol. 18—23.*

Dem Königlichen Regierungspräsidium beehre ich mich in Folge gefälligen Erlasses vom 8. d. M. Nr. 709 P. S. über den am 6. d. M. im Dorfe Bredinken stattgefundenen Aufstand und dessen Unterdrückung gehorsamt zu berichten:

Nach dem Empfange des mir erteilten Kommissariums benachrichtigte ich den Landrat Baron von Schroetter, daß ich mich am 10. d. M. in Bischofsburg einfinden würde, und ersuchte ihn, den Staatsanwalt Ellendt in Rößel zu einer Zusammenkunft mit mir zu bestimmen. Ich fand bei meiner Ankunft hierselbst, daß der Domänenrentmeister Boehnke aus Rößel bereits umfangreiche Verhandlungen zur Feststellung des Tatbestandes in Ansehung der tumultuarischen Auftritte in Bredinken und deren Unterdrückung durch Militärgewalt aufgenommen hatte, und brachte außerdem in Erfahrung, daß der Staatsanwalt sich unmittelbar von Rößel nach Bredinken begeben habe. In Veranlassung dieser Nachricht verfügte auch ich mich, und zwar in Begleitung des Landrats und Domänenrentmeisters nach dem gedachten Orte, um zunächst mit dem Staatsanwalt die weiteren Maßnahmen zur Ermittlung des Verbrechens und Verfolgung derjenigen, welche sich desselben schuldig gemacht hatten, zu beraten. In Bredinken, woselbst inzwischen das von Lötzen herangezogene Verstärkungskommando unter dem Hauptmann Deutsch inklusive des bereits früher abgesandten Kommandos, aus 110 Mann bestehend, angelangt war, traf ich mit dem Staatsanwalte zusammen. Ich legte demselben die polizeilichen Untersuchungsverhandlungen vor, worauf er dieselben für so weit geführt erachtete, daß sie der Gerichtsbehörde zur Einleitung der Voruntersuchung übergeben werden könnten. Er ersuchte mich hierauf, zur Vermeidung doppelter Vernehmungen derselben Personen von der Fortsetzung der polizeilichen Ermittlungen um so mehr Abstand zu nehmen, als man durch die von ihm zu beantragende gerichtliche Voruntersuchung und insbesondere durch die eidliche Vernehmung der Zeugen zu umfassenderen und richtigeren Resultaten gelangen dürfte. Ich konnte meinerseits hiergegen nichts einwenden und behändigte ihm die aufgenommenen polizeilichen Untersuchungsverhandlungen, nachdem vorher die Verhaftung von vier Personen, welche bei dem Aufstande besonders graviert erschienen, beschlossen war. In dieser Beziehung wurde jedoch, da Entweichungen nicht zu befürchten, weiter noch verabredet, daß die Verhaftungen erst nach der Beerdigung der Leichen erfolgen solle, von welchen erst drei der Sektion unterworfen und in Ansehung der übrigen

acht Leichen sich der Staatsanwalt bis zum anderen Tage die Bestimmung vorbehielt, ob die Sektion weiter noch ausgeführt oder davon Abstand genommen werden solle. Letzteres hatte ich nämlich beantragt, um durch die möglichst schleunige Beerdigung der Leichen allen weiteren Aufregungen vorzubeugen und die Sache so schnell als möglich zu Ende zu führen.

Endlich wurde auch noch die Abhaltung von Haussuchungen vereinbart, und zwar bei dem Bauern Kolinna in Bredinken und bei dem Winkelkonsultanten Tischler Jendrzeik in Bischofsburg, von denen jener die auf den Prozeß der Dorfschaft gegen den Mühlenbesitzer Groß über den Mühlen-  
teich in Bredinken und dessen Entwässerung Bezug habenden Schriftstücke aufbewahren sollte, dieser dagegen ein sehr tätiger Ratgeber der Bredinker gewesen ist, und die Vermutung obwaltete, daß man vielleicht bei beiden Schriftstücke vorfinden könne, welche auf die Aufreizung zum Widerstande gegen die Anordnungen der Obrigkeit Bezug hätten.

Wenn ich mich zunächst zu den polizeilichen Untersuchungsverhandlungen wende, so ist es nach den Ereignissen derselben nicht zu bezweifeln, daß der Landrat die bedauerlichen Ereignisse in Bredinken in seinem ausführlichen, an die Königliche Regierung erstatteten Berichte der Wahrheit gemäß geschildert hat, bezüglich dessen ich mir nur noch folgendes teils ergänzend, teils berichtigend anzuführen gestatte:

Die Anzahl der auf dem Tumultplatze Versammelten ist ursprünglich eine sehr bedeutende gewesen und hat auch beim Einschreiten des Militärs nach übereinstimmenden Aussagen mehr als 100 Personen betragen, unter welchen sich auch viele Frauen befunden haben, denen, wie aus den polizeilichen Untersuchungsverhandlungen erhellet, eingeredet war, daß das Militär, wenn sie sich in dem Volkshaufen befänden, von seinen Waffen keinen Gebrauch machen dürfe. Überhaupt war dieser Glaube allgemein verbreitet, denn mehrere Tumultuanten, welche selbst Soldaten gewesen, haben vielfach die Behauptung verlautbart, namentlich auch einer, welcher selbst als Soldat bei einem Tumulte in Berlin zugegen gewesen sein will, daß das Militär sich seiner Waffen nicht bedienen, namentlich nicht schießen, äußerstenfalls aber nur mit Platzpatronen feuern dürfe, wie es früher bei ähnlichen Gelegenheiten geschehen sei. Unter solchen Umständen hatten sich die Tumultuanten auch gar nicht darauf vorbereitet, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und sie leisteten da erst tätlichen Widerstand, als auf das Kommando seines Befehlshabers, der auch seinerseits noch den Volkshaufen zum Auseinandergehen aufgefordert hatte, das Militär mit gefällttem Bajonette in denselben eindrang. Nun wurden auch sogleich die Soldaten von allen Seiten umringt, von vorn und von hinten angegriffen, wobei man ihnen die Gewehre zu entreißen versuchte. Durch Zeugenaussagen, namentlich durch einige bei der Grabenziehung zur Entwässerung des Bredinker Mühlenteichs beschäftigte Arbeiter aus Kabi-  
nen ist ermittelt worden, daß ein Soldat, dessen Ausmittelung bisher nicht gelungen, sich in der Gefahr befunden hat, auf jene Weise seines Gewehres beraubt zu werden, worauf er dasselbe abfeuerte, und bald darauf, jedoch ohne Kommando auch die übrigen neunzehn Schüsse gefallen sind. Es ist ferner festgestellt worden, daß der Eigenkättersohn Joseph Klomfaß nach einem Soldaten mit einem Steine geworfen und dessen Helm dergestalt getroffen hat, daß der darauf angebrachte Adler eine Beule empfangen. Ob noch andere Steinwürfe erfolgt sind, ist nicht zu ermitteln gewesen. Der Messer, wie in dem landrätlichen Berichte abweichend angegeben

worden, haben sich die Tumultuanten, was mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden muß, zum Angriffe und zur Verteidigung nicht bedient, andernfalls doch wohl einige Verwundungen der Soldaten vorgekommen wären, welche indes nur wenige und ganz unerhebliche Verletzungen davongetragen haben, ein Umstand, welcher ebenfalls dafür spricht, daß der Volkshaufen sich nicht im Zustande der Verteidigung befunden hat. Daraus erklärt sich zugleich ferner die große Anzahl der getödeten und verwundeten Tumultuanten, von denen acht auf dem Platze geblieben, drei später gestorben und außerdem zwanzig mehr oder weniger verwundet sind. Die hiermit nicht übereinstimmenden Angaben in dem landrätlichen Berichte sind unrichtig. Es ist sodann nicht zu bezweifeln, daß insbesondere die Bauernwirte, von denen eine große Anzahl auf ausgebauten Höfen wohnen, und welche dem Mühlenbesitzer Groß den Besitz des Mühlenteichs nicht gönnen, die ärmeren Dorfseinswohner zum Widerstande gegen die Anordnungen der Entwässerung des Mühlenteichs aufgeregt haben, wie zum Beispiel aus folgenden Zeugenaussagen „Ihr armen Leute wollt doch auch Wasser haben, kommt stellt euch auf den Platz, auf euch kommt alles an!“ Und: „Wenn ihr armen Leute auch für die Erhaltung des Wassers sorgen würdet, so möchten wir wohl das Wasser behalten, aber ihr tut nichts dafür!“ hervorgeht. Die Mitteilungen enthalten dasjenige, was ich zu dem zuvor angeführten landrätlichen Berichte noch hinzuzufügen hatte.

Zu der Beerdigung der Leichen übergehend berichte ich gehorsamst, daß diesem Akte unter den obwaltenden Umständen eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden mußte, da Leichenbegängnisse schon an und für sich Veranlassung zur Ansammlung von Menschen geben, hier aber elf Leichen, zu deren sämtlicher Bestattung der Staatsanwalt inzwischen die Genehmigung erteilt hatte, und zwar auf dem über eine Meile entfernten Kirchhofe in Bischofsburg, beerdigt werden mußten, wo sich die Stimmung der Einwohner laut und offen für die Dorfschaft Bredinken und unter Verbreitung der größten Unwahrheiten gegen die Maßnahmen der Behörden und insbesondere gegen das Einschreiten des Militärs ausgesprochen hatte. Dazu kam noch, daß nach hiesigem Gebrauche die Leichen in der Regel zunächst nach der Stadt gefahren, in den Gast- und Schenkhäusern aufgestellt, und dann erst nach dem Kirchhofe gebracht werden. Es erschien mir nicht angemessen in ostensibler Weise hiergegen einzuschreiten, um so weniger, als ich mir von anderen Mitteln, etwaigen Demonstrationen zu begegnen, günstigen Erfolg versprach. Zunächst ersuchte ich den Landrat, den Ortsgeistlichen dahin zu bestimmen, daß er die Aufstellung der Leichen in den Gast- und Schenkhäusern verhindern möge. Allein dieser Versuch mißglückte, indem der Geistliche seine Mitwirkung ablehnte. Ich nahm mir nun vor, auf die Einwohner in Bredinken selbst einzuwirken und die erste sich mir darbietende geeignete Gelegenheit dazu zu benutzen. Nachdem ich den Bürgermeister Kuhn von den bevorstehenden Leichenbeerdigungen in Kenntnis gesetzt und ihn veranlaßt hatte, für Ruhe und Ordnung in der Stadt Sorge zu tragen, begab ich mich nach Bredinken, woselbst mir auch bald gemeldet wurde, daß die Bredinker mich, um mir Bitten vorzutragen, zu sprechen wünschten. Ich ließ sie zu diesem Behufe im Schulhause, woselbst ich meinen Aufenthalt genommen hatte, versammeln, und nachdem solches geschehen, so baten sie mich, ihnen die militärische Einquartierung sobald als möglich abzunehmen, wobei sie zugleich versprachen, sich ruhig verhalten und zu kei-

ner Unzufriedenheit weiter Veranlassung geben zu wollen. Nachdem ich sie angehört, hielt ich ihnen zunächst ihr tadelnswertes Verhalten gegen die Anordnungen der Obrigkeit vor und führte ihnen zu Gemüte, wie sie lediglich selbst an den bedauerlichen Ereignissen und der Einlegung des Militärkommandos Schuld wären, versprach ihnen aber alsdann, mich für die Zurückziehung desselben zu verwenden, wenn sie wie seit dem 8. Mai in Reue über ihre straffällige Auflehnung alle und jede Renitenz und Ungesetzlichkeit sorgfältig vermeiden und sich jederzeit so betragen wollten, daß sie kein Vorwurf träfe. Diese Admonition machte auf die Versammlung einen sehr bemerkbaren Eindruck, wie daraus ersichtlich, daß viele ihr lebhaftes Bedauern über die bisherige Handlungsweise der Einwohner aussprachen. Diese Gelegenheit ergriff ich nun, um auch der Beerdigungen der Leichen zu gedenken. Ich teilte der Versammlung mit, wie ich in Bischofsburg erfahren hätte, daß die Leichen vor der Beerdigung erst in den Gast- und Schenkhäusern daselbst aufgestellt werden sollten, was aber unter den obwaltenden Umständen durchaus unpassend wäre. Die Leidtragenden würden vielmehr nach meinem und dem Wunsche meiner vorgesetzten Behörde handeln, wenn sie die Leichen unmittelbar nach dem Kirchhofe brächten, dort beerdigen, und selbst, womöglich ohne in die Stadt zu gehen, so schleunig als möglich nach Hause zurückkehren würden. Sie versprachen mir solches und haben es getreulich gehalten. Selbst die wenigen Personen, welche in der Stadt Einkäufe, namentlich für die Einquartierung zu besorgen hatten, haben sich hierzu von dem auf dem Kirchhofe bei den Beerdigungen anwesenden Bürgermeister die Erlaubnis dazu erbeten. So ist dann die Leichenbeerdigung ohne alles Aufsehen und wohl zum Bedauern mancher übelgesinnter hiesiger Einwohner vor sich gegangen.

In Rücksicht der Besorgnisse, zu denen die Leichenbeerdigungen anfangs Veranlassung gaben sowie in Betreff des ganz ungenügenden hiesigen Gerichtsgefängnisses, war ich mit dem Staatsanwalte dahin übereingekommen, zunächst nur vier Tumultuanten, welche am meisten graviert erschienen, verhaften zu lassen. Diese Maßnahme ist gestern ausgeführt und ohne alle Störung vorübergegangen. Die Haussuchungen bei dem hiesigen Tischler Jendzeick und dem Bauern Kalinna in Bredinken haben kein Resultat gewährt, und zu bemerken ist nur, daß bei dem letzteren ein leider erst am 7. d. M. eingegangenes Schreiben des Rechtsanwalts de Witte aus Ortelsburg vorgefunden ist, in welchem derselbe von aller und jeder Widersetzlichkeit gegen die obrigkeitlichen Anordnungen zur Entwässerung des Bredinker Mühlenteichs eindringlich abmahnt. Inzwischen ist die Entwässerung dieses Teiches erfolgt. Schon bei meiner ersten Anwesenheit in Bredinken am 10. d. M. nahm ich von dem Zustande der Arbeiten Kenntnis, und da die Grabenarbeiten mit zu wenigen Arbeitern verrichtet wurden, so bestimmte ich den Mühlenbesitzer Groß zur Vermehrung derselben, um die Vorflutsbeschaffung, deren Beschleunigung unter den obwaltenden Umständen geboten schien, sobald als möglich zu Ende zu führen. Desgleichen sind die nach schiedsrichterlichem Spruche von ihm anzulegenden zwei Brunnen und zwei Wasserbassins hergestellt worden. Die Brunnen sind aber ungenügend, und deshalb hat Groß sich verpflichtet, noch einen Brunnen und noch ein Bassin zu beschaffen. Auch zwei auf den beiden Längenseiten des abgelassenen Teichs zurückgebliebene und mit Wasser gefüllte Vertiefungen der Dorfschaft zu überlassen, in welcher Beziehung auch auf meine Veranlassung verpflichtende Erklä-

rungen seitens des Groß vom Domänenrentmeister Boehnke aufgenommen worden sind. Zu bedauern bleibt es aber immer, daß das Eigentum des in der Dorfslage befindlichen Mühlenteichs dem Mühlenbesitzer hat zuerkannt werden müssen und infolge dessen die Entwässerung zur Ausführung gekommen ist, denn es ist nicht zu leugnen, daß die Dorfsbewohner nunmehr mannigfacher Vorteile, zum Beispiel des Haltens von Gänsen und Enten, des Viehschwemmens pp. beraubt, und auch nicht mit der Bequemlichkeit, wie bisher waschen und bleichen können. Andererseits wird die Umwandlung des Teichs in eine Wiese beständige Gelegenheit zu Pfändungen und dadurch zu vielfältigen Feindseligkeiten geben, deren Beseitigung um so schwieriger ist, als die Entfernung vom Sitze der Ortspolizeibehörde, dem Domänenrentamte in Röbel, vier Meilen beträgt. Nachdem nun die Ruhe und Ordnung wieder hergestellt worden, und ich der Dorfschaft durch den Domänenrentmeister zum Protokolle habe eröffnen lassen, daß jegliche Störung durch die den Behörden zustehende Gewalt und eventuell durch wiederholte Heranziehung eines Militärkommandos auf ihre Kosten beseitigt werden würde, habe ich dessen Abberufung bei der Königlichen Regierung beantragt und bitte auch das Königliche Regierungspräsidium gehorsamst, auf die Beschleunigung dieser Maßnahme hinzuwirken.

Im übrigen bemerke ich noch, daß nach den von mir gemachten Wahrnehmungen und den sorgfältigen Erkundigungen über die Ereignisse in Bredinken auch nicht das mindeste gegen das Verfahren des Landrats Baron von Schroetter auszusetzen ist, ich ihm vielmehr das Zeugnis geben muß, daß er sich überall gesetzlich, umsichtig und besonnen benommen hat, ebenso der Domänenrentmeister Boehnke und die Gendarmen. Unerwähnt kann ich endlich auch nicht lassen, daß der Staatsanwalt Ellendt und der Kreisrichter Breyer hieselbst allen meinen Wünschen sehr bereitwillig entsprochen und das sichtbare Bestreben an den Tag gelegt haben, den Tatbestand des Verbrechens für die gerichtliche Aburteilung ebenso sorgsam als schleunig festzustellen.

gez. Müllner

An das Königliche Regierungspräsidium in Königsberg

12

*Bericht der Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen vom 24. Mai 1863*

Bischofsburg, 13. Mai. [Die Bredinker Vorfälle.] Infolge der über die schrecklichen Vorfälle in Bredinken eingeleiteten gerichtlichen Untersuchung, welcher der Regierungsrat Müllner als Commissarius der Regierung in Königsberg beiwohnt, sind bis jetzt vier Rädelsführer entdeckt, gestern aus Bredinken hier eingebracht und dem Gerichtsgefängnis überliefert worden. Es ist zu erwarten, daß sich die Untersuchung auch darauf ausdehnen wird, ob, respektive in wie weit, das Blutvergießen hätte vermieden werden können. Die Toten sind dort, nach erfolgter Obduktion, vorgestern und gestern begraben. Der Teich ist nun entwässert. Jetzt ist in Bredinken alles ruhig, und die am 9. dort eingetroffenen 95 Mann Militär sind ohne jeden Widerspruch einquartiert worden. Für alle entstandenen und entstehenden Kosten muß die Dorfschaft aufkommen, und wird mancher dadurch Hab und Gut verlieren.

*Interpellation des Abgeordneten Stock vom 14. Mai 1863*

*Stenographische Berichte. Haus der Abgeordneten. 5. Band: Anlagen zu den Verhandlungen des Hauses der Abgeordneten. 3. Teil. Nr. 127. Berlin 1863, S. 937.*

Hat die Königliche Staatsregierung offizielle Anzeihen erhalten über die blutigen Ereignisse, welche am 6. d. M. im Dorfe Bredinken, Regierungsbezirk Königsberg, vorgekommen sind, und ist dieselbe gewillt, zur Aufklärung der Sachlage dem Abgeordnetenhouse darüber nähere Mittheilung zu machen?

Berlin, den 14. Mai 1863.  
Stock.

Unterstützt durch:

Dr. Reichensperger (Beckum). Reichensperger (Geldern). Schmidt (Paderborn). Bender (Olpe). Siebert Rehaag. Strzybny. Osterrath. Blum. Gützloe. Dr. Krebs. Ellering. Biernacki. Evers. v. Mallinckrodt. Rohden. Plassmann. Hobbeling. Schmidt (Randow.) Mühlenbeck. Papendieck. Herrmann. Pflücker. Münzer. Dr. Schultz (Borken). Dr. Menzel. Froning. Reinhardt. Franoux. Bellier de Launay. Dr. Techow.

*Selchow an Eulenburg (Auszug)*

Berlin, den 16. Mai 1863

*ZStA Merseburg. Ministerium des Innern. II. Rep. 77, Tit. 504, Nr. 12, Bd. 62, fol. 44 f.*

Der Mühlenbesitzer Groß in Bredinken, unstreitiger Eigentümer des selbst befindlichen Mühlenteichs, hat bei der Regierung in Königsberg behufs Ablassung dieses Teiches das Aufgebotsverfahren nach dem Gesetze vom 23. Januar 1846 und das weitere Verfahren nach den Paragraphen 15 ff. des Vorflutsedikts vom 15. November 1811 beantragt. In dem Aufgebotsverfahren haben die Einwohner der Dorfschaft Bredinken wegen Entziehung der ihnen in dem Mühlenteiche verjährungsmäßig zustehenden Wassernutzung für Menschen und Vieh und wegen der durch den alsdann eintretenden gänzlichen Wassermangel erhöhten Feuersgefahr Widerspruch gegen die Entwässerungsanlage erhoben, und es sind ihnen ihre geltend gemachten Ansprüche in dem Praeklusionsbescheide vom 23. Juni 1861 vorbehalten. Ihr Widerspruch ist dann, soweit er die Besorgnis wegen Wassermangels für die Dorfschaft betrifft, von den seitens der Regierung nach Paragraph 16 des Vorflutsedikts vom 15. November 1811 ernannten sachkundigen Kommissarien untersucht und für unbegründet erachtet worden, weil nur sechs von den Wirten zu Bredinken mit ihrem Wasserbedarf auf den Mühlenteich angewiesen seien, und der Mühlenbesitzer Groß die Anlage von Wasserbassins und einem Brunnen zum Gebrauch für die Wirte zu Bredinken übernommen hat, deren Austrocknen nach der Örtlichkeit nicht zu befürchten sei, auch schon ein solches Bassin in der Nähe des Mühlenteichs vorhanden sei und durch Sprinde gespeist werde, überdies auch der im Mühlenteiche zurückbleibende Graben zur

Deckung des Wasserbedarfs beitragen werde. Aufgrund dieser Ermittlungen hat die Regierung die Ausführung des Entwässerungsplanes gemäß Paragraph 18 a. a. O. durch Bescheid vom 6. Februar vorigen Jahres festgesetzt und in den Gründen hervorgehoben, daß der angebliche, auf Verjährung sich stützende Rechtsanspruch insofern hinfällig erscheine, als des bezüglichen Nutzungsrechts in dem Separationsrezesse nicht erwähnt sei, jedenfalls aber nach Paragraph 20 a. a. O. nur im Rechtswege geltend gemacht werden könne, selbstredend ohne die Ausführung der Entwässerung aufzuhalten. Mit der Publikation dieses Bescheides hat die Regierung gemäß Paragraph 21 ff. a. a. O. die Wahl der Schiedsrichter dem Landrat aufgetragen mit dem Bemerkten, daß dieselben nach Paragraph 23 l. c. die Ausführung der Entwässerung zu leiten haben würden, gleichzeitig auch angeordnet, daß mit Strenge darauf gehalten werde, daß die Anlage von zwei Bassins und einem Brunnen stattfinde. Über diese Verfügungen haben sich die Instleute in Bredinken beschwert, zuerst bei der Regierung, und als diese sie unterm 10. April v. J. abschläglich beschied, bei meinem Herrn Amtsvorgänger insbesondere darüber, daß ihnen die Regierung Abschrift ihres Bescheides vorenthalten habe und im übrigen unter Hervorhebung der Besorgnis wegen des aus der Teichablassung ihnen drohenden Wassermangels. Nach eingeholten Berichten der Regierung ist ihnen darauf zum Bescheide Abschrift des vollständigen Ausführungsbescheides der Regierung mitgeteilt worden, um daraus zu ersehen, daß durch die Polizeibehörde dem zu besorgenden Wassermangel durch die gedachten Anlagen vorgebeugt, und dadurch ihrer Beschwerde abgeholfen werden solle. Sie haben sich dann hier nicht weiter beschwert, ebensowenig die angesessenen Wirte zu Bredinken. Erst nachdem schon die erste Kunde von der Militärexekution in Bredinken hierher gelangt war, ist aus dem Kabinett Seiner Majestät des Königs ein Immediatgesuch vom 25. April d. J. ohne Berichtserforderung an mich abgegeben, welches die Entwässerungssache betrifft. Ich habe dasselbe, wie die auf dem letzten Blatte der Akten befindliche Notiz ergibt, an die Regierung gesandt zum schleunigen Bericht, namentlich auch über den Zusammenhang, in welchem die vorgefallenen Exzesse mit der Ausführung dieser Entwässerung stehen. Dieser Bericht wird zunächst abgewartet werden müssen, und voraussichtlich auch darüber Aufschluß geben, ob, wie die Regierung richtig angeordnet hat, das Schiedsgericht die Ausführung der Entwässerung geleitet hat.

Selchow

An den Königlichen Staats- und Minister des Innern, Herrn Grafen zu Eulenburg, Exzellenz.

## 15

### Liste der Toten von Bredinken

*Totenbuch der katholischen Kirchengemeinde Bischofsburg. 1. 1. 1863 bis März 1875. Eintragungen von Propst Eduard Stock am 26. Mai 1863*

1863

Ignaz Koriath, Bauer, Bredinken, † 6. Mai, 4 Uhr nachmittags, 46 Jahre. Vom Militär erstochen. Nicht disponiert. Hinterbliebene: Frau Elisabeth K. und 4 minorene Kinder. Beerdigung am 11. 5. 1863 in Bischofsburg.

Valentin Klomfaß, Altsitzer, Bredinken, † 6. Mai, 4 Uhr nachmittags, 66 Jahre. Vom Militär erstochen. Nicht disponiert. Hinterbliebene: Frau Anna K., 1 majorene Tochter Rosalia, 1 minorener Sohn Joseph. Beerdigung am 11. 5. 1863 in Bischofsburg.

Rosalia Furmanski, Tochter des verstorbenen Altsitzers Michael F., Bredinken, † 6. Mai, 9 Uhr abends, 23 Jahre. Vom Militär erstochen. Disponiert. Hinterblieben: die Mutter Catharina. Beerdigung am 12. 5. 1863 in Bischofsburg.

Anna Formanski, geborene Jablonka, Ehefrau des Bauern Jakob F., Bredinken, † 6. Mai, 4 Uhr nachmittags, 48 Jahre. Vom Militär erschossen. Nicht disponiert. Hinterbliebene: Ihr Mann Jakob F. und 2 minorene Töchter. Beerdigung am 11. 5. 1863 in Bischofsburg.

Anna Pliszka, Tochter des Instmanns Nicolaus P., Bredinken, † 6. Mai, 4 Uhr nachmittags, 19 Jahre, 7 Monate. Vom Militär erschossen. Nicht disponiert. Hinterbliebene: Ihre Eltern. Beerdigung am 12. 5. 1863 in Bischofsburg.

Elisabeth Skupski, Frau des Bauern Anton S., Bredinken, † 6. Mai, 4 Uhr nachmittags, 28 Jahre. Vom Militär erschossen. Nicht disponiert. Hinterbliebene: Ihr Mann Anton S. und 2 minorene Kinder. Beerdigung am 12. 5. 1863 in Bischofsburg.

Michael Hahn, Eigenkätner, Bredinken, † 7. Mai, 10 Uhr vormittags, 34 Jahre. Infolge der vom Militär erhaltenen Schußwunde gestorben. Disponiert. Hinterbliebene: Frau Catharina und 2 minorene Kinder. Beerdigung am 11. 5. 1863 in Bischofsburg.

Anton Koenigsmann, Eigenkätner, Bredinken, † 6. Mai, 4 Uhr nachmittags, 28 Jahre. Vom Militär erschossen. Nicht disponiert. Hinterbliebene: Frau Caroline und 1 minorene Tochter. Beerdigung am 11. 5. 1863 in Bischofsburg.

Friedrich Schaefer, Eigenkätner, Bredinken, † 6. Mai, 4 Uhr nachmittags, 50 Jahre. Vom Militär erschossen. Nicht disponiert. Hinterbliebene: Frau Marianne und 2 minorene Kinder. Beerdigung am 12. 5. 1863 in Bischofsburg.

Joseph Moeck, Instmann, Bredinken, † 6. Mai, 4 Uhr nachmittags, 30 Jahre. Vom Militär erschossen. Nicht disponiert. Hinterbliebene: Frau Rosalia und 1 minorener Sohn. Beerdigung am 11. 5. 1863 in Bischofsburg.

Johann Stolla, Eigenkätner, Bredinken, † 7. Mai, 7 Uhr früh, 45 Jahre. Infolge der vom Militär erhaltenen Schußwunde gestorben. Disponiert. Hinterbliebene: Frau Magdalena und 5 minorene Kinder. Beerdigung am 11. 5. 1863 in Bischofsburg.

Michael Lompa, Bauer, Stanislewo, † 10. Mai, 11 Uhr vormittags, 44 Jahre. Infolge der vom Militär erhaltenen Schußwunde gestorben. Disponiert. Hinterbliebene: Frau Anna, geborene Weinert, und 3 minorene Kinder. Beerdigung am 13. 5. 1863 in Bischofsburg.

Valentin Skupski, Eigenkätner, Bredinken, † 13. Mai, 4 Uhr früh, 45 Jahre. Infolge einer vom Militär am 6. Mai erhaltenen Stichwunde gestorben. Disponiert. Hinterbliebene: Frau Anna und 2 minorene Töchter. Beerdigung am 16. 5. 1863 in Bischofsburg.

Anton Biendara, Eigenkätner, Bredinken, † 19. Mai, 6 Uhr abends, 47 Jahre. Infolge der vom Militär am 6. Mai erhaltenen Schußwunde gestorben. Disponiert. Hinterbliebene: Frau Elisabeth und 3 minorene Kinder. Beerdigung am 22. 5. 1863 in Bischofsburg.

*Selchow an Dukat und Genossen, Bredinken*

Berlin, den 1. Juli 1863

*ZStA Merseburg. Ministerium des Innern. II. Rep. 77, Tit. 504, Nr. 12, Bd. 62, fol. 52 f.*

Die Immediatvorstellung vom 25. April d. J., in welcher Sie, auf das Gutachten des Kreisverordneten Hahn gestützt, beantragt haben, daß der dortige Mühlteich nicht eher abgelassen werde, als bis der Eigentümer desselben für ausreichend wasserhaltige Brunnen gesorgt habe, ist aus dem Königlichen Kabinett an mich ohne weitere Allerhöchste Bestimmung am 5. Mai d. J. gelangt, also am Tage zuvor, als die Ablassung des Mühlteichs im Wege der Exekution ausgeführt worden ist. Letztere hätte deshalb schon wegen Kürze der Zeit von mir nicht aufgehalten werden können. Es hätte hierzu aber auch am zulässigen Grunde gefehlt, denn das Verfahren der Behörde in dieser Vorflutsangelegenheit ist nach Prüfung der Akten in der Form und Sache von mir völlig gesetzesprechend befunden worden. Die Regierung in Königsberg hat den Antrag des Mühlenbesitzers Groß auf Ablassung des ihm rezeßmäßig eigentümlich gehörigen Mühlenteiches nach den §§ 15 ff. des Vorflutedikts vom 15. November 1811 durch Kommissarien prüfen lassen und aufgrund der von diesen abgegebenen Gutachten ist der Entwässerungsplan durch Resolut vom 6. Februar vorigen Jahres festgesetzt, welches den dortigen Wirten vom Kreislandrat unterm 26. desselben Monats mit Bewilligung einer vierzehntägigen Rekursfrist bekannt gemacht worden ist. Nachdem binnen dieser Frist ein Rekurs nicht angebracht, und also der Regierungsresolut definitiv inkraft getreten ist, hat die Regierung, das in §§ 21 ff. a. a. O. vorgeschriebene schiedsrichterliche Verfahren zur Vollziehung des Entwässerungsplanes angeordnet, und dieses Verfahren hat nach vorschriftsmäßiger Bildung des Schiedsgerichts am 6. November vorigen Jahres stattgefunden, worauf die schiedsrichterlichen Festsetzungen dem dortigen Gemeindevorstande und den miterschiedenen dortigen Wirten am 7. März d. J. zu Protokoll gemacht worden sind mit dem Bedeuten, daß sie dagegen nach § 25 a. a. O. keinen Widerspruch erheben könnten. Der genannte Groß hat darauf die vom Schiedsgericht zur Beschaffung des Wasserbedarfs für die Dorfschaft bestimmten Bassins und Brunnen angelegt, und dann mit der Ablassung des Teiches vorgehen wollen. Da er hieran durch die dortigen Ortsbewohner gehindert wurde, hat er um den Beistand der Polizeibehörde nachgesucht, welcher ihm mit Recht gewährt worden ist, weil zu ihrer Kompetenz die Durchführung des Entwässerungsverfahrens nach dem angegebenen Gesetze gehört. Wenn hiernach die formellen gesetzlichen Vorschriften überall beobachtet worden sind, so muß auch sachlich der aus dem Wassermangel entnommene Einwand gegen die Ablassung des Mühlteichs nach dem neuesten Berichte der Regierung in Königsberg bis auf weiteres für ungerechtfertigt erachtet werden, denn bei dem am 28. Mai d. J. — also nach Ablassung des Teiches — stattgefundenen Lokalbesichtigung hat der Regierungsdirectorsrat sich zuverlässig überzeugt, daß die vorhandenen und zum Teil noch in der Ausführung begriffenen Wasserbassins und Brunnen den Wasserbedarf für die Dorfschaft in völlig ausreichender Weise gewähren, und auch in Zukunft dort ein Wassermangel nicht zu befürchten sei. Da aber in der mir aus dem Königlichen

Kabinetts zur ressortmäßigen Verfügung zugegangenen neuen Immediatvorstellung vom 1. d. M. behauptet wird, daß die vorhandenen Brunnen nicht ausreichen, so habe ich diese Vorstellung der genannten Königlichen Regierung mit der Aufgabe zugesandt, die darauf bezüglichen Beschwerden dem erwähnten Schiedsgerichte zur Entscheidung vorzulegen, welche Sie abzuwarten haben, und bei der Sie zugezogen werden sollen.

Der Minister für die landwirtschaftlichen Angelegenheiten  
gez. von Selchow

An die Wirte Joseph Dukat und Genossen zu Bredinken

## 17

*Lagebericht des Oberpräsidenten in Königsberg für die Monate Mai und Juni 1863 (Auszug)*

Königsberg, 12. Juli 1863

*Geheimes Staatsarchiv Berlin. Stiftung Preußischer Kulturbesitz. XX. HA. (StA Königsberg) Rep. 2, Tit. 40, Nr. 2, Bd. 24, fol. 713—715 und ZStA Merseburg. Ministerium des Innern. 2. 2. 1. Nr. 15 968, fol. 416 v—419 r.*

Das traurigste Ereignis während der vergangenen Monate ist allerdings die in den öffentlichen Blättern vielfach besprochene Exekution in dem Dorfe Bredinken, Kreises Rößel. Der Sachverhalt ist kurz folgender: Dem Mühlenbesitzer in Bredinken war durch den auf Grund des Gesetzes vom 15. Nov. 1811 erlassenen Ausführungsbescheid vom 6. Febr. 1862 die Befugnis zur Entwässerung des ihm eigentümlich gehörenden Mühlenteiches gegen Anlage der nach technischen Gutachten erforderlichen Wasserbassins und Brunnen zugesprochen worden. Nachdem die Dorfeingewessenen mit ihrer gegen den Ausführungsbescheid erhobenen Beschwerde durch das Reskript des Königlichen Ministerii für Landwirtschaftliche Angelegenheiten vom 7. Juli 1862 zurückgewiesen, über die Zulässigkeit der Entwässerung des Mühlenteiches im geordneten Instanzenzuge, also definitiv, entschieden worden war und der Mühlenbesitzer in Folge dessen die benötigten Wasserbassins und Brunnen angelegt hatte, sollte mit Ausführung des Entwässerungsprojekts vorgegangen werden. Die demzufolge im Beisein des Ortsschulzen begonnenen Entwässerungsarbeiten stießen auf tätlichen Widerstand. Der zur Assistenz beordnete Gendarm wurde tätlich insultiert und verhöhnt, und selbst verstärkte polizeiliche Hilfe unter Leitung des Kreissekretärs vermochten nicht, stundenlanger eindringlicher Vorhaltungen ungeachtet, den Widerstand zu beseitigen. Unter diesen Umständen blieb nichts übrig als zur Wahrung der obrigkeitlichen Autorität, zur Aufrechthaltung des Gesetzes und zum Schutz des Eigentümers militärische Hilfe zu requirieren, die am 6. Mai, 25 Mann stark, in Bredinken eintraf, nachdem zuvor der Kreislandrat und der Domänenrentmeister sich schon an Ort und Stelle begeben und in deutscher und polnischer Ansprache den Dorfbewohnern die Grundlosigkeit ihrer Weigerungen und die Notwendigkeit zum Nachgeben eindringlich vorgestellt hatten. Nach diesen leider vergeblichen Bemühungen begab sich der Landrat zu der Stelle, an welcher der Durchstich erfolgen sollte, ermahnte die dort in einer Anzahl von einigen hundert Köpfen verteilte Volksmenge in lauter Anrede, den Arbeiten keinen Widerstand entgegenzusetzen und beauftragte zwei Gendarmen mit der Räumung des Platzes. Infolge der den Gendarmen durch die Dorfbewohner zugefügten Insulte erging eine neue

Aufforderung zum Auseinandergehen unter der Inaussichtstellung militärischen Einschreitens. Auch dieser wurde offener Widerstand entgegen gesetzt. Hiernächst wurde der Führer des anwesenden Truppendetachements durch den anwesenden Landrat ersucht, die Volksmenge von dem Platze, auf dem die Arbeiten zur Entwässerung des Teiches zu beginnen hätten, zu entfernen. Nachdem der Offizier hierauf den Befehl, scharf zu laden, gegeben und auch seinerseits den Volkshaufen zum Auseinandergehen vergeblich aufgefordert hatte, ging derselbe mit seinen Leuten gegen die dichtgedrängte Volksmasse vor, ohne von der Schußwaffe Gebrauch zu machen. Die Menge setzte den Soldaten tätlichen Widerstand mit Messern und Knütteln entgegen, und nach einigen Sekunden Handgemeine, in welchen die Tumultanten den Soldaten die Gewehre zu entreißen suchten, fiel ein einzelner Schuß, und wieder nach einigen Sekunden mehrere Schüsse, worauf die Menge auseinanderstob.

Die den Dorfbewohnern vielfach gemachten ernstern Vorstellungen und Verwarnungen hatten infolge böser Einflüsterungen und Aufhetzungen einzelner und gänzlich unbeteiligter Personen den gewünschten günstigen Erfolg nicht gehabt. Es war den Dorfbewohnern eingeredet, das Militär dürfe und werde von seiner Waffe nicht Gebrauch machen, wenn ein passiver Widerstand geleistet werde, namentlich nicht, wenn sich Frauen unter den Rentiten befänden, daher jene ausdrücklich von ihren Männern bewegt waren, auf der zum Durchstich des Mühlendamms bestimmten Stelle zu erscheinen und zu verbleiben. Diese unglückselige Verblendung war die Ursache, daß sich auch Frauen unter den Verwundeten und Toten befanden.

## 18

*Regierung Königsberg an Eulenburg*

Königsberg, den 8. November 1864

*ZStA Merseburg. Ministerium des Innern. II. Rep. 77, Tit. 504, Nr. 12, Bd. 62, fol. 54—56.*

Unterm 9. und 15. Mai v. J. hat das Präsidium unseres Kollegii Euer Exzellenz über den am 6. desselben Monats im Dorfe Bredinken Kreises Rößel stattgefundenen Aufstand ausführlich Bericht zu erstatten sich erlaubt. Wie Eure Exzellenz aus diesen Berichten hochgeneigtest ersehen wollen, sind von den Tumultanten acht auf dem Platze geblieben, drei später gestorben, und außerdem zwanzig mehr oder weniger verwundet. Nachdem die Fortschaffung der Getöteten und die Unterbringung der Verwundeten durch den anwesenden Landrat Baron von Schroetter veranlaßt worden, war auch die schleunige Beschaffung ärztlicher Hilfe für die Verwundeten dringend und auf der Stelle geboten. Wenn es schon an und für sich Sache der Obrigkeit ist, den bei Aufläufen etc. verunglückten Personen jede mögliche Hilfe zu gewähren, so war solches in Bredinken um so mehr geboten, als die traurigen Ereignisse daselbst die Einwohner vollständig niedergedrückt und sie zum Handeln unfähig gemacht hatten. Der Landrat von Schroetter hat daher in richtiger Erkenntnis seiner Pflicht sofort die ärztliche Behandlung in die Wege leiten lassen und ist solche später mit unserer Genehmigung bis zur Wiederherstellung der Verwundeten fortgesetzt, da — wie vorauszusehen war — viele Stimmen sich laut und offen für die Einwohner von Bredinken und unter Verbreitung der

größten Unwahrheiten gegen die Maßnahmen der Behörden aussprachen, wir also wohl Veranlassung hatten, für die Beruhigung der aufgeregten Gemüter in etwa Sorge zu tragen. Durch die ärztliche Behandlung der Verwundeten und für die ihnen verabreichten Medikamente sind nach der hier gehorsamst angeschlossenen und belegten Liquidation überhaupt 189 Reichstaler, 16 Silbergroschen, sieben Pfennig Kosten entstanden. Die Einziehung dieser Kosten von den Verwundeten erscheint uns sehr hart, da sie zum größeren Teil nicht zu den Ruhestörern gehören und ohne besonderes Verschulden unter die Tumultanten geraten sind, andererseits aber auch durch die infolge der Verletzungen davongetragenen körperlichen Schäden und die erlittenen Schmerzen, selbst wenn sie etwas verschuldet hätten, genügend gestraft sind. Von den bei dem Aufstand tätig gewesen und bestraften zehn Personen die in Rede stehenden Kosten anzufordern, empfiehlt sich nicht, da dieselben bis auf eine Wirtsfrau mittellos sind, auch eine gerichtliche Verurteilung derselben zur Tragung der Kosten vorhergehen müßte, welche voraussichtlich nicht zu erzielen sein würde. Abgesehen hiervon erscheint die Übernahme dieser Kosten sowohl als auch der durch die Heranziehung des Exekutionskommandos nach der hier gehorsamst angeschlossenen und belegten Liquidation entstandenen Kosten von 67 Reichstalern, 15 Silbergroschen auf Staatsfonds dringend geboten. Die Beitreibung derselben, von wem solche auch erfolgen sollte, würde in jedem Falle wieder eine Aufregung der Gemüter in Bredinken hervorrufen und zu mannigfachen Klagen und Beschwerden Veranlassung geben, wohl auch in allen Familien, in welchen ein Todes- oder Krankheitsfall vorgekommen, den jetzt vielleicht schon behobenen Schmerz wieder auffrischen. Ferner sind es auch die bedrängten Vermögensverhältnisse der Bewohner Bedinkens, welche es dringend wünschenswert machen, ihnen neue Sorgen zu ersparen. Eure Exzellenz erlauben wir uns gehorsamst zu bitten, unter den vorgetragenen Umständen die in Rede stehenden Kosten von 257 Reichstalern, einem Silbergroschen, sieben Pfennigen hochgeneigtest aus Staatsfonds uns überweisen zu wollen.

Die Regierungsabteilung des Innern

An den Königlichen Staatsminister und Minister des Innern, Ritter hoher Orden, Herrn Grafen zu Eulenburg, Exzellenz, in Berlin.

## 19

### Krieg in Bredinken

*W. Barczewski, Kiermasy na Warmii, Allenstein '1923, S. 113 f. = W. Barczewski, Kiermasy na Warmii i inne pisma wybrane, hrsg. u. mit einem Vorwort v. W. Orgroziński, Olsztyn 1977, S. 148—151. Dt. Übers. v. W. Thimm*

Bredinken, ein großes polnisch-ermländisches Dorf bei Bischofsburg, malerisch rings um einen früheren 20 Morgen großen Teich gelegen, wurde im Mai und Juni 1863 auf eigentümliche Weise durch seinen lokalen Krieg bekannt, der jedoch keine Berührungspunkte mit dem letzten polnischen Aufstand gegen die unerträgliche Moskauer Herrschaft aufweist.

Ursache der kriegerischen Handlungen in Bredinken war die Entwässerung jenes Teiches oder Sumpfbgebietes in der Mitte des Dorfareals, wo sich jetzt eine 20 Morgen große fruchtbare Wiese befindet. Die emsigen, regsamen und fleißigen Bredinker hatten ihren Dorfteich lieb gewonnen

und hielten ihn für so nützlich, daß sie fest davon überzeugt waren, ohne ihn weder wirtschaften noch leben zu können. Denn der Teich hatte gutes Wasser und reichlich Fisch, gutes Wasser für Mensch und Vieh, für Gänse und Enten. Das machte sich in ihrem Geldbeutel bemerkbar. Im Sommer gab es Kahnpartien, im Winter Vergnügungen auf dem Eis.

Am Ende des Teiches gen Bischofsburg stand eine Wassermühle mit ihrem billigen und naheliegenden Nutzen, einträglich für Bauern und Arbeiter. An der Mühle stand ein nettes Dorfgasthaus. Aber nun kam ein neuer Müller, der witterte einen größeren Gewinn von einer großen Wiese als von einem kleinen Gewässer. Bald waren die Bauern im Krug zur Unterschrift überredet, daß das Wasser zum Dorf gehöre und der Grund und Boden unter dem Wasser ihm, und er wollte das Wasser ablassen. Das Volk, das seinen Fehler erkannte, widersetzte sich und wandte sich ans Gericht. Der Müller obsiegte und begann das Wasser abzulassen. Aber die Bredinker störten in Angst über den unschätzbaren Verlust den Durchstich des Dammes so sehr, daß sie sogar den „Wachtmeister“ mißachteten.

Der Müller erwirkte die Heranziehung von Soldaten, 24 Mann und einen Offizier aus Rastenburg oder Lötzen. Die Soldaten gaben eine Salve auf das erregte, mit Stöcken, Dreschflegeln, Mistgabeln und Spaten bewaffnete Volk ab, das auf dem Mühlendamm stand. Es fielen auf der Stelle fünf Personen, und fünf Schwerverwundete gaben in schrecklicher Pein bald ihren Geist auf. Darauf floh das in Schrecken geratene Volk mit Geschrei in die Häuser, aber die Soldaten verfolgten sie schießend und mit Bajonetten stechend. Das Mädchen Anna Plischka öffnete die Tür, um zu erfahren, was vorging, als eine Kugel sie am Kopf traf; sie starb im Hausflur. Ähnlich fiel eine schwangere Frau von einem Bajonett durchbohrt. Die Zahl der Gefallenen betrug 17, überdies waren viele schrecklich verwundet.

Ein Augenzeuge dieser ungewöhnlichen Ereignisse, der ehemalige Bauer Kantel aus Bredinken schreibt am 15. Januar 1923: „Ich möchte, da man mich darum gebeten hat, mitteilen, was sich am 6. Mai 1863, in Bredinken ereignete, als dieser Müller, der Lump, die Leute töten ließ; auf der Stelle wurden fünf Männer, drei Frauen und zwei Mädchen getötet und ungefähr 30 schwer verwundet; auch nicht ein Verwundeter wurde wieder gesund. Alle Toten wurden auf dem Bischofsburger Friedhof beigesetzt.“

Im Kirchenbuch steht nur das folgende lakonische Namensverzeichnis\*) der im Bredinker Krieg Gefallenen: 1. Ignatz Koziolk, Bauer, 46 Jahre, erstochen, 2. Valentin Klomfass, Altsitzer, 66 Jahre, erstochen, 3. Rosalia Formanski, geboren Jablonka, 46 Jahre, erschossen, 4. Anna Formanski, geboren Jablonka, 46 Jahre, erschossen, 5. Anna Pliszka, 19½ Jahre, 6. Frau Elisabeth Skupski, 28 Jahre, 7. Friedrich Schäfer, 50 Jahre, 8. Anton Koenigsmann, 28 Jahre, 9. Joseph Moek, 80 Jahre (alle: erschossen), 10. Infolge Stichwunde (khty bagnetem) + Valentin Skupski, 45 Jahre, 11. Michael Jahn, 45 Jahre, 12. Johann Stolla, Eigenkätner, 45 Jahre. 13. Anton Biendara, Eigenkätner, 47 Jahre. Die von 1 bis 13 Verzeichneten stammen alle aus Bredinken. 14. + Michael Lompa, Bauer, Stanslewo (angeshossen). Alle wurden in Bischofsburg begraben: welcher Pfarrer sie begrab, ist nicht bekannt.

\* Die Totenliste Barczewskis weist viele Lesefehler auf. Vgl. dazu die Totenliste oben Nr. 15.

Viele behaupten, daß die Getöteten zuerst bei sich zu Hause begraben wurden und dann erst nach Bischofsburg auf den Friedhof kamen, aber Sichereres ist darüber nicht bekannt, wie auch darüber nicht, wieviele in den ersten Tagen starben, wieviele bald, wieviele allmählich irgendwann infolge der Verwundungen durch die Soldateska. Es scheint, daß Scham und Angst vor dem mit Recht aufgebrachten Volk den Schuldigen die Sprache verschlugen und in dieser heiklen Angelegenheit kein Aufsehen zuließen.

Nach diesem „Sieg“ blieben die Soldaten in Bredinken, bis der Teich abgelassen und leer war. Der Müller siegte — das Volk verlor! Und um die Leute im Zaum zu halten, wurde sogar gegen diejenigen ein Prozeß angestrengt, die dieser schändlichen Schlacht zugeschaut hatten. 42 erhielten eine Vorladung zum Gericht in Bartenstein. 14 Tage dauerte die Untersuchung in Bartenstein. Neun wurden zu 6 bis 9 Monaten Gefängnis verurteilt, und der Dorfteich in Bredinken war unwiderruflich verloren. Jetzt hält der Apotheker in Bischofsburg die nach diesem „Krieg“ entstandene Wiese in Pacht. Die Mühle und die Schenke befanden sich dort, wo heute der Krug am Weg nach Bischofsburg steht.

Am Ort der Schlacht wurde sofort im Jahre 1863, siebenzig Meter von der Schenke entfernt, ein Kreuz errichtet. An dem Kreuz erbaute der Bauer und Prozessionsführer der „Opfer“ nach Heiligelinde, Jan Skupski II., im Jahre 1884 eine Kapelle, in der jährlich nach Ostern eine heilige Messe für die Kranken und Verkrüppelten, für die in diesem „Krieg“ Gefallenen und ihre Verwandten gelesen wird. Jan Skupski, der Stifter der Kapelle, starb im Jahre 1915.

Das Volk ist auch heute noch davon überzeugt, daß ihm großes Unrecht angetan wurde.

Das Kreuz und die Kapelle an der Stelle, wo nach den ersten Schüssen plötzlich zehn Menschen tot zu Boden sanken, sind Zeichen der Genugtuung in dieser dunklen Angelegenheit. Zahlreiche Stationsbilder, der Schmerzensmutter, der Gottesmutter von Tschestochau, Korden, Ostrobama, Lourdes, Dietrichswalde, des heiligen Antonius und des heiligen Franz von Assisi mit dem Kreuz in den Wolken, halten den Ruf nach Sühne und die Hoffnung auf Trost von oben bei dem tiefen Schweigen der frommen Bevölkerung von Bredinken und Umgebung wach.

## 20

### *Die Geschichte der Dorfkapelle von Bredinken*

*N. Harnau, Die Geschichte einer ermländischen Dorfkapelle. In: Ermland, mein Heimatland [Geschichtsbeilage der Warmia], 1925, Nr. 2, S. 7 f.*

Am westlichen Dorfrande steht sie, von Fliederbüschen und Lindenbäumen umhegt, ihr zu Füßen der rieselnde Bach. Sie ist durchaus kein bedeutendes Bauwerk — will es auch gar nicht sein. Das einzig Bemerkenswerte ihres Äußeren sind die beiden Giebel in schlicht barocker Linienführung. Auch nicht einmal zu den ältesten Gebäuden im Dorfe zählt sie; ladet sie doch seit nicht viel weniger mehr als 30 Jahren mit dem silbernen Klange ihres Glöckleins die Dorfbewohner zum Gebet.

Dennoch hat die Kapelle ihre Geschichte. Und die ist durchaus nicht so unbedeutend, wie sie selbst erscheint; reicht jene doch Jahrhunderte weit zurück bis zu den Tagen, da der erste Schulze des Orts, von Bischof Franz

Kuschmalz mit der Besiedelung der Gemarkung beauftragt, quer über den Bach einen Staudamm anlegte, um hierdurch das zum Betriebe einer Mühle nötige Gefälle zu gewinnen. Auf dem Rest jenes Dammes aber erhebt sich heute die Kapelle, und gerade der Staudamm hat den Anlaß gegeben zu ihrer Erbauung. Und das ist also gekommen:

Infolge der Errichtung des Schleusendamms hatte sich oberhalb desselben ein ansehnlicher See gebildet, und ein Jahrzehnt nach dem Eintreffen der ersten Kolonisten erhob sich rings um ihn bereits eine stattliche Siedelung. So dicht standen die Häuslein am Ufer, daß das Wasser fast die Grundmauern bespülte. Wie freundlich sah das Dorfbild aus mit dem blinkenden Wasserspiegel in der Mitte! Und wie angenehm die unmittelbare Nähe des Wassers für seine Bewohner! Nicht nur, daß es rasch und mühelos geschöpft und ins Haus gebracht war: Frauen und Mädchen knieten des Sommers fast täglich auf den Schöpfstegen, wuschen und lachten und schwatzten dabei hinüber und herüber. Und erst die lieben Kleinen —! Kaum, daß Frau Sonne sie wachgeküßt, so eilten sie schon, im Hemdchen noch, hinter der Mutter her und — patsch — ins Wasser hinein. Den lieben langen Tag über geschwätziges Treiben um den See und Jubel ohne Ende! Und dazwischen als Unterton das Rauschen und Plätschern über Wehr und Rad, das Rattern der Mühle — allen Umwohnenden vertraut, liebe Dorfmusik. Wenn aber die sinkende Sonne den See mit purpurner Glut übergoß und das Mühlrad stillestand — nur leise plätscherte das Wasser noch übers Wehr —, so trieb der Gemeindehirt die stattliche Viehherde des Dorfes zur Tränke, und die Pferdejugen kamen dazu vom Felde her mit den dampfenden Ackergäulen und ritten sie stolz in die Schwemme, daß das Wasser hoch aufspritzte. Das gab allemal ein Hallo, besonders für die Dorfjugend. Die Älteren aber saßen auf der Bank unterm Laubdach, schauten froh dem Treiben der „Dollbotts“ zu und stimmten, wenn's nachließ, ein Abendlied an — das hallte dann so wundersam übers Wasser hin, und von drüben her und von allen Seiten stimmten sei ein, daß es eine Lust war. Wenn aber im Winter der Wasserspiegel erstarrt war, und die Häuslein ringsumher fast im Schnee versanken, wie war's da so bequem, den weiten Umweg vermeidend, schnell einmal zu seinem Gegenüber hinüberzuzuschauen. Vor allem waren die Wintertage am See wiederum für die Dorfjugend wahre Festtage. So den steilen Uferberg auf eisenbeschlagenen Klotzkorken oder mit dem Handschlitten hinabzugleiten und dann noch im Schwunge die weite Eisfläche zu überfliegen — hei, das war erst ein Vergnügen!

Was den Dorfleuten den See darüber hinaus noch wertvoll machte, war sein Fischreichtum. Obschon nach vom Bischof verbrieften Recht der Dorfschulze Eigentümer des Grundes und Bodens war, auf dem der See sich ausdehnte, und er demnach auch als der Besitzer desselben zu gelten hatte, so hatten die Anwohner doch das Recht, auf ihm mit kleinem Gezeuge für den eigenen Bedarf zu fischen. Und der See gab zur Freude der Dorfleute jahraus, jahrein reichliche Fastengerichte für jedermann her.

So war's jahrhundertlang gewesen, und allen Dorfbewohnern war der See von jung auf ans Herz gewachsen. Er gehörte eben zum Dorf, so wie das Auge zum Gesichtsausdruck gehört, und ohne ihn konnten sie sich ihre Heimatstätte überhaupt nicht nicht mehr denken. Wer sollte ihnen wohl auch „ihren See“ streitig machen —!

Und doch kam der Tag, da dies Ungeahnte sich zutrug. Längst war das Rattern der bischöflichen Mühle verstummt, weil der Zufluß zu dem See

nachgelassen hatte, Wehr und Mühlengebäude waren verfallen. Ein Fremder hatte das Schulzengrundstück, das Jahrhunderte hindurch in ein und derselben Familie vom Vater auf den Sohn als Erbschulzen übergegangen war, erworben — und mit ihm auch den See. Realistisch und pietätlos, wie der Zeitgeist eben war, faßte der neue Besitzer den Plan, durch einen Durchbruch des Schleusendamms den See abzulassen.

Wie ein Sturmwind ging's durch's Dorf, als das Erste über diesen „schändlichen Plan“ durchsickerte; denn daß es ein schändliches, ein abscheuliches Vorhaben wäre, darüber waren sich alle sofort einig.

Was — —?!

Ihren See wollte man ihnen rauben —! Unerhört — nicht auszudenken war das! „Woher sollen wir denn unser Wasser nehmen —? Wo unsere Wäsche waschen und spülen? Und woher die Fische zum Fasttag für die Küche —? Sollen wir sie etwa kaufen —? Kaufen — — wo wir sie doch immer frei hatten —!“ so jammerten und schimpften die Weiber. „Wo das Vieh und die Pferde tränken und schwemmen!“ so fluchten die Männer. Und die Kinderlein weinten stille, bittere Tränen um all die Freuden, die ihnen der See gespendet, und mit denen es nun für immer aus sein sollte.

Aber sollte es denn wirklich möglich sein — —?! Woher nahm denn dieser „dahergelaufene Lump“ das Recht dazu? Da wollte man schließlich doch auch noch ein Wörtchen mitzureden haben!

Wochenlang, monatelang drehte sich alles Denken und Reden der Dorfleute nur um dieses eine: Ihr See sollte von der Erde verschwinden! Man schickte auch eine „Deputatschon“ an die Behörde, ja man schrieb gar an den König selbst, von dem man wußte, daß er ein gütiger und gerechter Herrscher wäre. Der würde das bestimmt nicht zulassen, nein!

Allein — ob der König ihren Hilfescrei denn nicht vernommen hatte (oder ob er vielleicht doch nicht so wäre, wie man's von ihm sagte —?) — allein die Obrigkeit war die blind ihres Amtes waltende Gerechtigkeit. Und so entschied sie achselzuckend: Wenn der Fremde den Grund und Boden gekauft habe, so sei er der rechtmäßige Eigentümer auch des Sees, und er könne mit seinem Eigentum schalten und walten nach seinem Belieben.

So — — —?! Na das wollten die Dorfleute mal sehen! Keine Hand würde sich rühren um mitzuhelfen, bei dem schändlichen Werk. Und wenn gar — wenn der Fremde sich erfreuen sollte mit auswärtigen Helfern — — — dann gab's schließlich noch kräftige Arme und Fäuste genug im Dorfe. Mochten Sie nur kommen!

Man suchte die aufgeregten Leutchen zu beruhigen, indem man sie auf die bessere Ausnützung des entwässerten Bodens hinwies, und indem man ihnen versicherte, der Besitzer des Seebeckens habe sich verpflichtet, durch Anlage von Ziehbrunnen und Tränken für das nötige Wasser zu sorgen. Alles vergeblich. Was wäre dies alles — was wären die schönsten Wiesen der Welt gegen ihren See! Von jenen würden sie doch kein Heu ernten, der Fremde allein würde den Vorteil davon haben. Von dem See aber hätten sie alle miteinander ihren Nutzen. So behaupteten die Dorfbewohner hartnäckig ihren Standpunkt.

Aber auch der Fremde beharrte auf seinem Plan und ging trotz offener und heimlicher Warnungen daran, ihn auszuführen.

Bald waren die notwendigen Vorarbeiten getan, und es sollte nun daran gegangen werden, das letzte Hindernis, den Schleusendamm, wegzuräumen.

Sonniger Maientag ist's. Das ganze Dorf, Männer, Frauen und Kinder sind gekommen, um das Ende ihres Sees mitzuerleben. Auch aus den Nachbarortschaften, ja, selbst aus entlegenen Dörfern sind Neugierige zu Hunderten herbeigeströmt. An Widerstand denkt wohl keiner der Einheimischen mehr, als er die 40 Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett aufrücken und die beiden Enden des Schleusendamms besetzen sieht. Nur ein Gemurmel ohnmächtiger Wut rollt kaum vernehmbar durch die Reihen der Männer. Hier und da ein Wort beißenden Spottes über die feige Angst des Fremden, der sich so starken Schutzes versichert hatte.

Fast scheint's, als wolle sich alles in Ruhe in das Unvermeidliche fügen. Atemlos harret die Menge des Augenblicks, da das Wasser sich ergießen soll. Schon türmt sich zu beiden Seiten die Erde und tiefer und tiefer bohren sich die Schaufeln in das letzte schützende Erdreich. Jeder Spatenstich aber ist ein Stich ins Herz unserer Dorfleute — als ginge es ihnen selbst ans Mark des Lebens, so schmerzt das. Und mit einmal löst sich die unerträgliche Spannung der Gequälten in lautaufkreischender Verzweiflung. Mit fliegenden Haaren, die kleinen Kinder hoch erhoben, durchstürmen die Weiber die Kette der Soldaten. Und während die einen händeringend die Arbeiter beschwören, dem Zerstörungswerk Einhalt zu tun, oder sie gar die Schaufeln ihrer Hand entreißen, setzen sich die andern mit ihren Kindern im Arm auf den Damm nieder, als wollten sie ihn schützend mit ihren Leibern decken. Die Männer ringen indes mühsam um die Fassung. Nun aber mitansehen müssen, wie ihre Frauen mit barschen Worten und rohen Kolbenstößen von den Soldaten zurückgetrieben werden — nein, das ist zuviel. Aus ist's mit ihrer Ruhe und Selbstbeherrschung — der Zorn treibt sie, nichtachtend der Todesgefahr, den starrenden Gewehrläufen entgegen. Da — ein Schuß kracht — gleich darauf eine Salve, und in die Schar der entsetzten Dorfleute prasselt das Blei — mehr als 20 von ihnen wälzen sich in ihrem Blute.

Vergebliche Opfer —! Der Damm wird durchstoßen. Langsam ergießt sich der See in das freigewordene Bett des Baches. Höher und höher heben sich die hausumkränzten Ufer — — dann ist das leuchtende Auge des Dorfes erloschen. Öde und traurig gähnt der schlammige Grund.

Durch die Häuslein ringsumher aber geht ein Weinen, das nicht enden will. — — —

Den elf toten Brüdern zum Gedächtnis haben die Dorfleute später auf dem Rest des Mühlendamms, derselben Stelle, wo sie gefallen, die Kapelle errichtet. Zwar gelten jene weit und breit als Landesfriedensbrecher und Aufrührer, jedoch die Dorfbewohner wußten und wissen es noch heute, daß sie das nie und nimmer gewesen sind, sondern daß sie gestorben sind, um die Stätte ihrer Heimat sich und den Kindern so unverändert zu erhalten, wie sie dieselbe von ihren Vätern ererbt hatten, und wie sie ihnen unsagbar lieb geworden war.

Der Volksmund hat die Begebenheit, obwohl sie nicht viel länger als 60 Jahre zurückliegt, bereits mit dem grünen Kranze der Sage umwoben. Er erzählt von Kampf mit Heugabeln und Dreschflügeln und kennt dafür keine andere Bezeichnung als „Bredinker Aufstand“ oder „Bredinker Schlacht“.

Die Kapelle aber schaut mit düster-ernsten Augen noch heute in das rieselnde Bachwasser hinab, als verstünde sie das tragische Geschehen jenes Maientages besser als jemand anders in der Welt.

## Powstanie w Bredynkach 6 V 1863 r.

### Streszczenie

W Bredynkach w powiecie reszelskim przy regulowaniu chłopskiej własności ziemskiej, tak zwanej separacji, także staw na środku wsi używany przez całą społeczność przypadł młynarzowi, który zamierzał staw spuścić i przekształcić go na łąkę. Mieszkańcy wsi przeciwstawili się tak gwałtownie temu planowi, że urzędowe zatwierdzanie projektu odwodnienia zamieniło się w przewlekłe postępowanie, ale w końcu młynarz zezwolenie na spuszczenie stawu otrzymał. Ludność wsi uznała jednak swoją egzystencję za zagrożoną i w kwietniu 1863 r. dwukrotnie uniemożliwiła zrealizowanie tego projektu, przepędzając zarówno robotników zatrudnionych przy robotach ziemnych, policjantów sprowadzonych do ich ochrony, jak i urzędników landratury. Jednocześnie w podaniu do króla Wilhelma I napisanym w imieniu chłopów z Bredynek przez Josepha Dukata usiłowano uzyskać cofnięcie decyzji władz lokalnych. Tymczasem jednak landrat powiatu reszelskiego Adalbert von Schrötter, poprzez nadprezydenta prowincji Prusy Franza Eichmanna, uzyskał właśnie w Komendzie Głównej I Korpusu w Królewcu pomoc wojskową dla ochrony robotników zatrudnionych przy pracach ziemnych. Dnia 6 maja 1863 r. wkroczył do Bredynek pod dowództwem podporucznika Gustava Kossacka oddział egzekucyjny złożony z 25 żołnierzy piechoty, aby umożliwić kopaczom stawów sprowadzonym z Kabin przekopanie tamy młyńskiej. Jednak więcej niż 100 mieszkańców wsi, wśród nich wiele kobiet i dzieci, stosując bierny opór tymczasem okupowało groble i ani żądania przybyłych urzędników, ani też rozkazy dowódcy oddziału wojskowego nie skłoniły ich do opuszczenia wału. Oddział egzekucyjny przystąpił więc do oczyszczania placu z opuszczonymi do ataku bagnietami i w efekcie doszło do walki wręcz ze stawiającymi opór. Jeden z żołnierzy zastrzelił przy tym jednego chłopca, a okazję pierwszego strzału wykorzystali również dalsi żołnierze i użyli broni strzelając do ludzi. Tłum się rozproszył i uciekał do wsi, ale żołnierze jednak ścigali ludzi nadal, kłując ich bagnietami, aż po progi domów. W rezultacie tych wydarzeń piętnaście osób zostało zabitych i wiele ciężko poranionych. Władze skierowały do Bredynek lekarzy dla opatrzenia rannych, wzmocniły oddział wojskowy do całej kompanii i nie dopuściły do zbiorowego pogrzebu zmarłych na cmentarzu w Biskupcu. Biuro nadprezydenta w Królewcu zleciła radcy rządowemu Müllnerowi zbadanie przebiegu wydarzeń, ale bezogłaszania wyników. Właściwy dla Bredynek pleban, proboszcz Eduard Stock, który właśnie z powodu posiedzenia parlamentu przebywał w Berlinie, domagał się 14 maja 1863 r. od rządu — poparty przez 31 posłów Katolickiego Centrum i Partii Postępu — informacji o wydarzeniach w Bredynkach, ale z powodu przedwczesnego zamknięcia sesji nie otrzymał żadnej odpowiedzi. Chociaż również prasa w całych prawie Niemczech podchwyciła przypadek w Bredynkach i z zapałem go komentowała, to jednak władze zdołały osiągnąć, że całą tę sprawę szybko puszczono w niepamięć. W procesie przeciwko mieszkańcom wsi z powodu zajść w dniu 6 maja 1863 r., wytoczonym przed sądem przysięgłych w Bartoszycach, nie skazano nikogo, chociaż początkowo jako prowodyrów osadzono 4 mężczyzn z Bredynek w areszcie śledczym. Dnia 1 grudnia 1863 r. sąd skazał jedynie 10 osób na karę kilku miesięcy więzienia za przeszkadzanie przy pracach odwadniających w kwietniu 1863 r. Pamięć o ofiarach w Bredynkach ożywia nawet dziś jeszcze krzyż i kaplica wybudowa-

wana w 1884 r. na dawnej grobli młyńskiej. Dla lepszej oceny wydarzeń w Bredynkach zostały w artykule po raz pierwszy opublikowane obszerne materiały źródłowe.

H. R.

### **The Riot in Bredinken on May 6th 1863**

#### **Summary**

With the re-organisation of farm land, the so-called "separation", which took place in Bredinken in the administrative district of Röbel, the mill pond in the middle of the village, which was also used by the public, was allotted to Groß, the miller, who wanted to drain off the pond and turn it into a meadow. The villagers violently resisted this plan with the result that the process to gain official permission for the drainage project became a lengthy procedure, at the end of which the miller received permission for his project. The parish saw its existence threatened and in April 1863 twice obstructed the plan being carried out. They did this by forcing away the dredging workers, the police who had been sent to protect them, and the officials of the district authorities. In a petition to King William I., Joseph Dukat, the clerk to the peasants of Bredinken, tried to reverse the decision of the authorities. The district councillor of Röbel, Adalbert von Schröter, had already been granted military aid to protect the dredging workers by Franz Eichmann, the Governor General of the province of Prussia. This aid was to be given by the Supreme Command of the First Army Corps in Königsberg. On 6th May 1863, a unit of 25 infantrymen under the command of Lieutenant Gustav Kossack moved into Bredinken, in order to make it possible for the dredging workers, who had come from Kabielen, to breach the dam of the mill pond. Some hundred villagers, amongst them many women and children, occupied the dam in passive resistance. They would not clear the dam, in spite of the orders from the officials and the military. The unit, with fixed bayonets, moved in to clear the area and became involved in a hand to hand fight with the resisting crowd. In the struggle, one of the soldiers shot dead a peasant. This first shot caused other soldiers to fire at the people. The crowd dispersed and fled into the village. But the soldiers pursued them, using their bayonets, right up to the doors of the houses. Fifteen people were killed and many seriously wounded. The officials ordered doctors to be brought to Bredinken to look after the wounded, increased the military unit to a whole company and prevented the dead being buried together in the cemetery at Bischofsburg. The government in Königsberg had an investigation into the events carried out by Regierungsrat Müllner, without publishing the result. Provost Eduard Stock, parson of Bredinken, was in Berlin at the time for the sittings of the Prussian Landtag, and, supported by 31 deputies of the Catholic Zentrum and the Progress parties, demanded on 14th May 1863 information from the government about the events in Bredinken. However, owing to the untimely closing of the session, he received no answer. Although the press in the whole of Germany took up the incidents in Bredinken, and in some cases, wrote passionate articles about them, the authorities were still able to cover up the affair quickly. In a law suit against the whole village of Bredinken, heard before a jury in Bartenstein, nobody was sentenced on account of the events of 6th May 1863 although at first four men from Bredinken had been taken in for questioning for

alleged incitement to riot. On 1st December 1863 the court sentenced ten persons to several months imprisonment merely for obstructing the drainage work in April 1863. The memory of the victims is today still kept alive by a cross and a chapel which was erected on the former mill dam in 1884. In order to facilitate a better appreciation of the occurrences at Bre-dinken, a great amount of hitherto unpublished sources has been made accessible to the public in the foregoing article.

S. K.

# Der Danziger Bischof Eduard Graf O'Rourke

Von Manfred Clauss

Die Geschichte der katholischen Kirche in der Freien Stadt Danzig und das Wirken des ersten Bischofs der neuerrichteten Diözese wurden von zwei Faktoren entscheidend bestimmt. Dies war zum einen die weiterhin virulente Nationalitätenfrage, die bereits der Anlaß für die Herauslösung Danzigs aus dem Bistum Kulm und die Bildung einer eigenen exemten Diözese auf dem Gebiet der Freien Stadt gewesen war, und zum anderen die Etablierung des nationalsozialistischen Regimes in Danzig seit 1933. Die daraus erwachsenen Schwierigkeiten und Konflikte wurden für alle Welt augenfällig, als Bischof Eduard Graf O'Rourke am 13. Juni 1938 auf sein Bistum verzichtete, ein Vorgang, der in der 18 Jahre zurückliegenden Resignation des Bischofs auf seine damalige Diözese Riga eine auffallende Parallele hat.

Die folgende Abhandlung stellt das Wirken O'Rourkes als Apostolischer Administrator und Bischof von Danzig im Zusammenhang dar und untersucht noch einmal, zum Teil auch auf Grund bisher nicht veröffentlichter Akten aus dem Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes in Bonn<sup>1)</sup>, die Gründe für sein Scheitern. Einleitend wird der Lebenslauf des Oberhirten bis zu seiner Berufung nach Danzig vorgestellt sowie die Entstehung des Bistums Danzig geschildert.

## Herkunft und Werdegang bis 1922

Eduard Alexander Wladislaus Graf O'Rourke entstammte einem alten, im 18. Jahrhundert nach Rußland ausgewanderten irischen Adelsgeschlecht. Mitglieder der Familie standen im Dienste Katharinas der Großen. Eduard O'Rourke wurde am 26. Oktober 1876 auf dem väterlichen Gut zu Basin bei Minsk geboren; seine Mutter, eine geborene Angelika von Bochwitz, war eine Deutsche<sup>2)</sup>. Es ist an der Vita des späteren Bischofs schwer auszumachen, wann und aus welchen Gründen seine Berufung zum Priester erfolgte. Vielleicht ist diese Entscheidung in Zusammenhang mit der Arbeit des Rigaer Bischofs Eduard Freiherr von der Ropp zu bringen, der um die Jahrhundertwende in größerem Umfang

1) Folgende Bestände werden abgekürzt zitiert: Geheimakten 1920—1936. IV. Polen/Danzig. Po 16 (GH). — Geheimakten, Vatikan Politik 24, 81/12 (GH 81/12). — Generalkonsulat Danzig. Pak. 100: II 8. Katholische Kirche und Katholizismus Bd. 1—6, 1919—1938 (GKD II 8. 1—6). — Abteilung VI A — Kultur, Katholische Sachen 20/Danzig, Bd. 1—2, 1920—1938 (Abt. VI A, 1—2). — Botschaft Rom/Vatikan, 356—359 Danzig; Bistum 1920—1935, 360 Danzig; Konkordat 1933—1935 (Botschaft 356—360). — Akten zur Politik des Hl. Stuhles 16, Nr. 17 (Pol. III 17). — Akten der Politischen Abteilung (Pol. V 52).

Konversionen und Übertritte in den geistlichen Stand unter dem baltischen Adel herbeiführte<sup>2)</sup>). Im Alter von 12 Jahren wurde O'Rourke für zwei Jahre dem Privatgymnasium der Jesuiten in Bałowice bei Chyrów/Chyrew in der Diözese Przemyśl zur Erziehung übergeben, dann besuchte er zwei Jahre das Gymnasium zu Wilna und fünf Jahre das Abendgymnasium in Riga, wo er am 3. Juni 1898 die Reifeprüfung bestand. Im darauffolgenden Jahr bezog er das Polytechnikum in Riga und studierte acht Semester lang Nationalökonomie und Handelswissenschaften. Das Zeugnis seiner Staatsprüfung 1904 wies u. a. die Fächer Statistik, Politische Ökonomie, Handelsgeschichte, Buchführung, Kaufmännische Arithmetik sowie Wechsel- und Seerecht aus. Bereits im November des Vorjahres 1903 hatte O'Rourke sich in Freiburg in der Schweiz in die Matrikel der Juristischen Fakultät aufnehmen lassen. In diesem Semester rückte erstmals — wenngleich am Rande — die Theologie ins Blickfeld. Neben Vorlesungen in Nationalökonomie, Kredit- und Bankwesen besuchte er auch solche über Liturgik und Pastoralfragen.

Erst mit seinem Wechsel von Freiburg nach Innsbruck an die im besten wissenschaftlichen Ruf stehende dortige theologische Fakultät, deren Professoren fast ausschließlich dem Jesuitenorden angehörten, war das Leben des inzwischen 28jährigen ganz auf das Priestertum ausgerichtet. Noch während seiner Studien empfing er am 27. Oktober 1907, einen Tag nach seinem 31. Geburtstag, in Kowno/Kaunas die Priesterweihe; in Innsbruck war es üblich, daß die Priestertumsaspiranten die Priesterweihe ein Jahr vor Abschluß der Studien erhielten. Als er 1908 diese Studien beendete, wurde er zum Professor für Kirchengeschichte an das Priesterseminar von Petersburg berufen, an dem er gleichzeitig Spiritual der Alumnen war; in dieser Zeit übte er ferner die Seelsorge in dem nahegelegenen Fabrikort Kolpino aus. Nach einem kurzen Intermezzo als bischöflicher Sekretär übernahm er von

2) Jeweils kurze biographische Angaben über O'Rourke bieten: F. STEFFEN, Die Diözese Danzig — ihr erster Bischof Eduard Graf O'Rourke und die Kathedrale zu Oliva. Danzig 1926, S. 71—81. — R. STACHNIK, Danziger Priesterbuch 1920—1945. 1945—1965. Hildesheim 1965, S. 29—33. — A. BACIŃSKI, Pierwszy biskup Gdański Edward O'Rourke. In: MIESIĘCZNIK DIECEZJALNY GDAŃSKI 6 (1962), S. 157—166. — DERS., Polskie duchowieństwo katolickie w Wolnym Mieście Gdańsku 1919—1939. In: STUDIA GDAŃSKIE 1 (1973) S. 25—31. M. PELCZAR, O'Rourke. In: POLSKI SŁOWNIK BIOGRAFICZNY. Bd. 24. Wrocław — Warszawa — Kraków — Gdańsk 1979, S. 248—250.

3) Hier sind u. a. Erich Lex Graf Mellin und Arved Dankmann zu nennen. Dankmann stammte aus einer alten aristokratischen deutsch-baltischen Familie. Nach juristischen Studien und staatsanwaltlicher Tätigkeit trat er von der evangelischen zur katholischen Konfession über und studierte in Innsbruck. Am 26. 7. 1925 weihte ihn O'Rourke zum Priester für die Diözese Danzig. Mellin (19. 11. 1892—5. 6. 1956), das jüngste Kind einer baltischen Adelsfamilie in Lettland, die der Evangelischen Kirche zugehörte, konvertierte und wurde am 26. 7. 1934 ebenfalls nach einem Studium in Innsbruck von O'Rourke zum Priester für Danzig geweiht. Vgl. STACHNIK, S. 98—99 und 138—141.

1911 bis 1917 die St.-Stanislaus-Gemeinde in Petersburg. Hier sammelte O'Rourke in sechs Jahren Erfahrungen in der Seelsorge einer gemischtsprachigen Pfarrei, in der Predigten in polnisch, litauisch, englisch, deutsch und lettisch gehalten wurden, von denen O'Rourke lediglich die lettische Sprache nicht beherrschte. Diese Sprachgewandtheit — zu den genannten kam noch Französisch, Russisch, Italienisch und Lateinisch — empfahl den bald (1912) zum Ehrendomherrn ernannten O'Rourke für seine späteren Aufgaben. In Petersburg erlebte er die Russische Revolution im Jahre 1917; die dabei gesammelten Erfahrungen bestimmten zeitlebens die Einstellung O'Rourkes zum Bolschewismus und begeben in seinen späteren bischöflichen Stellungnahmen, wenn er auf die Gefahren des Kommunismus und Bolschewismus zu sprechen kommt.

Nach dem deutsch-russischen Friedensschluß von Brest-Litowsk sandte Papst Benedikt XV. 1917 den damaligen Präfekten der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand, Achille Ratti, als Apostolischen Visitator zum Aufbau der kirchlichen Organisation in die baltischen Länder. Dabei stand ihm O'Rourke, inzwischen für etwa ein Jahr in der Verwaltung der Diözese Minsk als Generalvikar tätig, zur Seite. Auf Rattis Vorschlag ernannte Benedikt XV. O'Rourke am 29. September 1918 zum Bischof der neuerrichteten Diözese Riga; er erhielt am 15. Dezember in Wilna die Bischofsweihe.

Damit begann sein Bischofsamt in einer bewegten Zeit unter schwierigen Umständen. In seine Bischofsstadt konnte er erst im August 1919 Einzug halten. Er kam in ein Bistum, dessen Klerus mit seiner Ernennung völlig unzufrieden war, da man sich einen Einheimischen, einen Letten, zum Bischof gewünscht hatte. Versuche, den neuernannten Bischof am Überschreiten der Grenze zu hindern, scheiterten an den deutschen Behörden, welche die Wahl O'Rourkes begrüßt hatten. Dieser erste Kontakt mit den deutschen Behörden prägte die gesamten 20er Jahre hindurch auch seine positive Grundeinstellung gegenüber dem Senat der Freien Stadt Danzig und der deutschen Verwaltung; O'Rourke war daher 1922 als Apostolischer Administrator den deutschen Stellen „genehm“<sup>4)</sup>. In Riga empfand sich O'Rourke jedoch als Fremdling, der nicht einmal die Landessprache beherrschte. Er trat den Schwierigkeiten — und das weist bereits auf sein späteres Verhalten in Danzig hin — dadurch entgegen, daß er sich selbst für einen Letten als Bischof aussprach und deshalb unmittelbar nach der Übernahme des Bistums auch schon seinen Rücktritt vorbereitete. Es blieben ihm genau acht Monate Zeit, um diese Diözese wieder einzurichten, deren religiöses Leben durch den Krieg und den Bolschewismus nahezu völlig zerstört war. O'Rourke übernahm eine verwüstete Diözese mit einer halben Million verarmter

4) Vgl. unten S. 118 mit Anm. 12.

und demoralisierter Katholiken und etwa sechzig Priestern; dennoch hatte er trotz der kurzen Amtszeit entscheidenden Anteil an der Konstituierung und materiellen Sicherstellung der Diözese gehabt, als er am 10. April 1920 von seinen Pflichten als Bischof von Riga entbunden und zum Titularbischof von Canea ernannt wurde.

In der Folgezeit führte er zusammen mit dem inzwischen zum Nuntius in Warschau ernannten Ratti Verhandlungen mit den baltischen Staaten zum Abschluß von Konkordaten und arbeitete Vorschläge aus, dort Orden einzuführen. Wesentlichen Anteil hatte er an dem Abschluß des Konkordates mit Lettland, das am 22. Mai 1922 unterzeichnet wurde<sup>5)</sup>. Wie die Kurie, so sah auch O'Rourke in solchen Konkordaten ein wirksames Mittel, die Rechte der Kirche gegenüber den verschiedenen Staaten und deren Regierungen abzusichern. Auch in Danzig sollte sich O'Rourke beinahe während seiner gesamten Tätigkeit um eine solche konkordatäre Abmachung mit der Regierung bemühen<sup>6)</sup>.

Aufgrund seiner Erfolge beim Aufbau des Bistums Riga in einem sprachlich gemischtem Gebiet, seiner neutralen Staatsangehörigkeit und nicht zuletzt wegen der jahrelangen persönlichen Wertschätzung ernannte Achille Ratti, inzwischen Pius XI. geworden, O'Rourke am 22. April 1922, unter gleichzeitiger Erhebung zum Titularbischof von Pergamon, zum Apostolischen Administrator der neuerrichteten Administratur Danzig.

### Errichtung der Apostolischen Administratur Danzig

Nach dem Ende des ersten Weltkrieges wurde Polen im Zuge der territorialen Neuordnung durch den Versailler Vertrag vom 10. Januar 1920 ein selbständiger Staat und erhielt Teile des deutschen Reiches angegliedert. Danzig wurde vom Reich abgetrennt, um Polen einen ungehinderten Zugang zum Meer zu sichern. Den Polen wurden zwar gewisse Vorrechte zugesichert, aber Danzig unterstand als Freie Stadt unmittelbar dem Schutz des Völkerbundes. Diese Neugestaltung zog auch in kirchlicher Hinsicht

5) Auch als Bischof von Danzig blieb O'Rourke mit dem Katholizismus in Polen und Rußland verbunden. Als es in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre in den östlichen Provinzen Polens Schwierigkeiten für die griechisch-unierten Ruthenen und Ukrainer gab, plante der Heilige Stuhl, O'Rourke zu einer Visitationsreise in diese Gebiete zu entsenden. Im Herbst 1928 wollte daher der Erzbischof der Unterten von Lemberg, Andrej Szeptycky, mit O'Rourke in Danzig zusammentreffen, doch sollte der Besuch inoffiziellen Charakter haben. Es gelang allerdings nicht, das Inkognito zu wahren; die Statur Szeptyckyjs und seine „Löwenmähne“ waren zu beeindruckend, um ihn „übersehen“ zu können. Als die Geheimhaltung des nicht angekündigten Besuchs entfiel, brodelte die Gerüchteküche, die polnische Regierung protestierte — quasi vorbeugend — beim Heiligen Stuhl, die Presse brachte die Angelegenheit mit Beschwerden der deutschen Minderheit in Polen in Verbindung, so daß die Kurie den Plan einer Visitationsreise O'Rourkes fallen ließ. GKD II 8.4 vom 3. 12. 1928. — Vgl. Anm. 123.

6) Vgl. unten S. 119 f. mit Anm. 19.

weitgehende Änderungen nach sich: Das ehemalige Westpreußen mit Danzig als seiner Hauptstadt hatte bis auf geringe Ausnahmen seit 1821 zur Diözese Kulm gehört; deren Hauptteil fiel mit dem Bischofssitz Pelplin nunmehr an Polen.

Der Freistaat Danzig zählte am 1. Juni 1921 365 740 Einwohner, von denen 119 470, d. h. ein Drittel (32,7 Prozent), Katholiken waren. Der größte Teil dieser Katholiken (rund 90 Prozent) unterstand dem Bischof von Kulm, die übrigen dem Bischof vom Ermland. Über die Zusammensetzung in nationaler Hinsicht gibt eine Volkszählung von 1923 Auskunft, bei der jeder seine Muttersprache anzugeben hatte. Mit polnischer, kaschubischer und masurischer Sprache sind 10 415 Personen aufgeführt. Nimmt man an, daß sie weit überwiegend Katholiken waren und zählt noch diejenigen hinzu, die ihre Muttersprache als Deutsch und Polnisch angegeben hatten, so betrug der Anteil der Polen an den Katholiken des Freistaates 9 bis 10 Prozent<sup>7)</sup>; polnische Zeitungen wie die *Gazeta Gdańska* sprachen dagegen von 30 000 bis 40 000, ja sogar von 50 000 Polen<sup>8)</sup>.

Diese Daten werfen ein Licht auf die kirchlichen Schwierigkeiten in der neugeschaffenen Freien Stadt Danzig. Die polnischen Katholiken verlangten engste Verbundenheit mit der Diözese Kulm. In Pelplin ging die polnische Regierung sofort daran, das Collegium Marianum, das bischöfliche Gymnasium, und das dortige Priesterseminar, das Priester für die gemischtsprachige Diözese ausbildete, ganz aufs Polnische auszurichten<sup>9)</sup>. Dagegen erscholl von den deutschen katholischen Laien Danzigs der Ruf: „Los von Pelplin! Los von Kulm! Hin zum Ermland!“ Gedacht war also an die Angliederung an die Nachbardiözese Ermland. Dieser zunächst von den Laien allein aufgestellten und zunehmend energischer vorgetragenen Forderung konnte sich schließlich der Danziger Pfarrklerus nicht mehr entziehen. In einem Schreiben an das Kardinalstaatssekretariat vom 31. Dezember 1921 sprach er sich zwar ebenso für eine Loslösung von Kulm aus, schlug aber vor, das Gebiet der Stadt Danzig zu einer selbständigen kirchlichen Einheit zusammenzufassen<sup>10)</sup>.

Dies war auch die Lösung der Kurie. Vom 24. April 1922 datiert das päpstliche Dekret, das die Errichtung der Apostolischen Ad-

7) Vgl. STEFFEN, S. 8–10. — R. STACHNIK, Die katholische Kirche in Danzig. Entwicklung und Geschichte, Münster 1959, S. 130.

8) So die deutsche Morgenausgabe vom 10. 5. 1922 und vom 17. 6. 1922, vgl. dazu STEFFEN, S. 10. Noch 1926 protestierte O'Rourke in einem Schreiben an Kardinalstaatssekretär Pietro Gasparri vom 17. 4. dagegen, daß die polnische Botschaft in Danzig in einem Memorandum davon spreche, ein Drittel aller Katholiken Danzigs seien Polen, Botschaft 357. Mit ähnlich hohen Zahlen rechnet A. DRZYCIMSKI, Polacy w Wolnym Mieście Gdańsku (1920–1933). Polityka senatu gdańskiego wobec ludności polskiej. Wrocław 1978, S. 35–50, vgl. dazu E. MEYER, in: ZGAE 40 (1980) S. 154–155.

9) Vgl. STEFFEN, S. 21–56. — T. RUDOLPH, Staat und Bistum Danzig. In: ARCHIV FÜR POLITIK UND GESCHICHTE 4 (1927), S. 443–449.

10) Den Text bietet STEFFEN, S. 34–36.

ministratur und die Ernennung des Bischofs O'Rourke zum Administrator aussprach<sup>11)</sup>; den deutschen Behörden war der vom Vatikan ins Auge gefaßte Kandidat „genehm“<sup>12)</sup>). Am 14. Mai 1922 traf O'Rourke in Danzig ein, und am 21. des Monats wurde von den Kanzeln offiziell verkündet, das Gebiet der Freien Stadt Danzig sei zur Apostolischen Administratur erhoben und unmittelbar dem Heiligen Stuhl unterstellt.

### O'Rourke als Apostolischer Administrator

O'Rourke hatte den Auftrag erhalten, die für die kirchliche Verwaltung notwendigen Organe zu schaffen; so richtete er ein Konsistorium und ein geistliches Gericht ein. Diese kirchliche Verwaltung blieb auch bestehen, als Danzig einige Jahre später exemptes Bistum geworden war.

Nur allzu schnell wurde der Apostolische Administrator in den Nationalitätenkonflikt hineingezogen, der sofort hinter den Kulissen, bald aber auch in aller Öffentlichkeit ausgetragen wurde. Bereits am 1. Mai 1922 telegraphierte der deutsche Botschafter beim Hl. Stuhl in Rom an das Auswärtige Amt in Berlin, es bestehe die Gefahr, daß Polen die Bezüge für O'Rourke zur Verfügung stellen werde, um ihn polnischem Einfluß zugänglich zu machen. Der Botschafter, Diego von Bergen, empfahl, O'Rourkes Gehalt aus Mitteln des Deutschen Reiches bereitzustellen<sup>13)</sup>. Der Propagandafeldzug war im Gange. Als nach wenigen Monaten erkennbar wurde, daß O'Rourke vor allem mit den deutschen Behörden zusammenarbeitete, die seine Ernennung begrüßt hatten, geriet er mehr und mehr in die Kritik der polnischen Presse, die u. a. auch Bezeichnungen wie „Vaterlandsverräter“ nicht scheute<sup>14)</sup>.

O'Rourke, der sich um den Priesternachwuchs in seiner Diözese sorgte, schlug vor, die Ausbildung der Theologiestudenten solle im Ermland geschehen. Da der dortige Bischof dafür aber die Mittel nicht aufbringen konnte, wandte O'Rourke sich an die deutschen Behörden. Einer seiner Verbindungsmänner war Baron Sergius von Grum-Grzımajlo — in polnischen Augen ein Polenhasser —, der Kontakt zu Behörden in Berlin hatte. Bekannt war O'Rourke ferner mit Johannes Steinmann, Geistlicher Konsultor an der deutschen Botschaft beim Hl. Stuhl. An beide wandte sich der Bischof, als im Sommer 1922 die Gefahr bestand, daß 25 Borromäerinnen, die dem Mutterhaus in Trier unterstellt waren, aus Danzig abberufen werden sollten<sup>15)</sup>.

11) ACTA APOSTOLICAE SEDIS 14 (1922), S. 312.

12) GKD II 8.2, Bericht des Auswärtigen Amtes vom 27. 3. 1922. — Vgl. auch die positive Wertung des Präsidenten des Danziger Senats bei H. SAHM, Erinnerungen aus meinen Danziger Jahren 1919—1930 (WISSENSCHAFTLICHE BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE UND LANDESKUNDE OSTMITTELEUROPAS, Bd. 34). Marburg 1958, S. 58.

13) Botschaft 356.

14) Botschaft 356 vom 15. 1. 1923.

15) Botschaft 356, Schreiben O'Rourkes vom 24. 6. und 3. 7. 1922.

Als die in Danzig vertretenen polnischen Behörden erkannten, daß O'Rourke nur insoweit polnische Forderungen zu erfüllen bereit war, als es ihm für die Seelsorge der polnischen Katholiken notwendig erschien, versuchten sie durch Schaffung vollendeter Tatsachen den polnischen Einfluß auch in kirchlicher Hinsicht in Danzig zu vergrößern. So erschienen eines Tages im Frühling des Jahres 1923 vier polnische Dominikanerinnen in Danzig, bezogen im Haus eines polnischen Beamten, des Präses der Macierz Szkolna, Franciszek Kubacz<sup>16)</sup>, Quartier und begannen damit, einen Kindergarten zu errichten. Gleichzeitig übersandte der Vertreter der polnischen Regierung in Danzig O'Rourke ein Memorandum mit einer langen Liste von Forderungen. O'Rourke wandte sich daraufhin an Kardinalstaatssekretär Pietro Gasparri in Rom. Um die seiner Ansicht nach übertriebenen Forderungen der Polen zu erläutern und die Unverschämtheit ihrer Vorgehensweise zu demonstrieren, schilderte er dem Kardinal die Geschichte der vier Dominikanerinnen. O'Rourke selbst hielt nur eine einzige der vielen Forderungen der Polen für gerechtfertigt. Danzig brauche etwa zehn polnische Geistliche. Damit, so urteilte der Administrator, geben die Polen selbst zu, daß nur jeder siebte Kleriker für die Seelsorge der polnischen Katholiken ausreiche; Forderungen wie diejenige, daß jeder Geistliche in Danzig der polnischen Sprache mächtig sein müsse, seien übertrieben<sup>17)</sup>.

Hatten die polnischen Katholiken in Danzig und die polnischen Behörden vor der Gründung der Apostolischen Administratur versucht, eine möglichst enge Bindung an die Diözese Kulm und damit an Polen herbeizuführen, so arbeiteten die deutschen Behörden in Danzig, darin von der Regierung in Berlin unterstützt, auf eine weitere Lösung von Polen hin. Seitdem im Frühsommer 1922 im Auswärtigem Amt Gerüchte kursierten, Polen verhandele mit dem Hl. Stuhl über ein Konkordat, ja beabsichtige auch ein Konkordat für Danzig abzuschließen, erhielt der Vatikanbotschafter Bergen den Auftrag, einem solchen Plan „entgegenzuarbeiten“<sup>18)</sup>. Das Ziel war von deutscher Seite ein „Konkordat zwischen Danzig und dem Hl. Stuhl“. Da auch O'Rourke in konkordatären Verträgen eine solide Basis für das Gedeihen der Kirche sah, bemühte er sich gleichfalls darum, ein solches Konkordat bzw. eine sonstige vertragliche Vereinbarung mit dem Senat der

16) Vgl. W. MAKURATH, *Ochronki polskie w Gdańsku 1919—1939*. In: *STUDIA GDAŃSKIE* 3 (1978), S. 215—220. Die Verfasserin behandelt auch das weitere Schicksal der Dominikanerinnen in Danzig, vgl. in diesem Band unten S. 221.

17) Vgl. einen Bericht des Generalkonsulats Danzig vom 8. 6. 1922, Botschaft 356. Ebd. der Brief O'Rourkes an Gasparri vom 21. 5. 1923; darin äußert der Apostolische Administrator bereits den Wunsch nach Ruhe wegen des Nationalitätenkonflikts: „per aver finalmente la pace“, vgl. unten S. 135—138.

18) Botschaft 356, Schreiben des Auswärtigen Amtes an den Botschafter beim Hl. Stuhl Diego von Bergen vom 24. 5. 1922. Vgl. einen Bericht des Generalkonsulats in Danzig vom 17. 5. 1922, GKD II 8.2.

Freien Stadt zu erreichen<sup>19)</sup>. Doch da Polen und das Deutsche Reich vor allem nationale Interessen in Danzig und auch in den Verhandlungen mit O'Rourke zu befriedigen trachteten, setzte sich der Bischof nahezu zwangsläufig der Kritik beider Seiten aus. War der Bischof in polnischen Kreisen — vor allem in der Presse — von Anfang an auf Ablehnung gestoßen, so mehrten sich seit Ende 1923 die kritischen Stimmen auf seiten der deutschen Behörden. Generell lautete ein Vorwurf, O'Rourke sei zu weich, d. h. zu nachgiebig gegenüber den Forderungen der Polen, er gleite „ins polnische Fahrwasser über“<sup>20)</sup>. Über seinen Vertrauten in der deutschen Botschaft beim Hl. Stuhl, Steinmann, der bei allen seinen Kontakten mit O'Rourke in erster Linie deutscher Beamter blieb und die Freundschaft zum Bischof gegebenenfalls zurückstellte, erhielt O'Rourke im Dezember 1923 eine Liste von Monita der deutschen Behörden: 1. Ihm werde vorgeworfen, daß er die polnischen Dominikanerinnen nicht zurückgeschickt habe. 2. O'Rourke schalte das Konsistorium zunehmend mehr aus. 3. Er halte in übertriebenem Maße polnische Ansprachen. 4. Er verschleppe die Konkordatsverhandlungen<sup>21)</sup>.

O'Rourke rechtfertigte sich gegenüber Steinmann, indem er zu den einzelnen Vorwürfen Stellung nahm. Die polnischen Schwestern hielten sich ohne seine Genehmigung in Danzig auf, gegenüber dem Konsistorium setze er sich eben mehr durch als früher, er halte polnische Ansprachen, wo dies die Pfarrer wünschten, und an einem Vertrag mit dem Senat sei er sehr interessiert<sup>22)</sup>. Die abnehmende Sympathie der deutschen Behörden für den Bischof blieb den Polen nicht verborgen, die ihrerseits daraus Kapital zu schlagen trachteten, um den von den Deutschen isolierten Bischof möglicherweise auf die polnische Seite hinüberziehen zu können.

Es scheint dies eines der zentralen Probleme des Bischofs O'Rourke während seiner Zeit in Danzig gewesen zu sein. Deutsche und polnische Behörden waren an einer Zusammenarbeit mit dem Bischof nur interessiert, um ihre nationalistischen Ziele durchzusetzen. Solange die deutschen Stellen O'Rourke nicht völlig vor den Kopf stießen, war er eher an einer Zusammenarbeit mit ihnen interessiert. Zum einen stellten die deutschen Katholiken 90 % der Diözesanen, zum anderen war O'Rourke stets an

19) Die Konkordatsverhandlungen, die insgesamt bis 1935 dauerten, sind einer besonderen Behandlung im nächsten Band dieser Zeitschrift vorbehalten.

20) Es ist daher verfehlt, wenn E. RUPPEL (Zur Tätigkeit des Eugenio Pacelli als Nuntius in Deutschland. In: ZEITSCHRIFT FÜR GESCHICHTSWISSENSCHAFT 7, 1959) O'Rourke einen „prodeutschen päpstlichen Administrator“ (S. 303) und einen „Feind der Völker der baltischen Randstaaten“ (S. 305) nennt.

21) In dem Brief Steinmanns an O'Rourke vom 8. 12. 1923 — Botschaft 356 — waren Beschwerden gebündelt, welche das Generalkonsulat in Danzig am 27. 8. 1923 und am 8. 10. 1923 übermittelt hatte, GKD II 8.2. Später (1. 4. 1924) überlegte man sogar, O'Rourke einen jüngeren Geistlichen beizugeben, der „einen heilsamen Einfluß auf ihn ausüben könne“ (ebd.).

22) GKD II 8.2, Brief O'Rourkes vom 7. 4. 1924.

einer guten Zusammenarbeit mit den staatlichen Stellen interessiert, ja sah seine Arbeit nur als möglich an, wenn sie die staatliche Unterstützung hatte. Hierbei schlug möglicherweise zu Buche, daß er das Verhältnis von Staat und Kirche nach den staatskirchlichen Formen des zaristischen Rußland beurteilte, eine Einstellung, die ihn später gegenüber den Nationalsozialisten in Danzig hoffnungslos ins Hintertreffen geraten lassen sollte.

Doch noch war es nicht soweit, wenngleich sich abzeichnete, daß es der Bischof keiner Seite werde recht machen können. Polnische Kreise in Danzig warfen ihm u. a. vor, er setze sich nicht genügend für die Dominikanerinnen ein, und O'Rourke weigere sich, Polen in die Verhandlungen zwischen dem Senat und dem Hl. Stuhl um ein Konkordat einzuschalten; O'Rourke, so hieß es in auffällender Ähnlichkeit zu deutschen Vorwürfen, sei gegenüber den Deutschen zu lasch<sup>23)</sup>. Der Administrator hatte sich, wie der deutsche Generalkonsul in Danzig treffend bemerkte, „durch seine hiesige Tätigkeit zwischen zwei Stühle gesetzt“<sup>24)</sup>.

1924 überwogen allerdings noch die Vorteile, die sich die deutschen Behörden durch O'Rourke versprochen, überwogen die Gemeinsamkeiten beider Interessen. Dazu gehörten die Bestrebungen, Danzig zu einem eigenen Bistum zu machen. Unter den deutschen Katholiken der Freien Stadt war nach der Gründung der Apostolischen Administration Ruhe eingekehrt, bis der Text des Konkordates zwischen dem Hl. Stuhl und Polen vom 10. Februar 1925 bekannt wurde. Es war besonders der letzte Satz des Artikels III, der die deutschen Katholiken Danzigs in Unruhe versetzte: „Um die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Hl. Stuhl und der Republik Polen aufrechtzuerhalten, wird ein Apostolischer Nuntius in Polen und ein Botschafter der Republik beim Hl. Stuhl residieren. Die Vollmachten<sup>25)</sup> des Apostolischen Nuntius in Polen werden sich auch auf das Gebiet der Freien Stadt Danzig erstrecken“<sup>26)</sup>. Zwar stellte Artikel XXVI des Konkordates durch die Festlegung der Grenzen der Kirchenprovinzen und Bistümer mit den Grenzen des polnischen Staates fest, daß Danzig in kir-

23) Schreiben Bergens an das Auswärtige Amt vom 14. 5. 1924, GKD II 8.2.

24) Ebd. Bericht vom 23. 6. 1924.

25) Das im Original erscheinende *pouvoirs* wurde in der Presse vielfach durch *Machtbefugnisse* wiedergegeben; dies erhöhte die Animositäten der deutschen Katholiken, vgl. STEFFEN, S. 151. Polen hatte im Entwurf *jurisdiction*, dann das *vague competences* vorgeschlagen. Der Hl. Stuhl hatte den Ausdruck *pouvoirs* gewählt, damit unter diesem Begriff nichts anderes zu verstehen war als die von ihm dem Nuntius gegebenen Vollmachten; so stellte es Unterstaatssekretär Francesco Borgongini in einem Schreiben an O'Rourke vom 21. 3. 1925 fest (GH). Die *Vollmachten* betrafen rein kirchliche Angelegenheiten wie Ehedispensen, Veräußerung kirchlicher Güter, besondere Vollmachten für Beichtväter usw. Dies wurde in parallel laufenden Verhandlungen des Hl. Stuhles mit dem Deutschen Reich in Promemorien der Kurie eigens festgelegt, wie aus einem Bericht Bergens an das Auswärtige Amt vom 22. 8. 1925 (bes. Anlage 4) hervorgeht, ebd.

26) Vgl. STEFFEN, S. 47.

chenpolitischer Hinsicht mit Polen nichts zu tun habe, aber es waren auch weniger rechtliche Bedenken, die zu Sorgen der deutschen Katholiken und des Danziger Senats Anlaß gaben. Man befürchtete in Danzig vielmehr eine Beeinflussung des in Warschau residierenden und mit den Verhältnissen der Freien Stadt nicht vertrauten Nuntius durch die polnische Regierung.

Die atmosphärischen Störungen im Verhältnis von Deutschen und Polen in Danzig resultierten also aus der Tatsache, daß eine Regelung über Danzig in das Konkordat zwischen Polen und dem Vatikan aufgenommen worden war; sie traten offen zutage, als im gleichen Jahr — dem Heiligen Jahr 1925 — eine Gruppe von deutschen Katholiken mit O'Rourke anläßlich einer Pilgerfahrt nach Rom sich Beschimpfungen vom dortigen polnischen Vatikanbotschafter gefallen lassen mußte<sup>27)</sup>. Die Gemeinsamkeit zwischen deutschen und polnischen Katholiken brach weiter auseinander, als zunächst im September ein Katholikentag der deutschen Katholiken in Danzig abgehalten wurde und im November als Antwort ein solcher der polnischen Katholiken der Stadt, der erste seiner Art, folgte. O'Rourke wahrte seine Neutralität, indem er beide Veranstaltungen besuchte.

Aus der eben beschriebenen Atmosphäre heraus sind die Wünsche der deutschen Danziger Katholiken zu verstehen, das Provisorium „Apostolische Administratur“ solle in ein selbständiges, unmittelbar dem Papst unterstelltes Bistum umgewandelt werden.

Auch der Danziger Senat sah darin ein „nicht zu unterschätzendes Zeichen für die Anerkennung von Danzigs staatlicher Selbständigkeit“<sup>28)</sup> und betrieb die Verhandlungen über den Danziger Regierungsrat Johannes Ferber und Steinmann in Rom. Beide waren am 13. Dezember 1925 bei Unterstaatssekretär Francesco Borgongini, um die abschließenden Gespräche zu führen<sup>29)</sup>. Schließlich war auch O'Rourke am Zustandekommen eines Danziger Bistums interessiert<sup>30)</sup>, seitdem ihm Pläne bekannt geworden waren, daß die polnischen Bischöfe Danzig der Verwaltung der Erzdiözese Posen unterstellen wollten<sup>31)</sup>. Aus politischen Gründen erfolgte die Regelung der Gründung des Bistums allein

27) Bericht des Auswärtigen Amtes vom 25. 6. 1925 und Artikel im *Danziger Volksblatt* vom 29. 6. 1925: Botschaft 357. — Vgl. STEFFEN, S. 49.

28) SAHM, S. 121. Der Senat dachte eine Zeitlang sogar daran, durch einen Vertrag mit dem Vatikan das Bistum zu schaffen, vgl. den Brief des Senators für kirchliche Angelegenheiten Hubert Schwartz an Steinmann vom 27. 10. 1925, Botschaft 357.

29) So berichtete Steinmann O'Rourke am 17. 12. 1925, Botschaft 358. — Vgl. SAHM, S. 111—120. — Steinmann erhielt später Dankschreiben von Sahn (20. 1. 1926) und dem Vizepräsidenten Franz Splett im Namen des Senats (3. 2. 1926), Botschaft 358.

30) Bereits Anfang 1924 hatte O'Rourke dem Senat gegenüber angedeutet, er könne als Bischof eines eigenen Bistums dem Senat in einem Konkordat mehr entgegenkommen, vgl. den Bericht des Generalkonsuls vom 14. 2. 1924, Botschaft 356.

über die Apostolische Administratur und nicht über die Warschauer Nuntiatur. Dies geschah durch die päpstliche Bulle *Universa Christi fidelium cura*<sup>32)</sup> vom 30. Dezember 1925. Am 3. Januar des folgenden Jahres wurde der bisherige Apostolische Administrator O'Rourke erster Bischof des exemten Bistums Danzig. Im Juni nahm er in feierlicher Weise von der Diözese Besitz. Diese Besitzergreifung erfolgte in der zur Kathedralekirche erhobenen alten Klosterkirche zu Oliva, dem ehemaligen Sitz der Zisterziensermönche, die das Christentum in den Danziger Raum gebracht hatten<sup>33)</sup>.

### Aufbau und Entwicklung des Bistums bis 1933

Die folgende zwölfjährige Amtszeit O'Rourkes als Bischof des exemten Bistums Danzig läßt sich in etwa zwei gleichlange Perioden aufteilen. Die ersten Jahre waren gekennzeichnet von einer im großen und ganzen ungetrübten Zusammenarbeit mit den deutschen Behörden und einer dementsprechend ungestörten Phase des Aufbaus der seelsorglichen Institutionen des Bistums. In dieser Zeit war O'Rourkes Verhältnis zu den Vertretern Polens in Danzig nur als eisig zu bezeichnen. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten auch in Danzig kam diese Phase abrupt zu einem Ende. Von da ab ist das Wirken des Bischofs vom Kampf um die Rechte der Kirche gegenüber dem Staat, von Schwierigkeiten mit Teilen des deutschen Klerus der Diözese, der sich zum Teil in der Zentrumsparterie engagierte, und von einer spürbaren Annäherung an die polnischen Diözesanen geprägt. All dies gipfelte in den Auseinandersetzungen um polnische Personalpfarreien, die in die lange und zum Teil quälende Phase des Rücktritts O'Rourkes von seinem Danziger Bischofsstuhl einmündeten.

Die Errichtung des Bistums, die von O'Rourke in enger Anlehnung an den Danziger Senat betrieben worden war, besserte für einige Jahre das Verhältnis des Oberhirten zu den staatlichen Stellen. Dies hatte die weitere Abgrenzung von polnischen Interessen zur Folge, die u. a. darin zum Ausdruck kam, daß O'Rourke durch Vermittlung des Hohen Kommissars des Völkerbundes in Danzig dem Senatspräsidenten seine Ernennung mitteilte, ohne

31) „Io protesto energicamente“, schrieb O'Rourke an Gasparri am 23. 4. 1924, *Bottschaft* 356. Die Sache verlief, wie nicht anders zu erwarten war, im Sande. — In Kreisen des deutschen Danziger Klerus wurde in den nächsten Jahren die Überlegung ventiliert, O'Rourke die Ehrendoktorwürde der Katholisch-Theologischen Fakultät Münster zu verleihen. Pfarrer Emil Moske, der selbst in Münster promoviert hatte, regte dies an, der ermländische Bischof Bludau befürwortete den Vorschlag. Die Angelegenheit wurde dann aber nicht weiter verfolgt, GH 81/12 vom 28. 3. 1927.

32) *ACTA APOSTOLICAE SEDIS* 18 (1926), S. 39—40.

33) Vgl. neuerdings H. LINGENBERG, *Die Anfänge des Klosters Oliva und die Entstehung der deutschen Stadt Danzig*. (KIELER HISTORISCHE STUDIEN, Bd. 30). Stuttgart 1982. Vgl. in diesem Band unten S. 147—156.

die polnische Regierung oder die polnische diplomatische Vertretung beim Vatikan einzuschalten. Es verwundert daher nicht, daß polnische Zeitungen im Frühjahr 1926 die Wahl O'Rourke zum Bischof von Danzig kritisierten<sup>34)</sup>. Während O'Rourke in seinem Fastenhirtenbrief von 1927 zwischen den Katholiken beider Nationalitäten zu vermitteln suchte, indem er Nationalismus und Chauvinismus verurteilte und stattdessen den Katholizismus als Klammer zwischen den Völkern herausstellte<sup>35)</sup>, arbeitete er in den nächsten Jahren eng mit den deutschen Behörden zusammen. Aufschlußreich für das oben bereits angesprochene Verständnis O'Rourkes vom Verhältnis zwischen Kirche und Staat ist ein Abkommen, das am 4. Januar 1928 zwischen dem Bischof und dem Senat der Freien Stadt, vertreten durch den Präsidenten Heinrich Sahm und den Senator für kirchliche Angelegenheiten, Hubert Schwarz, geschlossen wurde<sup>36)</sup>. Es sah für die Regelung der Nachfolge des Bischofs ein Mitwirkungsrecht des Danziger Senats vor. Es verpflichtete die Kirche, dem Staat prinzipiell nur einen Kandidaten vorzuschlagen, der die Danziger Staatsangehörigkeit besaß und derjenigen Nationalität angehörte, welche die Mehrheit der katholischen Danziger Staatsangehörigen bildete. Dieses Abkommen des Bischofs mit dem Senat, das der Vatikan nie akzeptierte, bildete das Fundament für eine enge Zusammenarbeit, die durch O'Rourke vor allem zum Ausbau der Seelsorgeinstitutionen genutzt werden konnte. Für die staatlichen Stellen war wichtig, daß nach ihrer Meinung, wie Vatikanbotschafter Bergen in Rom es beurteilte, O'Rourke „aus innerer Überzeugung für den deutschen Charakter seiner Diözese und des Freistaates Danzig“ eintrete<sup>37)</sup>.

Als Bischof von Danzig widmete sich O'Rourke vornehmlich seinen priesterlichen und seelsorgerischen Aufgaben. Zur Verwaltung des Kirchensprengels behielt er das Konsistorium bei; diesem unterstanden alle kirchlichen Angelegenheiten, und es hatte sinngemäß die Rechte und Pflichten, welche die Domkapitulare hinsichtlich der Verwaltung der Diözese haben. Es arbeitete unter der Leitung von Anton Sawacki, seine Arbeit übernahm 1934 Magnus Bruski, seit 1935 in der Stellung eines Generalvikars.

Inzwischen war auch das seit 1923 anstehende Problem der polnischen Dominikanerinnen gelöst worden. O'Rourke hatte ihren Aufenthalt endlich gestattet, diesen aber an die Bedingung geknüpft, der Kindergarten solle nur für Kinder polnischer Muttersprache zuständig sein. Daraufhin fand sich auch der Senat mit der Anwesenheit der Nonnen ab<sup>38)</sup>.

34) GKD II 8.2.

35) GKD II 8.4 vom 27. 2. 1927.

36) GKD II 8.3 vom 9. 7. 1925 und 20. 10. 1925 sowie Botschaft 356 vom 15. 2. 1928.

37) GH 81/12 vom 15. 12. 1928.

38) Dies faßt ein Bericht des Generalkonsulats in Danzig an den Vatikanbotschafter vom 8. 5. 1925 zusammen, Botschaft 357. — Vgl. Anm. 16.

Es ist schwer, über das innere religiöse Leben einer Diözese ein Urteil zu fällen, doch bemerkt Stachnik, daß mit der äußeren Entwicklung „das religiös-kirchliche Leben im Bistum Danzig gleichen Schritt“ hielt<sup>39)</sup>. Die Voraussage des Breslauer Fürstbischofs Adolf Bertram, der — im Vergleich mit seiner Diözese — geäußert hatte, Danzig sei „zu klein für ein Bistum“, Klerus und Volk würden der Ausstattung der Diözesaneinrichtungen nicht froh werden, bewahrheitete sich nicht<sup>40)</sup>.

Durch das gute Einvernehmen des Bischofs mit den staatlichen Behörden erhielt O'Rourke u. a. finanzielle Mittel, die zum Ausbau wichtiger Seelsorgeeinrichtungen notwendig waren<sup>41)</sup>. Im Herbst 1927 stellte das Auswärtige Amt in Berlin durch die Vermittlung des Reichsverbandes für die katholischen Auslandsdeutschen Geld zur Verfügung, um ein Konvikt für Schüler der höheren Lehranstalten aufzubauen. So konnte O'Rourke 1928 Pallottiner aus dem deutschen Provinzialhaus in Limburg nach Danzig berufen. Weitere Kongregationen und Orden fanden den Weg in das neue Bistum und erhielten von Berlin Zuschüsse wie die Ursulinen 1929<sup>42)</sup>. Die deutschen Behörden, vor allem das Auswärtige Amt, sahen in solchen finanziellen Zuwendungen vor allem die Möglichkeit, Werbung für das Deutschtum machen zu können, und genehmigten vor allem Projekte, die „der kirchlich-kulturellen Deutschtumpflege in der Diözese Danzig“ dienten<sup>43)</sup>. O'Rourke paßte sich zumindest der Diktion der deutschen Behörden an. Immer wieder erbat der Bischof Geld, vor allem für Kindergärten, um, wie er im Herbst 1929 schrieb, „der polnischen Agitation besser begegnen zu können“<sup>44)</sup>. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Bischof derartige Formulierungen wählte, um weitere Gelder für Danzig zu gewinnen.

Die enge Zusammenarbeit des Bischofs mit den deutschen Behörden blieb den Polen und den polnischen Katholiken Danzigs nicht verborgen; sie schlossen sich daraufhin organisatorisch enger zusammen. Nachdem 1925 bereits ein Katholikentag der polnischen Katholiken Danzigs stattgefunden hatte, wurde 1927 eine

39) STACHNIK, Die katholische Kirche in Danzig, S. 138. — Zur Entwicklung der Diözese vgl. auch BACIŃSKI, Polska duchowieństwo, a. a. O., S. 22—36.

40) Die Formulierung findet sich in einem Brief Bertrams an Steinmann vom 22. 12. 1924, Botschaft 357.

41) Es kann im folgenden nur ein kleiner Ausschnitt der finanziellen Unterstützung durch das Auswärtige Amt, den Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen usw. dargestellt werden, vgl. Abt. VI A, 1, bes. ein Schreiben des Reichsverbandes vom 8. 10. 1927. Finanzielle Probleme waren für die katholische Kirche nicht nur durch den Neuaufbau entstanden, sondern auch durch die Schwierigkeiten der Hansa-Bank in Danzig, bei der die katholische Kirche und die karitativen Anstalten ihre Gelder hinterlegt hatten; Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik, Ser. B, Bd. II 1, Nr. 35, vom 13. 1. 1926, S. 109, Anm. 12.

42) Ein Antrag des Reichsverbandes: Abt. VI A, 2, vom 15. 1. 1929.

43) Ebd. in einem Schreiben vom März 1928.

44) Ebd., 13. 11. 1929.

Liga der Katholiken in Danzig (Liga Katolików) ins Leben gerufen, welche die polnischen Angelegenheiten vertreten sollte. Zwar war O'Rourke bei der Gründungsversammlung anwesend und die jährlich veranstalteten Tage der Liga gaben Anhänglichkeits-erklärungen an den Bischof ab<sup>45)</sup>, aber dies konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß O'Rourkes Kontakt zu den Vertretern Polens und den polnischen Katholiken abgekühlt blieb.

Ein Tiefpunkt war im Spätsommer 1930 erreicht. Am 8. August des Jahres hatte der diplomatische Vertreter Polens in Danzig, Henryk Strasburger, an O'Rourke die Forderung gerichtet, der Bischof solle die „Einrichtung einer vollständigen Seelsorge für die polnischen Danziger Staatsangehörigen“ gewährleisten<sup>46)</sup>. Noch im selben Monat ließen Vertreter polnischer Kreise in Danzig ein Memorandum folgen, in dem sie u. a. verstärkt polnische Andachten forderten<sup>47)</sup>. Der Bischof antwortete Strasburger einen Monat nach dessen Brief in einer bei O'Rourke sonst nie zu beobachtenden Schärfe. Strasburgers Schreiben stelle die „Einmischung einer weltlichen Instanz in innerkirchliche Angelegenheiten dar“, er lehne es überhaupt ab, mit Strasburger über kirchliche Fragen zu diskutieren. Gleichzeitig informierte der Bischof Kardinalstaatssekretär Eugenio Pacelli über den Vorgang. Staatliche polnische Instanzen mischten sich in kirchliche Angelegenheiten und behinderten das Wirken des Bischofs und der Kirche, um politische Absichten durchzusetzen<sup>48)</sup>. Er, O'Rourke, kümmerte sich um polnische wie deutsche Katholiken gleichermaßen, aber die Polen sollten die Beurteilung dessen, was für die Seelsorge notwendig sei, ihm, dem Bischof, überlassen.

Dieser seelsorgliche Ausbau des Bistums schritt in den folgenden Jahren rasch voran. Bis 1933 entstanden 15 neue Gotteshäuser, von denen drei für die in Danzig wohnenden polnischen Staatsbürger bestimmt waren<sup>49)</sup>. Die Jahre bis 1933 waren für die Diözese Danzig und ihren Bischof zweifellos die glücklichsten in der kurzen Geschichte des Bistums, bis der Nationalsozialismus auch im Freistaat den Rhythmus des Lebens veränderte.

#### Auseinandersetzungen mit den Nationalsozialisten

Der Einfluß des Nationalsozialismus begann in Danzig spürbar zu werden, als Hitler am 15. Oktober 1930 einen seiner Günstlinge, den 28jährigen Albert Forster, als kommissarischen Führer der NSDAP in das Gebiet des Freistaates entsandte. Dieser sollte zu-

45) Vgl. die Berichte des Generalkonsulats Danzig an das Auswärtige Amt vom 23. 11. 1927 und vom 21. 10. 1928, Botschaft 358.

46) Ebd. vom 8. 8. 1930.

47) Memorandum vom 27. 8. 1930, ebd. Zu früheren Eingaben Strasburgers vgl. DRZYCIMSKI, S. 184—189.

48) Schreiben vom 8. 9. 1930, Botschaft 358: „Il Sig. Strasburger vorrebbe impiegarmi e la chiesa per i suoi scopi politici.“

49) STACHNIK, Die katholische Kirche, S. 133—136.

nächst Hitlers Wahlerfolg zum Deutschen Reichstag von 1930 bei den Wahlen zum Danziger Volkstag im November desselben Jahres wiederholen, was aber nicht ganz gelang. Hitler erzielte im Reich 17,3 Prozent der gültigen Stimmen, in Danzig erhielt die NSDAP 16,4 Prozent. Am 20. Juni 1933 kamen die Nationalsozialisten schließlich auch in Danzig an die Macht, als die Partei 50,1 Prozent erreichte. Für die anderen größeren Parteien ergab sich folgendes Bild: SPD 17,6, Zentrum 14,6, DNVP 6,3, Kommunisten 6,8 und Polen 3,1 Prozent<sup>50</sup>). Erster Präsident des Senats wurde Dr. Hermann Rauschnig.

Für die Kirche schien in Danzig eine günstigere Lage zu bestehen als im Reich, da die vom Völkerbund garantierte Verfassung den Danzigern volle Glaubens- und Gewissensfreiheit garantierte (Art. 96). Die ungestörte Religionsausübung wurde gewährleistet und stand unter staatlichem Schutz. Artikel 97 gab den Religionsgemeinschaften das Recht, von ihren Mitgliedern Steuern zu erheben, und Artikel 98 schützte das Eigentum der Religionsgesellschaften. Nach Artikel 99 stand ihnen sogar ausdrücklich das Recht zu, in öffentlichen Anstalten religiöse Handlungen vorzunehmen, während Artikel 100 den Sonntag und die staatlich anerkannten Feiertage unter den Schutz des Gesetzes stellte. Artikel 85 sicherte die Freiheit der religiösen Vereine. Von wesentlicher Bedeutung war Artikel 106. Er lautete: „Der Religionsunterricht ist ordentliches Lehrfach der Schule. Er wird in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Religionsgesellschaften unbeschadet des Aufsichtsrechtes des Staates erteilt.“

Doch ungeachtet dieser Verfassungslage gingen die Nationalsozialisten unbeirrt daran, die Kirche zu schwächen mit dem Ziel, die Menschen in ihrem Sinne umzuerziehen. Gauleiter Forster schrieb am 28. April 1934 im *Danziger Vorposten*: „Wir müssen uns dessen bewußt sein, daß diese Erziehungsaufgabe außerordentlich schwierig ist und deswegen auch nicht in einigen Jahren durchgeführt werden kann. Jahrzehnte, vielleicht Jahrtausende werden notwendig sein“<sup>51</sup>).

Besonders für Forster bildete die katholische Kirche das entscheidende Hindernis auf dem Weg zum Erfolg, da er den Aufbau der Kirche imitieren wollte, um das Programm Adolf Hitlers zu realisieren, der seiner Meinung nach „nur in Parallele mit dem Sohn der armen Zimmermannsleute“ zu setzen war<sup>52</sup>). Obgleich Forster für die Neuorientierung der Danziger — wie der deutschen — Bevölkerung Jahrzehnte, ja Jahrtausende ins Auge gefaßt hatte, gingen die Nationalsozialisten rasch die Nahziele an: Ent-

50) Vgl. E. SODEIKAT, Die Verfolgung und der Widerstand der katholischen Kirche in der Freien Stadt Danzig von 1933—1945. Hildesheim 1967, S. 8.

51) Ebd. S. 9.

52) So in einer Rede am 20. 4. 1937 in der Danziger Messehalle, der Text bei SODEIKAT, S. 10.

fremdung der Jugend von der Kirche durch Eingriffe in das Schulwesen, vor allem in den Religionsunterricht, und Vernichtung des blühenden christlichen Vereinslebens und der christlichen Wohlfahrtstätigkeit.

Bereits im November 1933 sah O'Rourke die Probleme klar, als er an seinen Vertrauten Steinmann in Rom schrieb, die Schulfrage müsse bald geregelt werden und die Sicherung der katholischen Vereine sei eine dringende Aufgabe<sup>53</sup>). Im März 1934 ließ der Bischof von den Kanzeln eine Stellungnahme verlesen, in der er die katholischen Jugendvereine in Schutz nahm und klarstellte, daß sie nur dem Bischof unterständen, also allein von ihm aufgelöst werden könnten. In einem Hirtenbrief über die Caritas vom Juni des Jahres verteidigte er das Recht der Kirche zu eigener Wohlfahrtspflege und Sammeltätigkeit, in der staatliche Stellen eine Gefährdung der eigenen Aktivitäten, so des Winterhilfswerks, gesehen hatten<sup>54</sup>).

Am 4. April 1934 untersagte eine Verordnung des Polizeipräsidenten den Jugendverbänden das Tragen von Sonderkleidung, sprich Uniformen, sowie jegliche außerkirchliche Betätigung. Das war einer der zahlreichen Schritte zur Zerschlagung der katholischen Jugendorganisationen. Der Kampf um die katholische Jugend war in vollem Gange. Bereits einen Monat später wandten sich die katholischen Pfarrer der Diözese wegen dieser Verordnung mit ihren Sorgen und Nöten an den Hl. Stuhl<sup>55</sup>). Am 30. August entschlossen sie sich zu einem weitergehenden Schritt und richteten eine Petition an den Rat des Völkerbundes, die dessen Hoher Kommissar in Danzig, Sean Lester, nach Genf weiterleitete<sup>56</sup>). Die Petition, von den Pfarrern Emil Moske und Walter Wienke unterzeichnet, war keineswegs ein Alleingang dieser beiden Geistlichen, sondern eine Eingabe „von sämtlichen fünfzig Pfarrern bzw. Pfarrverwesern der Diözese Danzig, also von allen verantwortlichen geistlichen Führern aller Pfarrgemeinden der Diözese“<sup>57</sup>). Unterzeichnet mit „die Pfarrer der Diözese Danzig“ war gleichfalls ein Schreiben an die Gläubigen im *Katholischen Sonntagsblatt* im Dezember des Jahres, in dem sie vor den Irr-

53) Botschaft 358, 24. 11. 1933.

54) Berichte des Generalkonsulats Danzig vom 17. 10. 1933, 18. 3. und 17. 6. 1934 (GKD II 8.5).

55) Darauf bezieht sich wohl ein Bericht Bergens an das Auswärtige Amt vom 12. 5. 1934 — Botschaft 358 —, der Hl. Stuhl sei über die Lage in Danzig informiert. Am 25. 9. 1934 schrieb Moske in der *Danziger Volkszeitung*, die Pfarrer hätten sich bereits „vor einigen Monaten“ nach Rom gewandt.

56) Bericht vom 30. 8. 1934, Botschaft 358. Die Eingabe der Pfarrer wurde nach bewährter Methode des Völkerbundes im Dezember 1934 auf Mai 1935 vertagt und dann an einen Sachverständigenausschuß weitergeleitet, der sie am 7. 9. 1935 als berechtigt anerkannte.

57) So in einer Erklärung Moskes vom 23. 1. 1935, vgl. Sodeikat, S. 23—24. Bereits am 25. 9. 1934 hatte Moske in einem offenen Brief in der *Danziger Volkszeitung* den Schritt verteidigt, vgl. Anm. 55.

lehren ihrer Zeit warnten<sup>58)</sup>. Es mußte auffallen, daß O'Rourke an allen diesen Petitionen und Aufrufen nicht beteiligt war und auch in allen öffentlichen Deklarationen der Pfarrer nicht auftauchte. Man darf annehmen, daß der Bischof die Vorgänge zwar nicht unterbinden wollte und wohl auch nicht konnte, sie aber keineswegs billigte. Noch drei Jahre später führte O'Rourke Schwierigkeiten, die er in Danzig hatte, auf die „Zentrumspfarren, insbesondere Moske und Wienke“, zurück<sup>59)</sup>.

Weitere Schwierigkeiten mit dem Klerus gingen von dem Fasnirtenbrief des Jahres 1935 aus, den der Bischof vor der entscheidenden Volkstagswahl vom 7. April dieses Jahres verfaßte. Die Wahlen standen im Zeichen des Kampfes der Nationalsozialisten gegen die Parteien, also auch gegen das Zentrum, der heftiger wurde, als Arthur Greiser im November 1934 vom Vizepräsidenten des Danziger Senats zu dessen Präsidenten aufrückte. Den Höhepunkt der Auseinandersetzungen zwischen dem Dritten Reich und der katholischen Kirche markiert in Danzig wie im Bistum Ermland das Jahr 1935<sup>60)</sup>. Durch die Auflösung des Senats und die Ansetzung von Neuwahlen für den 7. April des Jahres wollte die NSDAP endgültig die Zweidrittelmehrheit erreichen. In seinem Hirtenschreiben vom 22. Februar 1935 rief der Bischof zum Kampf gegen den Kommunismus auf und arbeitete damit, zumindest indirekt, der NSDAP in die Hände. Ausgehend von einem Text der Geheimen Offenbarung (13, 1 ff.), interpretierte der Bischof das „böse Tier“. Damals sei das römische Reich unter Nero gemeint gewesen, nun trete dieses Tier im Bolschewismus zutage, der in Deutschland in den Formen von Kommunismus, Marxismus, Liberalismus und Sozialdemokratie erscheine. O'Rourke wandte sich zwar auch gegen den Nationalsozialismus, aber ohne ihn beim Namen zu nennen<sup>61)</sup>.

Denn parallel mit den öffentlichen Stellungnahmen des Bischofs in Hirtenschreiben wie diesem liefen Verhandlungen mit dem Senat, um die Lage der Kirche durch ein Konkordat mit der Regierung zu verbessern<sup>62)</sup>. O'Rourke hoffte offenbar, mit der Regierung unter Rauschning auf dem Wege von Vereinbarungen Erfolge zu erzielen, gewissermaßen eine Lösung innerhalb der in Danzig betroffenen Kreise zu erreichen.

Demgegenüber schlugen die Pfarrer der Diözese, insbesondere die im Zentrum engagierten Geistlichen Moske und Wienke, eine

58) GKD II 8.5, 9. 12. 1934.

59) In einer Unterredung mit Greiser am 13. 10. 1937, vgl. Anm. 101.

60) Vgl. G. REIFFERSCHIED, Der Bischof von Danzig, Eduard Graf O'Rourke, im Kampf gegen den Nationalsozialismus. In: Beiträge zur ostdeutschen und osteuropäischen Kirchengeschichte. Festschrift für B. Stasiewski. Köln 1975, S. 187. DERS., Das Bistum Ermland und das Dritte Reich (BONNER BEITRÄGE ZUR KIRCHENGESCHICHTE, Bd. 7). Köln 1975, S. 133—156.

61) GKD II 8.5.

62) Vgl. oben S. 119 f. mit Anm. 19.

andere Taktik gegenüber den Nationalsozialisten ein. Die auch politisch tätigen Geistlichen spürten möglicherweise stärker als O'Rourke, mit welcher Brutalität die Nationalsozialisten bereit waren, ihre Ziele durchzusetzen. Dazu gehörte auch die Zerschlagung der Parteien und damit die Beseitigung des politischen Katholizismus in Danzig<sup>63)</sup>.

Die gegen O'Rourke opponierenden Pfarrer schlossen sich 1935 in einem Pfarrerbund zusammen; der Bischof ließ durch den Jesuitenpater Otto Cohaus ein Gutachten erstellen, daß ein solcher Pfarrerbund nicht Rechtens sei<sup>64)</sup>. Überhaupt sah O'Rourke — diese Einstellung teilte er mit der Regierung — in dem Vorgehen der Danziger Priester, in den öffentlichen Petitionen und Appellen, „die falsche Methode“<sup>65)</sup>.

Trotz eines gewaltigen Aufwandes, trotz aller Wahlbeeinflussung und allen Wahlbetrugs wurde die Wahl zum Danziger Volkstag am 7. April die erste größere Schlappe, die der Nationalsozialismus im deutschen Sprachgebiet erlitt, da die NSDAP ihr Ziel, die Zweidrittelmehrheit, nicht erreichte, sondern nur knapp 60 % der Stimmen gewann und das Zentrum — wie die anderen Parteien — seinen Stimmenanteil halten konnte<sup>66)</sup>.

Wegen des offenkundigen Wahlbetrugs wandten sich SPD, Zentrum und DNVP an das Danziger Obergericht und an den Völkerbund, um die Wahl annullieren zu lassen. Das Obergericht zog der NSDAP einige Wählerstimmen ab und erhöhte damit die Parlamentssitze der Oppositionsparteien, aber es erkannte die Wahl als gültig an. Der Völkerbund griff getreu seiner Appeasement-Politik nicht ein und verschob die Behandlung des Antrags der Oppositionsparteien auf unbestimmte Zeit<sup>67)</sup>. Es war, als hätten die Nationalsozialisten auf dieses Signal — die Anerkennung der Wahl und der Wahlkampfmethoden — gewartet und als seien jetzt alle Hemmungen beseitigt. „Die Jahre 1935 bis 1937 waren politisch und kirchlich durch brutale Vernichtung der politischen Parteien und des katholischen Vereinslebens gekennzeichnet“<sup>68)</sup>. Die Aufhebung der Parteien und die Ausschaltung der freien Presse auch in Danzig waren Stationen auf dem Weg zu dem von Hitler geforderten und von der Danziger NSDAP erstrebten Ziel der Machtübernahme im Freistaat und der Annexion durch das Reich.

63) Dazu ausführlich SODEIKAT, S. 10—15.

64) Mitteilung von Romuald Mühlhoff, des ehemaligen Sekretärs des Danziger Bischofs Carl Maria Splett, vom 27. 7. 1981.

65) Unter dieser Überschrift griff die zu dieser Zeit bereits gleichgeschaltete *Danziger Landeszeitung* am 20. 9. 1934 die Pfarrer an, Botschaft 358.

66) Weitere Stimmenanteile: SPD 16,0, Zentrum 13,4, DNVP 4,1, Kommunisten 3,3, Polen 3,5 %, vgl. SODEIKAT, S. 139—141.

67) Vgl. H. L. LEONHARDT, *Nazi Conquest of Danzig*. Chicago 1942, S. 197-213. — L. DENNE, *Das Danzig-Problem in der deutschen Außenpolitik 1934—1939*. Bonn 1959, S. 70.

68) REIFFERSCHIED, *Der Bischof von Danzig*, a. a. O., S. 188.

Im Oktober 1936 wurde die SPD verboten, und schließlich brachte das Verbot des Zentrums ein Jahr darauf das Ende der letzten demokratischen Partei und damit der freien Selbstverwaltung des Freistaats Danzig<sup>69)</sup>.

Von den katholischen Vereinen Danzigs sei nur das Schicksal einiger genannt: Die seit 1925 stärkste Jugendorganisation mit 30 Pfarrgruppen und etwa 2500 aktiven Mitgliedern war der *Katholische Jungmännerverband*, der dem gleichnamigen Zentralverband mit Sitz in Düsseldorf angeschlossen war. Als im September 1935 der Völkerbund die Verordnung des Polizeipräsidenten, die den katholischen Jugendvereinen jegliche außerkirchliche Betätigung verbot<sup>70)</sup>, aufhob, wählten die Nationalsozialisten einen anderen Weg und beschlagnahmten z. B. 1935 die vor allem unter O'Rourke entstandenen Jugendheime für die SA, ehe 1939 das offizielle Verbot erfolgte. Das Ende der katholischen Gesellenvereine, die den zweitgrößten Verband bildeten, kam 1937. Der Katholische Lehrerverein hielt sich bis 1936, der Lehrerinnenverein gar bis 1937. Als die Vorstandsmitglieder die geforderte freiwillige Auflösung ihrer Vereine ablehnten, wurden diese verboten. Die NSDAP drängte die Mitglieder, dem NS-Lehrerbund beizutreten, im Weigerungsfalle wurde mit Entlassung gedroht<sup>71)</sup>.

Seit der oben beschriebenen Petition der katholischen Pfarrer an den Völkerbund<sup>72)</sup> läßt sich nicht nur eine Entfremdung zwischen O'Rourke und Teilen seines Klerus beobachten, sondern eine immer stärkere Hinwendung zu den polnischen Katholiken seiner Diözese und ein Engagement des Bischofs für die Seelsorge an diesen Gläubigen. Wenn man die Vorgeschichte bedenkt<sup>73)</sup>, dann war es überraschend, daß O'Rourke im April 1935 das Kloster der Dominikanerinnen in Danzig weihte und eine Ansprache in polnisch hielt, in der er dem anwesenden Vertreter der polnischen Regierung u. a. für die finanzielle Hilfe dankte, die den Schwestern zuteil geworden war<sup>74)</sup>. Es war gleichfalls überraschend, daß die Diözesansynode, die vom 10. bis 12. Dezember 1935 stattfand, für die polnischen Katholiken mit Billigung O'Rourkes Beschlüsse faßte, die er noch 1930 strikt abgelehnt hatte, ohne daß sich in der Zwischenzeit etwa die Zahl der polnischsprechenden Katholiken erhöht hatte. Von nun an mußten alle Theologiestudenten der Danziger Diözese die polnische Sprache erlernen und vor der Priesterweihe ein polnisches Examen

69) Vgl. SODEIKAT, S. 164—174; REIFFERSCHIED, wie Anm. 68, S. 180—192.

70) Vgl. oben S. 128.

71) Dazu ausführlich A. POSACK, Die Katholischen Vereine in Danzig. Ihr Wirken und ihr Ende. In: HEIMATBRIEF DER DANZIGER KATHOLIKEN 24 (1973), Nr. 2, S. 4—7.

72) Vgl. oben S. 128.

73) Vgl. oben S. 119, 120 und 124.

74) Berichte des Generalkonsuls vom April 1935, Abt. VI A, 2, und vom 3. 7. 1935, Botschaft 359.

ablegen; ferner sollten die polnischen Gottesdienste ausgebaut werden<sup>75)</sup>. Zu Beginn des nächsten Jahres erließ O'Rourke Ausführungsbestimmungen zu dem Punkt der Synodalbeschlüsse, der das Erlernen der polnischen Sprache betraf. Diese sahen u. a. vor, daß „mangelndes Bemühen um Erlernung der polnischen Sprache die Versetzung auf Vikarstellen mit geringerem Einkommen zur Folge“ habe<sup>76)</sup>. Der Danziger Senat übernahm daraufhin die gleichmäßige Besoldung aller Vikare, um Disziplinierungsmaßnahmen des Bischofs zu unterlaufen<sup>77)</sup>.

Neben der immer stärker zu beobachtenden Aufgeschlossenheit O'Rourkes für die Belange der polnischen Katholiken traten seine Bemühungen, mit den Regierungsstellen nicht nur weiter für die Kirche zu verhandeln, sondern ihnen entgegenzukommen, soweit sich dies mit seinem Amt vereinbaren ließ. Im Oktober 1936 führte der Kirchenreferent des Senats Hawranke eine längere Unterredung mit dem Bischof, deren Ergebnisse er dem deutschen Generalkonsul in Danzig mitteilte und die aus staatlicher Sicht sehr begrüßt wurden. Leider liegt uns nur dieser Bericht Hawrankes vor<sup>78)</sup>, so daß es nicht einfach ist nachzuprüfen, ob O'Rourke tatsächlich die Zugeständnisse gemacht hat, die der Senatsbeamte auflistet. Dies gilt vor allem für den ersten Punkt. O'Rourke soll dabei zugesagt haben, auf diejenigen Geistlichen, die sich parteipolitisch betätigten, einzuwirken. Ob O'Rourke dies wirklich versprochen und auch ausgeführt hat, läßt sich kaum überprüfen. Fest steht allerdings, daß die Spannungen zwischen Teilen des Danziger Klerus und dem Bischof zunahmen, die O'Rourke — vor allem aber nach seinem Hirtenbrief vom Februar 1937<sup>79)</sup> — zu einer Reise nach Rom im April 1937 veranlaßten, wo er erstmals im Vatikan über seine Demission verhandelte. Zwei weitere Zusagen, die der Bischof im Oktober 1936 gegenüber Hawranke machte, sind zweifelsfrei von ihm gehalten worden. O'Rourke hatte inzwischen seinen Widerstand gegen die Sammeltätigkeit des Winterhilfswerkes aufgegeben und erließ eine öffentliche Kundgebung zur Unterstützung der Sammlungen<sup>80)</sup>. Schließlich erklärte sich O'Rourke bereit, zusammen mit der Danziger Regierung und der Reichsregierung gegen den Bolschewismus zu kämpfen. Dies realisierte der Bischof in seinem Fastenhirten schreiben vom 2. Februar 1937.

Um die Wirkung dieses Hirtenschreibens zu verstehen, müssen kurz einige Bemerkungen zur allgemeinen Lage des Deutschen

75) Diözesan-Synode des Bistums Danzig 10. bis 12. Dezember 1935 zu Danzig-Oliva. Danzig 1936, Beschlüsse 6 und 125—128.

76) Abt. VI A, 2, vom 12. 10. 1936.

77) Dazu REIFFERSCHIED, wie Anm. 68, S. 196. — Vgl. eine Denkschrift Hawrankes vom September 1937, Pol. III 17.

78) Bericht vom 21. 10. 1936, GKD II 8.5.

79) Vgl. unten S. 133.

80) Vgl. einen Bericht des Staatssekretärs Hans-Georg von Mackensen an Bergen vom 30. 4. 1937, Pol. III 17.

Reiches und der Politik Hitlers gemacht werden. Für Hitlers Absicht, ein gesteigertes Bewußtsein der kommunistischen Bedrohung herbeizuführen, waren ihm die Umstände 1936 überaus entgegengekommen. Eine im vorangegangenen Sommer von der Kommunistischen Internationale beschlossene neue Volksfronttaktik hatte im Frühjahr und Sommer 1936 in Spanien und Frankreich spektakuläre Erfolge. Am 4. Juni bildete Leon Blum in Paris eine Volksfrontregierung, und am 17. Juli brach mit einer Militärrevolte in Marokko der Spanische Bürgerkrieg aus. Bereits am Abend des 25. Juli faßte Hitler den Entschluß, Franco aktiv zu unterstützen, was in den folgenden Jahren vor allem durch die bekannte Legion Condor geschah.

In diese Lage hinein kam der Hirtenbrief O'Rourkes, der u. a. die sehr aktuellen Greuel der Kommunisten in Spanien anprangerte: „Wurden doch in Spanien allein in den letzten Monaten Tausende Kirchen und Klöster niedergebrannt, mehrere Bischöfe, Hunderte von Ordensleuten und Nonnen, elftausend Priester und weit über 500 000 treukatholische Männer und Frauen aus allen Ständen niedergemetzelt und oft in grausamster Weise gemartert“<sup>81)</sup>. O'Rourke erwähnte, Waffengewalt sei nützlich im Kampf gegen den Kommunismus, räumte aber ein, daß diese nicht an den Herd des Übels greife.

Gewiß, O'Rourke griff auch den Nationalsozialismus an, zwar ohne ihn namentlich zu nennen und auch nicht mit eigenen Worten — er zitierte einen Hirtenbrief der Bischöfe Deutschlands vom 24. August 1936 —, aber eindringlich und klar<sup>82)</sup>. Aber dann wiederum lobte er Benito Mussolini, den Duce Italiens, durch dessen Worte und Taten man sich belehren lassen solle. Und schließlich kam er erneut auf den Bolschewismus zu sprechen, auf dessen Gefahren und Vorgehensweise, die er selbst kennengelernt hatte. Diese persönlichen Erfahrungen ließ er in den Schlußabschnitt einfließen: „Wo katholischer Glaube und katholische Sitten lebendig bleiben, da können die Todeskeime des Bolschewismus nicht eindringen. Das hat sich gezeigt nach dem großen Krieg, als der Bolschewismus aus Rußland seinen ersten Angriff auf Westeuropa machte. Er wurde zum Stehen gebracht an den Grenzen der katholischen Völker: der Polen, Litauer und Lettgaller. Deren irdische Waffen waren gering, ihre Länder durch den Krieg verwüstet, aber wie ich, der ich diese Kämpfe damals aus nächster Nähe mit angesehen habe, bezeugen kann, war ihre Liebe und Treue zum angestammten christlichen Väterglauben und ihr Gottvertrauen riesengroß, und dadurch gingen sie aus dem ungleichen Kampf als Sieger hervor.“

Es ist durchaus zutreffend, daß das deutsche Generalkonsulat in Danzig zufrieden zusammenfaßte, der Hirtenbrief habe „sich in

81) Pol. III 17 vom 2. 2. 1937, S. 2.

82) Ebd. S. 3.

erster Linie gegen die zerstörerischen Erscheinungen des Kommunismus“ gerichtet<sup>83)</sup>. Reifferscheid vermutet zu Recht, daß die — allerdings wenigen — Spitzen gegen den Nationalsozialismus nicht hervorgehoben wurden, um den Bischof für die Senatspolitik zu gewinnen<sup>84)</sup>; denn der Hirtenbrief erging in einer Zeit, in der in Danzig das Zentrum immer noch um das politische Überleben kämpfte.

In diesem Frühjahr tauchten dann auch erstmals Berichte über O'Rourke's Absichten auf, dem Papst den Verzicht auf sein Bistum anzubieten. Nach einem Bericht des Auswärtigen Amtes hatte O'Rourke „sich nach Rom begeben, um angesichts der zwischen ihm und dem Danziger Klerus bestehenden Spannung seinen Posten zur Verfügung zu stellen“<sup>85)</sup>. Gleichzeitig wurde erkennbar, daß die deutschen Behörden an einem Weggang O'Rourke's keineswegs interessiert waren. Bereits in Rom ließ Bergen den Bischof wissen, daß dessen Verbleiben in Danzig zweckmäßig erscheine, denn O'Rourke war, wie es in einem Bericht des Senats hieß, „noch immer relativ der beste Mann und sollte daher gestützt werden“<sup>86)</sup>. Diese Senatskreise waren sogar bereit, „den sachlich berechtigten Klagen des Bischofs stattzugeben“. Dabei handelte es sich um die Fragen der kirchlichen Vereine und des Religionsunterrichts. Unmittelbar vor seiner Abreise hatte O'Rourke am Weißen Sonntag, dem 4. April 1937, in einem Hirtenbrief zu den beiden Problemkreisen Stellung bezogen. Er wandte sich gegen die Werbung für die HJ in Danzig und setzte sich für die Aufrechterhaltung der katholischen Jugendorganisationen ein. Ferner legte der Bischof Verwahrung gegen Bestrebungen ein, den Religionsunterricht auf eine Grundlage zu stellen, die der Lehre der katholischen Kirche widerspreche, insbesondere das Alte Testament aus dem Unterricht auszuschalten; hierbei hatte O'Rourke die Enzyklika „Mit brennender Sorge“, ohne sie direkt zu nennen, zitiert<sup>87)</sup>.

Ausschlaggebend für O'Rourke's Rücktrittsabsichten war also nicht allein die Auseinandersetzung mit den Nationalsozialisten, sondern ebenso diejenige mit seinem Klerus, dazu kamen die Differenzen um die polnischen Personalpfarreien<sup>88)</sup>.

83) Schreiben vom 7. 2. 1937, Pol. III 17.

84) REIFFERSCHIED, wie Anm. 68, S. 190.

85) Bericht des Senats vom 9. 4. 1937 und Schreiben Mackensens an Bergen vom 30. 4. 1937, Pol. III 17. — Vgl. REIFFERSCHIED, wie Anm. 68, S. 192—194.

86) Bergen am 5. 5. 1937, Pol. III 17.

87) Pol. V 52, vom 8. 4. 1937.

88) Vgl. REIFFERSCHIED, wie Anm. 68, S. 199—201. — BACIŃSKI, Pierwszy biskup, a. a. O., S. 164—166. — Es trifft gewiß nicht zu, daß O'Rourke „unter dem Druck der nationalsozialistischen Regierung“ (STACHNIK, Danziger Priesterbuch, S. 32) auf sein Bischofsamt verzichtete.

## Die Nationalpfarreien

Der Vorgang der Errichtung polnischer Nationalpfarreien, der O'Rourkes letztes Jahr in Danzig nahezu ausschließlich prägte, war ein Lösungsversuch des Nationalitätenproblems auf dem kirchlichen Sektor.

In Danzig hatte es, wie bereits ausgeführt, ständig eine polnischsprechende Minderheit gegeben, die Garantien erhielt, als Danzig Freistaat wurde. So hieß es in Artikel 104 des Versailler Vertrages: „Es sollen keine Unterschiede gemacht werden zum Nachteil der polnischen Staatsbürger und der Personen polnischer Herkunft und polnischer Sprache.“ Bis zum Ende des ersten Weltkrieges mußten die Seelsorgegeistlichen, die in Pelplin studierten, auch Polnisch sprechen können. Die Polen hatten aber nach ihrer Besitzergreifung das in sprachlicher Hinsicht paritätische bischöfliche Gymnasium in Pelplin in eine rein polnischsprachige Anstalt umgewandelt. Daher konnten die Danziger Theologiestudenten seit 1922 an einem Ort ihrer Wahl im deutschen Reich studieren. Lediglich die wenigen Geistlichen, die polnischer Sprache und Abstammung waren, gingen weiterhin nach Pelplin. Da somit ein Teil der Vikare nicht mehr Polnisch sprechen konnte, arbeitete der Vertreter der polnischen Regierung in Danzig an der Absicherung und Erweiterung der bisherigen Rechte der polnischen Katholiken<sup>89)</sup>. So kamen eigene polnische Personalpfarreien ins Gespräch.

Solche Personalpfarreien ohne genau umgrenztes Territorium gaben den polnischen Geistlichen alle Rechte eines Pfarrers: Die Geistlichen konnten Gottesdienste, Beerdigungen, Taufen usw. durchführen, wozu die bisherigen Kuratoren stets die Genehmigung des Pfarrers benötigt hatten. Die Pfarrer wurden jetzt vom polnischen Staat besoldet. Für die Pfarrzugehörigkeit war nicht in erster Linie der Bezirk maßgebend, in dem die Gläubigen wohnten, sondern ihre eigene persönliche Entscheidung oder nationale Zugehörigkeit<sup>90)</sup>.

Erste Gespräche über solche Nationalpfarreien fanden im Sommer 1935 zwischen dem polnischen Primas Kardinal August Hlond und Franciszek Rogaczewski, dem Präses des Zentralkomitees der polnischen Katholiken, O'Rourke und Pius XI. im Vatikan statt<sup>91)</sup>. Daraus resultierende Forderungen der Polen verträ-

89) Vgl. oben S. 119 und 126.

90) Dazu REIFFERSCHIED, wie Anm. 68, S. 199–201. — BACIŃSKI, *Polskie duchowieństwo*, a. a. O., S. 74–83. — M. PLENKIEWICZ, *Kościół katolicki w Wolnym Mieście Gdańsku 1933–1939*, Bydgoszcz 1980, S. 120–139.

91) Rom war offenbar von sich aus an solchen Nationalpfarreien nicht interessiert; sie seien „der gegenwärtigen römischen Praxis nicht konform“, schrieb Bergen am 26. 10. 1935 an das Auswärtige Amt, Botschaft 359. — Zu Rogaczewski und seinem Wirken für die polnischen Katholiken in Danzig vgl. A. MAKURATH, Ks. Franciszek Rogaczewski. *Budowniczy polskiego kościoła Chrystusa Króla w Gdańsku*. In: *STUDIA GDAŃSKIE* 3 (1978), S. 221–226, vgl. in diesem Band unten S. 221.

ten polnische Priester auf der ersten Diözesansynode vom 10. bis 12. Dezember 1935, vornehmlich durch Rogaczewski. Die endgültigen Pläne für die Errichtung von vier Personalpfarreien wurden während O'Rourke's Aufenthalt in Rom Ende April 1937 bei einer Unterredung mit Hlond und Rogaczewski ausgearbeitet. Hierbei entstand unter Federführung Hlonds ein Fünfpunkteplan, den O'Rourke am 1. Juni an Kardinalstaatssekretär Pacelli leitete<sup>92)</sup>. Dieser Plan bildete die Grundlage für die Entscheidung des Vatikans, welche Pacelli in einem Schreiben vom 8. Juni 1937 dem Bischof übermittelte. Die Formulierungen in der typisch kurialen Art schob dem Bischof den „schwarzen Peter“ zu: O'Rourke wurden zwar die nötigen Befugnisse zur Errichtung der Personalpfarreien erteilt, aber die endgültige Entscheidung der Angelegenheit „dem klugen Urteil Eurer Exzellenz“ anheimgestellt<sup>93)</sup>.

In einem Gespräch des Bischofs mit dem Senatspräsidenten Greiser vom 17. Juni bildeten diese Nationalpfarreien — und zwar vier —, über deren Errichtung O'Rourke Greiser informierte, das am meisten umkämpfte Thema. Greiser lehnte die Forderungen der polnischen Katholiken ab, ohne dagegen rechtliche Gründe vorzutragen. Er berief sich auf die Konsequenzen, die bei dem seelsorgerischen Eifer der polnischen Pfarrer und ihrer Organisation hinsichtlich einer Polonisierung der katholischen Bevölkerung Danzigs zu erwarten wären. Am 30. Juli protestierte Greiser auch schriftlich energisch gegen die geplante Errichtung polnischer Personalpfarreien. O'Rourke antwortete ihm einen Monat später, er habe „aus Rom den Auftrag erhalten“<sup>94)</sup>. Inzwischen wußte Greiser längst, daß O'Rourke keinen Auftrag aus Rom, sondern lediglich eine Ermächtigung erhalten hatte<sup>95)</sup>. Vom ersten September datiert ein Telegramm Greisers an den Bischof, mit dem der Senatspräsident versuchte, Zeit zu gewinnen; er protestierte erneut gegen die geplanten Maßnahmen, die zu dulden die Danziger Regierung nicht gewillt sei. Da er den Senat konsultieren wolle, bat er gleichzeitig um Aufschub der Entscheidung, da mehrere Senatsmitglieder in Urlaub seien<sup>96)</sup>.

Am 6. Oktober fand schließlich eine weitere Unterredung zwischen Greiser und dem Bischof statt. O'Rourke informierte den Senatspräsidenten darüber, daß es drei polnische Pfarreien mit jeweils einem Kurator, einem Hilfsseelsorgeangestellten gebe.

92) Bereits am 11. 6. berichtete das Generalkonsulat in Danzig dem Auswärtigen Amt, von gut unterrichteter Seite sei man informiert, daß Polen das Zugeständnis für die Errichtung von vier Personalpfarreien erreicht habe. Die „gut unterrichtete Seite“ war Moske, der am 10. 6. 1937 dem Generalkonsul einen Bericht gesandt hatte, um die staatlichen Stellen gegen die Pläne des Bischofs aufzubringen, GKD II 8. 5.

93) Schreiben vom 8. 6. 1937, Pol. III 17. Roms Desinteresse — vgl. Anm. 91 — bestand nach wie vor.

94) Pol. III 17.

95) Bericht des Generalkonsuls vom 3. 8. 1937, ebd.

96) Greiser am 1. 9. 1937, ebd.

Er beabsichtige zunächst — und dies war bereits eine erste Wirkung der Proteste Greisers —, zwei dieser Pfarreien als Personalpfarreien einzurichten. Greiser warnte den Bischof vor der Volkswut, um ihn zum Hinausschieben der Promulgation zu veranlassen. Er kenne seine Danziger recht gut, sie seien an sich friedlich, aber wenn es um das Deutschtum gehe, könne die Volksseele leicht überkochen. Angesichts dieser zweifellos geschickten Argumentation berief sich der Bischof mehrmals auf Anweisungen aus Rom und machte den Vorschlag, daß seine Entscheidungen ja nicht in die Öffentlichkeit zu gelangen brauchten<sup>97)</sup>.

O'Rourkes Dekrete zur Errichtung zweier Personalpfarreien datierten vom nächsten Tag, dem 7. Oktober; am Sonntag, dem 10. Oktober 1937, wurden sie in der St.-Stanislaus-Kirche in Langfuhr und in der Christus-König-Kirche in Danzig verlesen.

Bereits am Tag der Promulgation, am 7. Oktober also, begannen die Nationalsozialisten eine Pressekampagne gegen den Bischof. Die *Danziger Neueste Nachrichten* spekulierten unter der Überschrift „Ein gefährlicher Schritt“ über die Errichtung von mehr als vier Personalpfarreien; der anonym veröffentlichte Artikel stammte aus der Feder Greisers. Die Kampagne fand ihre Fortsetzung am 13. Oktober, kaum zufällig an dem Tag, an dem O'Rourke erneut zum Senatspräsidenten gebeten war. Der *Danziger Vorposten* sprach davon, daß „Danziger Patronatsrechte verletzt“ seien, und die auch in Danzig erscheinende *Berliner Börsenzeitung* meldete: „Bischof Graf O'Rourke stört den Frieden in Danzig“; der *Völkische Beobachter* berichtete über die „Polonisierungsbestrebungen des Vatikans“<sup>98)</sup>. An diesem 13. Oktober hatte Greiser ein Telegramm an das Kardinalstaatssekretariat gesandt, um auch dort Protest anzumelden: „Diese Tatsache [d. h. die Errichtung der Personalpfarreien] ist gegen den ausdrücklichen Willen der Danziger Regierung hergestellt und hat größte Entrüstung nicht nur bei der direkt betroffenen katholischen Bevölkerung, sondern darüber hinaus auch bei der gesamten Bevölkerung der Freien Stadt Danzig ausgelöst. Namens der Regierung der Freien Stadt Danzig lege ich schärfsten Protest gegen diese Maßnahmen ein und bitte, sofort dem Bischof von Danzig Anweisung geben zu wollen, die Personalpfarreien wieder aufzuheben“<sup>99)</sup>.

Greiser hatte die entscheidende Unterredung mit O'Rourke auch sonst gut vorbereitet; dem Bischof saßen gleich drei Beamte der Senatsbürokratie gegenüber. Außerdem war Greiser ja inzwischen das Schreiben Pacellis an den Bischof bekanntgeworden, welches die endgültige Entscheidung über die Errichtung der polnischen Personalpfarreien dem Danziger Oberhirten anheimgestellt hatte und aus dessen Formulierung gleichfalls hervorging,

97) Aufzeichnung vom 6. 10. 1937, ebd.

98) Ebd.

99) Telegramm vom 13. 10. 1937, ebd.

daß O'Rourke sich für sie eingesetzt hatte. Dementsprechend ging Greiser vor: O'Rourke habe ihn hintergangen; er habe nicht nur den Wunsch nach Personalpfarreien selbst in Rom vorgetragen, sondern auch über die Errichtung selbst entschieden, wie das Telegramm Pacellis beweise. Der Bischof habe also die Schwierigkeiten allein zu verantworten. Er, Greiser, dagegen habe sogar Protestaktionen der Deutschen bislang verhindert, um die Polen zu schützen; O'Rourke müsse wissen, ob er „die Ursache für Ausschreitungen der aufgeregten Volksmassen“ sein wolle. Auch einige deutsche Geistliche hatten sich gegen die Personalpfarreien ausgesprochen, da sie befürchteten, daß die neuen polnischen Pfarrer geringere Gebühren nehmen und so dem deutschen Klerus „Kunden“ entziehen würden. Gleichzeitig baute Greiser O'Rourke eine Brücke des Friedens, indem er an die Verantwortung eines Bischofs für seine Gläubigen appellierte: Noch sei es früh genug, die unheilvollen Dekrete zurückzunehmen. O'Rourke, der, wie bereits festgestellt<sup>100)</sup>, der Meinung war, die Ausübung seiner amtlichen Funktionen wären an das Einverständnis der jeweiligen Danziger Regierung gebunden, sah in dem Einspruch Greisers gegen die Dekrete bereits deren Suspendierung. So gab er schließlich nach und übermittelte noch am gleichen Tag im Beisein Greisers den beiden betroffenen Geistlichen folgende Nachricht: „Hierdurch teile ich Ew. Hochwürden mit, daß der Senat der Freien Stadt Danzig in Rom Protest (Rekurs) gegen die Dekrete der Errichtung der Personalpfarreien eingelegt hat. Dadurch wird die Wirkung der Dekrete bis auf weiteres suspendiert.“ Die Meldung darüber erschien noch am Abend desselben Tages in der Nachtausgabe des *Danziger Vorposten*<sup>101)</sup>.

Damit gab sich die Danziger Regierung zufrieden, zumal der deutsche Botschaftsrat beim Vatikan, Fritz Menshausen, wenige Tage später aus Rom bestätigen konnte, der Vertreter des Kardinalstaatssekretärs, Giuseppe Pizzardo, habe ihm streng vertraulich mitgeteilt, von einer „ausdrücklichen Weisung des Hl. Stuhles . . . könne gar keine Rede sein“<sup>102)</sup>. Damit war für den Senat die Angelegenheit erledigt, Greiser legte keinen Wert auf eine Antwort aus Rom auf sein Protestschreiben, da er befürchtete, die formelle Aufhebung der Dekrete durch Rom habe die Absetzung O'Rourkes zur Folge<sup>103)</sup>; und dies wollte die Danziger Regierung keineswegs.

100) Vgl. oben S. 121 und 124.

101) Anlage 3 des Berichts vom 13. 10. 1937, ebd.

102) Dies bestätigte Pacelli später in einer Unterredung mit Greiser am 29. 3. 1938, GKD II 8.8. Vgl. unten S. 141.

103) Bericht des Generalkonsulats vom 26. 10. 1937, Pol. III 17. Vgl. Pol. V 52 vom 6. 11. 1937.

## Der Amtsverzicht des Bischofs

Wie erwähnt, hatten O'Rourke bereits im Frühjahr des Jahres 1937 Rücktrittsgedanken zu einem Besuch im Vatikan bewogen. Das Ergebnis dieser Unterredung war gewesen, daß der Bischof sich eine Bedenkfrist ausgebeten hatte<sup>104</sup>). Während der eben ausführlich dargestellten Unterredung mit Greiser vom 13. Oktober kam O'Rourke wiederholt auf seine Rücktrittsabsichten zu sprechen. Zu den ihm seit längerer Zeit zusetzenden Beschwerden der „Zentrumsparfarrer“ — Moske<sup>105</sup>) und Wienke nannte er namentlich — und einer generellen Amtsmüdigkeit trat nun der Dissenz mit der Danziger Regierung um die Personalparfarren.

Diese Rücktrittspläne des Bischofs entsprachen in keiner Weise den Absichten der Regierung. O'Rourke erfreute sich bei den Nationalsozialisten Danzigs keiner großen Beliebtheit — von welchem Geistlichen hätte man dies behaupten können —, aber er galt, wie es in einem Bericht des Reichs- und Preussischen Ministers für kirchliche Angelegenheiten hieß, als „relativ der beste Mann, der gestützt werden sollte“<sup>106</sup>). Immer wieder wurde der Bischof aus der allgemeinen Polemik herausgenommen. Als im Herbst 1936 O'Rourke mit dem Referenten für die kirchlichen Angelegenheiten im Senat, Axel Hawranke, über mögliche Nachfolger diskutierte und dabei Sawacki und Bruski nannte, kommentierte Hawranke dies: „Den Deutschen will man wieder einen Ausländer zumuten. Gegen die private Person des bisherigen Bischofs soll damit nichts gesagt werden“<sup>107</sup>).

Die schonungsvolle Behandlung dokumentiert auch ein Sittlichkeitsprozeß, in den im Januar 1938 ein junger Vikar verwickelt war. Generalvikar Bruski war gleichfalls in die Affäre involviert, da er dem Vikar geraten hatte, „sich aus dem Staube zu machen“, wie dieser zu Protokoll gab<sup>108</sup>). O'Rourke einigte sich mit Senatsvertretern auf folgende Lösung. Bruski wurde aus dem Prozeß herausgehalten, blieb Generalvikar, wurde dafür „im Verhältnis zur Regierung und nach außen völlig ausgeschaltet“. Als Vertreter für alle Verhandlungen und Beziehungen mit der Regierung ernannte der Bischof den dem Senat willkommenen Dekan Paul Schütz<sup>109</sup>). An diese Abmachung hielten sich beide Seiten; die Na-

104) So Bergen in einem Bericht an das Auswärtige Amt vom 5. 6. 1937, GKD II 8.5.

105) Vgl. Anm. 92. Moske nutzte sogar seine Beziehungen nach Amerika, um gegen die Errichtung der Personalparfarren zu intrigieren. An den ihm bekannten deutschen Konsul in Montreal, Walter Eckner, schrieb er, „daß die Errichtung von polnischen Personalparfarren in Danzig . . . ein sehr schwerer Schlag für das Deutschtum in Danzig sein würde“, dies dürfe nicht Wirklichkeit werden, GKD II 8.6 vom 3. 12. 1937.

106) Bericht des Senats vom 9. 4. 1937, Pol. III 17; vgl. Anm. 86.

107) Pol. III 17 vom 9. 4. 1937.

108) Vermerk von Böttcher vom 23. 12. 1937, Pol. V 52, und Bericht des Generalkonsulats vom 5. 1. 1938 mit Anlage 3, ebd.

109) Vgl. STACHNIK, Danziger Priesterbuch, S. 228.

tionalsozialisten verzichteten ferner auf die in solchen Fällen propagandistische Auswertung in der Presse sowie jegliche Diffamierung der Kirchenleitung. O'Rourke hatte mit seinem Rücktritt gedroht. Falls der Senat seinen Vorschlag nicht annehme, sei er nicht in der Lage, sein Amt weiter zu versehen und werde an den Hl. Stuhl ein Telegramm richten, in dem er seine Demission unterbreite.

Spätestens nach dieser Unterredung wurde den Senatskreisen klar, daß es dem Bischof mit seinen Drohungen ernst war; es folgte eine fast ununterbrochene Serie von Konsultationen Greisers und anderer Senatsvertreter mit verschiedenen Persönlichkeiten. Am 16. Januar 1938 hatte Greiser eine Unterredung mit dem Hohen Kommissar, Carl Jakob Burckhardt, bei dem er seinen Wunsch äußerte, mit Pacelli zu sprechen, da O'Rourke immer häufiger mit seinem Rücktritt drohe. Auch in einem Gespräch mit Weihbischof Heinrich Wienken am nächsten Tag ging es um O'Rourke. Wienken befürwortete den Besuch des Senatspräsidenten im Vatikan und äußerte Greiser gegenüber die Meinung, er habe nicht den Eindruck, daß O'Rourke ernstlich an Rücktritt denke. Eine Woche später suchte Staatsrat Victor Böttcher, Leiter der außenpolitischen Abteilung des Danziger Senats, Staatssekretär Ernst von Weizsäcker in Berlin auf, um die Unterredung Greisers mit Pacelli mit dem Auswärtigen Amt abzusprechen. Am 18. des Monats erfolgte eine Unterredung des Senatspräsidenten mit Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop über das gleiche Problem; dieser versprach, den Vatikanbotschafter Bergen einzuschalten, und auch Bergen empfahl, es sei das beste, O'Rourke bleibe auf seinem Posten<sup>110</sup>).

Als O'Rourke Anfang Februar erfuhr, daß Greiser Mitte März in Rom Urlaub machen wolle, schrieb er an Kardinalstaatssekretär Pacelli und bat diesen, Greiser privat zu empfangen. Möglicherweise bewirkte die Ankündigung des Besuchs des Senatspräsidenten in der Kurie einen Aufschub der Nachfolgeregelung<sup>111</sup>). Inzwischen war nämlich der Pelpliner Domkapitular Franz Sawicki als Nachfolger O'Rourkes vorgesehen worden. Vom 9. Februar datiert die Ankündigung des Warschauer Nuntius Filippo Cortesi an Sawicki, der Hl. Vater habe ihn zum Bischof von Danzig ernannt<sup>112</sup>),

110) Schreiben bzw. Berichte vom 6., 7., 15., 18. und 27. 1. 1938, Pol. V 52.

111) Leider läßt sich das genaue Datum des Schreibens von O'Rourke an Pacelli nicht feststellen; es muß aber in der ersten Februarhälfte in Rom eingetroffen sein, denn bereits am 25. des Monats war das Generalkonsulat über das Antwortschreiben Pacellis an den Bischof informiert, in dem der Kardinalstaatssekretär mitteilte, er wolle Greiser empfangen, GKD II 8.6.

112) „Pergratum mihi est significare Excellentiae Tuae Reverendissimae Sanctissimum Patrem Nostrum PIUM PAPAM XI dignatum esse designare te Episcopum Diocesis Gedanensis“, E. PISZCZ, Sprawa nominacji ks. Franciszka Sawickiego na biskupa diecezji gdańskiej w 1938 roku. In: STUDIA PELPLIŃSKIE 1969, S. 42—43. — Vgl. R. STACHNIK, Franz Sawicki. In: ALTPREUBISCHE BIOGRAPHIE Bd. 2. Marburg 1967, S. 594—595. H. PREUSCHOFF, Die Diözese Kulm. In: UN-SERE ERMÄNDISCHE HEIMAT 23 (1977), Nr. 4, S. XI—XII.

doch bereits drei Tage später erhielt Sawicki die Mitteilung, er möge diese Ankündigung noch geheim halten<sup>113</sup>). Wollte Rom die Unterredung mit Greiser abwarten, die schließlich am 29. März stattfand? Die Danziger Regierung blieb bis zu diesem Gespräch nicht inaktiv. Die Gerüchte über eine Ablösung des Bischofs wurden immer konkreter, zumal eine Reise O'Rourkes nach Warschau vom 15.—18. Februar und seine dortigen Unterredungen mit dem Nuntius und Primas Hlond mit Veränderungen auf dem Danziger Bischofsstuhl in Zusammenhang gebracht wurden. Am 22. Februar wollten die Danziger Behörden sicher erfahren haben, daß Sawicki Nachfolger des Grafen werden sollte. Am gleichen Tag suchte Hawranke den Bischof erneut auf, um ihm mitzuteilen, daß „die Danziger Regierung die Abberufung des Bischofs für nicht zweckmäßig“ halte; in seinem Bericht über „Die Danziger Bischofsfrage“ bemerkte Böttcher sogar, daß „bei der gegenwärtigen günstigen angebahnten Entwicklung der kirchenpolitischen Verhältnisse in Danzig“ ein Bischofswechsel überhaupt nicht erwünscht sei. Gleichzeitig versuchte Hawranke dem Bischof klarzumachen, Sawicki sei für die deutschen Behörden nicht tragbar. Als der *Kurier Bałtycki* am 24. Februar meldete, Sawicki werde Bischof von Danzig, antwortete die nationalsozialistische Regierung zwei Tage später im *Danziger Vorposten*: „Wir lassen uns keinen polnischen Bischof vor die Nase setzen.“ Anfang März sprach der Senatsvizepräsident Wilhelm Huth bei O'Rourke vor; diesem gegenüber hielt der Bischof an seinem Wunsch fest, das Amt niederzulegen: Er sei amtsmüde<sup>114</sup>).

Vor diesem Hintergrund versuchte Greiser bei seiner Unterredung mit Pacelli am 29. März, das Verbleiben O'Rourkes sicherzustellen. Über die Unterredung liegt ein Bericht Greisers vor. Das Gespräch drehte sich in der Hauptsache um Bischof O'Rourke. Dieser habe zwar in letzter Zeit in mehreren Telegrammen um seine Absetzung gebeten, aber der Hl. Stuhl sei von sich aus nicht daran interessiert; falls O'Rourke seine Demission zurückziehe, betrachte Rom die Angelegenheit als erledigt. Ferner erläuterten Greiser und Pacelli mögliche Kandidaten, wobei Greiser dem Kardinalstaatssekretär erklärte, Sawicki sei für die Danziger Behörden auf keinen Fall tragbar; stattdessen schlug Greiser den Pfarrer Schütz vor<sup>115</sup>). Soweit die Notizen Greisers über das Gespräch.

113) „Velit Excellentia Vestra pro nunc servare secretum circa ea, quae in his litteris dicuntur“, PISZCZ, a. a. O., S. 43.

114) Zum Besuch vom 22. 2. vgl. den Bericht Böttchers „Die Danziger Bischofsfrage“ vom 26. 2. 1938, Pol. V 52. — Zum Besuch Huths vgl. den Bericht des Generalkonsuls an das Auswärtige Amt vom 5. 3., ebd. — Die Pressekampagne behandelt PISZCZ, a. a. O., S. 44.

115) Bericht Greisers vom 29. 3. 1938, GKD II 8.6. — Die Problematik der Ernennung Sawickis wird von PISZCZ im wesentlichen aufgrund von Zeitungsberichten behandelt.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Greiser der festen Überzeugung war, O'Rourke als Bischof halten zu können, falls dieser wirklich seine Demission zurücknehme. Um seinen guten Willen und das von Senatskreisen immer wieder beschworene gute Klima der Beziehungen zwischen Kirche und Staat zu demonstrieren, war Greiser sogar bereit, zum ersten Mal in der Geschichte der Freien Stadt Danzig, den vatikanischen Nuntius in Warschau am 21. und 22. April in Danzig zu empfangen.

Einen Tag vor diesem Besuch war Hawranke nochmals bei O'Rourke; dieser fühlte sich „augenblicklich wieder hergestellt“ und sagte zu, das zu tun, „was zwischen dem Nuntius und dem Herrn Präsidenten des Senats vereinbart werden würde“<sup>116)</sup>. Am 22. April trafen Greiser und Cortesi bei O'Rourke zu einem Essen zusammen. In einer Unterredung zwischen Greiser und dem Nuntius erklärte der Senatspräsident zunächst, Sawicki als Nachfolger habe sich seit seiner Unterredung mit Pacelli erledigt, es gehe jetzt darum, O'Rourke zum Bleiben zu überreden. Trotz Cortesis Einwand, dessen Entschluß sei endgültig, bestand Greiser auf einer erneuten Unterredung mit dem Bischof. Dieser versprach dabei, sein Rücktrittsgesuch zurückzuziehen<sup>117)</sup>. Damit war für Greiser die Angelegenheit offensichtlich zufriedenstellend abgeschlossen. Am 30. April telegraphierte er an Bergen in Rom, in dem Verbleiben O'Rourkes sei die beste Lösung für Danzig gefunden. In einem Schreiben vom selben Tage an Kardinalstaatssekretär Pacelli faßte er die Entwicklung abschließend zusammen: Pacelli habe ihm versichert, der Hl. Stuhl sei von sich aus nicht an einer Abberufung des Bischofs interessiert, und da O'Rourke seine Demission zurückziehe, sei die Angelegenheit erledigt. „Ein Verbleiben des Grafen O'Rourke in seiner hiesigen Stellung würde m. E. nach den von uns jederzeit gewünschten Frieden und die von uns besonders gewünschte gute Zusammenarbeit mit der katholischen Kirche und mit dem Bischofsstuhl nicht nur fördern, sondern sogar gewährleisten. Wenn diese Frage in ihrer Entscheidung drängt, bitte ich Eure Eminenz nicht nur rein persönlich, sondern im Namen der Danziger Regierung und der gesamten deutschen Bevölkerung, welche 97 % dieses Staatswesens ausmacht, den Bischof Graf O'Rourke auf seinem Posten zu belassen und die eingehende Zurückziehung seiner Demission möglichst umgehend genehmigen zu wollen“<sup>118)</sup>.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, daß die Ernennung eines Nachfolgers für O'Rourke die Danziger Behörden wie ein Blitz traf, und dies gilt auch für die Person des Nachfolgers. Bis die Senatsregierung überzeugt war, die Abberufung O'Rourkes verhindert zu haben, waren in Senatskreisen viele Namen disku-

116) Aktenvermerk Hawrankes vom 20. 4. 1938, GKD II 8.6.

117) Zusammenfassender Bericht vom 23. 4. 1938, ebd.

118) Schreiben vom 30. 4. 1938, ebd.

tiert worden: Hartz, Lisiecki, Sawicki, Bruski, Schütz, Wienken<sup>119)</sup>. Die Ablösung O'Rourkes teilte Bergen dem Auswärtigen Amt am 14. Juni 1938 mit; Pius XI. hatte am Tag zuvor die Demission des Danziger Bischofs angenommen. Dies, wie den Namen des Nachfolgers Carl Maria Splett, hatte Bergen aus dem *Osservatore Romano* erfahren<sup>120)</sup>.

Bei den Feierlichkeiten anläßlich der Verabschiedung O'Rourkes traten nochmals schlaglichtartig die Probleme der letzten Jahre seines Wirkens zutage. Die offiziöse Stellungnahme der Regierung veröffentlichte der *Danziger Vorposten*. „Man muß dem bisherigen Bischof das Zeugnis ausstellen, daß er trotz vieler Schwierigkeiten sich immer wieder um den innerpolitischen Frieden und um korrekte Beziehungen zur Staatsführung bemüht hat“<sup>121)</sup>. Am Sonntag, dem 26. Juni 1938, veranstalteten das Zentralkomitee der polnischen Katholiken der Diözese Danzig unter der Leitung des Pfarrers Rogaczewski und die Katholische Aktion mit Pfarrer Anton Behrendt eine Abschiedsfeier. Rogaczewski hob die Verdienste des scheidenden Bischofs um die polnischen Katholiken hervor. Weitere Sprecher betonten, daß der Bischof sich stets für die Belange der Polen eingesetzt habe. In seinem Abschiedsschreiben ließ O'Rourke nochmals die vergangenen Jahre Revue passieren: „In den letzten Jahren traten viele Veränderungen ein, die bewirkten, daß meine weitere Arbeit hier nicht fruchtbar sein kann. Im vergangenen Jahr war ich in Rom, wo ich dem Hl. Vater den Sachverhalt meiner hiesigen Diözese vorstellte und ihm jeglichen Beschluß überließ. Im Oktober entstanden jedoch neue Verwicklungen und ich bat erneut den Hl. Vater, mich von meinem Amt als Danziger Bischof abzuberufen.“ O'Rourke dankte den Gläubigen und der Geistlichkeit, wobei er namentlich den Pfarrer Leon Miszewski, den Mitbegründer und Direktor des polnischen Gymnasiums, nannte, „der der polnischen Bevölkerung in Danzig so große Verdienste leistete“. Weiterhin hob O'Rourke die Dominikanerschwestern heraus und schließlich die gesamte polnisch-katholische Bevölkerung, „die mir stets viel Vertrauen und Verstehen entgegenbrachte, und bei denen ich mich immer heimisch und wohl fühlte“<sup>122)</sup>.

119) Franz Hartz, Prälat von Schneidemühl: ein Vorschlag des Reichsministers für kirchliche Angelegenheiten vom 10. 5. 1937, Pol. III 17, vgl. GKD II 8. 5. vom 5. 6. 1937. — Lisiecki: ein vom *Völkischen Beobachter* ins Spiel gebrachter, angeblicher Prälat aus Pelplin: Pol. III 17 vom 6. 6. und 7. 6. 1937. — Magnus Bruski, Generalvikar von Danzig: von Mackensen im Auswärtigen Amt zusammen mit Sawicki genannt: Pol. III 17 vom 30. 4. 1937. — Dekan Paul Schütz und Weihbischof Heinrich Wienken wurden in einem Bericht des Generalkonsuls in Danzig diskutiert: Pol. V 52 vom 5. 3. 1938.

120) Pol. V 52.

121) Ausgabe vom 24. 6. 1938, GKD II 8.6.

122) Abschrift in einem Bericht des Generalkonsulats vom 26. 8. 1938, Pol. V 52.

Am Tag der Suspendierung der Dekrete über die Nationalpfarreien hatte O'Rourke Greiser gefragt, ob er nicht unter diesen Umständen zurücktreten solle. Der Bischof war offensichtlich der Meinung, die Ausübung seiner amtlichen Funktion sei an das Einverständnis der jeweiligen Danziger Regierung gebunden; er faßte sein Amt als vom Senat abhängig und für Zeit übernommen auf. Diese Ansicht des Bischofs, welche die Position der staatlichen Behörden stärkte, ist ihm keineswegs von den Nationalsozialisten oktroyiert worden, wengleich Greiser ihr naturgemäß nicht widersprach. Bereits 1928 hatte O'Rourke ein Abkommen mit dem Senat der Freien Stadt Danzig geschlossen, in dem der Bischof dem Senat ein Mitbestimmungsrecht bei der Ernennung eines katholischen Bischofs in Danzig einräumte, ohne dazu je autorisiert gewesen zu sein, und schon 1920 bei seiner Resignation nach nur 16monatiger Tätigkeit in Riga hatte sich O'Rourke dem Druck der Regierung und des Klerus gebeugt. Dieser Widerstand des Klerus war es auch in Danzig, der lange vor dem Streit mit Greiser um die Personalpfarreien den Wunsch nach Ruhe in O'Rourke aufkommen ließ. Seine Lage wurde dadurch erschwert, daß er wie viele Mitglieder des Episkopats der Politik und den Machenschaften der Nationalsozialisten hilflos gegenüberstand. Die Differenzen um die polnischen Personalpfarreien waren also nicht der erste und entscheidende Grund für den Rücktritt. Sie bestärkten den Bischof lediglich darin, seinen Wunsch in Rom noch eindringlicher vorzutragen. Als letztes Glied in der Kette ist anzuführen, daß der Vatikan die Gefahr, die im Nationalitätenproblem lag, nicht voll erkannte, dementsprechend nicht hinter der Errichtung der Nationalpfarreien stand, die neutrale Funktion des mit einem Ausländer besetzten Danziger Bischofsamtes nicht stützte und bei seinem Lavieren zwischen deutschen und polnischen Interessen O'Rourke schließlich fallen ließ.

Pius XI. ernannte O'Rourke am 13. Juni 1938, an dem Tag, an dem er seinen Rücktritt annahm, zum Titularbischof von Sophene. O'Rourke verließ nach seiner Verzichtleistung Danzig und ging nach Polen, in das Land, dessen Sprache er ausgezeichnet beherrschte, und zu dem Volk, bei dem er sich heimisch fühlte, wie er es in seinem Abschiedsschreiben formuliert hatte. O'Rourke wurde Domkapitular des polnischen Erzbistums Gnesen-Posen und wohnte in Posen. Doch bereits nach 15 Monaten mußte er erneut seinen Aufenthaltsort wechseln. Nach Kriegsbeginn floh er zusammen mit dem Primas Hlond vor den deutschen Truppen zunächst nach Ostpolen, fuhr dann aber über Königsberg nach Berlin. Über Zwischenstationen — so traf er in München mit Kardinal Michael von Faulhaber zusammen — fand er den Weg nach Rom. Wir hören ein letztes Mal von dem Bischof, als er nach einer Audienz im Oktober 1939 bei Pius XII. seine Eindrücke von den Leiden der polnischen Bevölkerung in einer Stellungnahme

für Kardinalstaatssekretär Luigi Maglione zusammenfaßte. O'Rourke schlug vor, die Hilfsmaßnahmen für Polen, da sie schnell zu treffen waren, über päpstliche Hilfswerke in Deutschland anlaufen zu lassen. Er selbst nannte das *Päpstliche Hilfswerk für die Russen in Deutschland*, dessen Vorsitzender er einst gewesen war<sup>123</sup>).

In Rom lebte O'Rourke in größter Zurückgezogenheit in einem Kloster der Schwestern von der Heiligen Familie<sup>124</sup>). Er starb am 27. Juni 1943 und wurde auf dem Campo Verano beigesetzt. In Danzig-Oliva errichteten die Gläubigen am 19. Januar 1950 eine Gedächtnistafel für O'Rourke. Schließlich kehrten die sterblichen Überreste O'Rourkes am 17. Dezember 1972 nach Danzig zurück, und seitdem ruht der erste Bischof der Diözese in der Krypta seiner ehemaligen Kathedralkirche<sup>125</sup>).

---

123) Zum Reiseweg des Bischofs vgl. Actes et documents du Saint Siège relatifs à la seconde guerre mondiale, Bd. 3: Le Saint Siège et la situation religieuse en Pologne et dans les Pays Baltes 1939—1945. Première partie: 1939—1941. Città del Vaticano 1967, Nr. 13, vom 22. 9. 1939, S. 80, der Brief an Maglione ebd. Nr. 87, vom 12. 10. 1939, S. 163. — Zum päpstlichen Hilfswerk für die Russen in Deutschland vgl. M. HÖLLEN, Heinrich Wienken, der „unpolitische“ Kirchenpolitiker (VERÖFFENTLICHUNGEN DER KOMMISSION FÜR ZEITGESCHICHTE. Reihe B, Bd. 33). Mainz 1981, S. 36. — Zu den Hilfsmaßnahmen, die O'Rourke mit anregte: M. CLAUSS, Die Beziehungen des Vatikans zu Polen während des II. Weltkrieges (BONNER BEITRÄGE ZUR KIRCHENGESCHICHTE, Bd. 11). Köln 1979, S. 109—119.

124) Für den Hinweis von M. BROZAT, Nationalsozialistische Polenpolitik 1939—1945. Stuttgart 1961, S. 165, der Vatikan habe die Berufung O'Rourkes als Erzbischof von Posen empfohlen, findet sich in den publizierten vatikanischen Akten kein Beleg; der Fall ist auch angesichts der sonstigen vatikanischen Polenpolitik im Zweiten Weltkrieg unwahrscheinlich.

125) Vgl. SLOWO POWSZECHNE Nr. 5 vom 6./7. 1. 1973.

## Edward hrabia O'Rourke, biskup gdański

### Streszczenie

O'Rourke pochodził ze starej irlandzkiej rodziny szlacheckiej, która w XVIII wieku wyemigrowała do Rosji. W 1918 roku został on biskupem w Rydze, w 1922 r. administratorem apostolskim w Gdańsku i następnie w 1926 r. pierwszym biskupem tej nowej diecezji. Zorganizowanie biskupstwa było jego wielkim sukcesem, a dokonał tego współpracując ściśle z władzami niemieckimi. Dopiero kiedy w walce Kościoła przeciwko narodowemu socjalizmowi doszło do napięć między biskupem i częścią niemieckiego kleru co do form tej walki, zwrócił się on mocniej w stronę polskich katolików swojej diecezji. Wówczas też biskup po raz pierwszy wyraził życzenie ustąpienia ze swego stanowiska. Trudności związane z obydwoma kompleksowymi problemami „sprawą narodowościową“ i „walką Kościoła“ stały się widoczne dla całego świata, kiedy O'Rourke 13 VI 1938 r. zrezygnował ze swego biskupstwa. Było to wydarzenie, które miało wyraźnie rzucające się w oczy podobieństwo do złożonej 18 lat temu rezygnacji z jego ówczesnej diecezji w Rydze. Ponieważ Watykan nie w pełni uznał niebezpieczeństwo, jakie leżało w problemie narodowościowym i odpowiednio nie poparł zorganizowania żądanych przez O'Rourke'a polskich parafii narodowych, jak również neutralnej funkcji obsadzonego przez obcokrajowca urzędu biskupiego w Gdańsku, pozwolił tym samym biskupowi — lawirującemu między niemieckimi i polskimi interesami — w końcu upaść i to mimo przeciwdziałających starań Senatu Gdańska.

H. R.

## Earl Edward O'Rourke, Bishop of Danzig

### Summary

O'Rourke was descended from an old Irish aristocratic family which had emigrated to Russia in the 18th century. In 1918, he became Bishop of Riga, in 1922 Apostolic Administrator of Danzig, and in 1926, he became the first bishop of this new diocese. Firstly, he succeeded in building up the diocese in close alignment to the German authorities. In the church's struggle against National Socialism, tensions appeared between the bishop and parts of the German-speaking clergy in his diocese concerning the forms the struggle should take, and only then did he increasingly turn to the Polish Catholics of his diocese, and expressed his wish to resign. With this announcement on 13th June 1938, it was obvious to everyone what difficulties were involved with the problem of the two nationalities and the church's struggle against the State. The bishop's announcement showed a striking parallel with his resignation 18 years previously from the then diocese of Riga. The Vatican did not fully recognize the danger inherent in the nationalities problem and, thus, did not support the establishing of national Polish parishes, favoured by O'Rourke. Nor did it support the idea of an impartial foreigner in the episcopal see of Danzig. The result of this was that, in its wavering between German and Polish interests, the Vatican finally let the bishop resign in spite of the attempts by the Senate of Danzig to achieve the opposite.

S. K.

# Die Gründungsgeschichte des Klosters Oliva und der deutschrechtlichen Stadt Danzig

Zu einem Buch von Heinz Lingenberg\*)

Von Udo Arnold

Die Entstehung der Zisterzienserabtei Oliva in Pommerellen und die Anfänge der deutschrechtlichen Stadt Danzig stehen nicht im Kausalzusammenhang, doch läßt sich die Entwicklung der einen wie der anderen Gründung ohne eine beide einschließende Betrachtung nicht klären, vor allem auf Grund der problembeladenen Quellenüberlieferung. Nicht nur diese Quellenproblematik, sondern auch nationale Differenzen zwischen Deutschen und Polen im 19. und 20. Jahrhundert ergaben eine reiche Literatur mit zum Teil recht kontroversen Ergebnissen, die beispielsweise die Entstehung der deutschrechtlichen Stadt Danzig zwischen den Extrempunkten 1224 und 1263 schwanken ließ. Hatte — bedingt durch die politische Situation — in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die deutsche Forschung dominiert, auf deren Seite vor allem Erich Keyser zu nennen ist, so ist es nach 1945 die polnische Forschung, die über Schriftquellen hinaus neue archäologische Ergebnisse einbeziehen konnte. Daß dabei unterschiedliche Frageinteressen vorlagen, braucht nicht eigens betont zu werden, wenn man bedenkt, daß die deutschrechtliche Stadt Danzig zusätzlich zu bereits älteren slawischen Siedlungen an der Weichselmündung entstand. Es ist somit ein quellenkritisches wie politisches Wagnis, sich mit dieser Thematik zu befassen, auch wenn es dringend einer modernen Aufarbeitung der bisherigen Ergebnisse für den deutschen Leser bedarf<sup>1)</sup>. Lingenberg unterzieht dazu, neben der bisherigen deutschen und polnischen Literatur, das Quellenmaterial erneut einer äußerst kritischen Durchsicht; er stellt selber fest, daß er im Ergebnis die „von deutscher Seite erste Gesamtdarstellung der Geschichte Olivas von seiner Gründung im 12. bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts“<sup>2)</sup> sowie eine „Art Gesamtgeschichte Danzigs vom 10. Jahrhundert bis etwa 1310“<sup>3)</sup> biete — ein sehr hochgesteckter Anspruch!

In einem ersten Teil werden elf Urkunden für Oliva, das Zisterzienserinnenkloster Zarnowitz und die Dominikaner in Danzig untersucht, darunter das Privileg von 1235, welches den Gesamtbesitz Olivas bestätigt. Die diplomatische Diskussion ist sehr eingehend und kleinteilig vollzogen und bringt an vielen Stellen neue Ergebnisse. So erweist sich die Stiftungsurkunde Herzog Swantopolks II. von Pommerellen (1220—1266) vom 22. Januar 1227 für die Ansiedlung der Dominikaner in Danzig<sup>4)</sup> als echt, was für die Entstehung der deutschrechtlichen Stadt Danzig wesentliche Bedeu-

\*) H. LINGENBERG, Die Anfänge des Klosters Oliva und die Entstehung der deutschen Stadt Danzig. Die frühe Geschichte der beiden Gemeinwesen bis 1308/10 (KIELER HISTORISCHE STUDIEN, Bd. 30). Stuttgart: Klett-Cotta 1982. 503 S., 7 Abb.

- 1) Auf polnischer Seite zusammenfassend zuletzt Historia Gdańska. Bd. 1. Hrsg. v. E. CIEŚLAK. Gdańsk 1978.
- 2) LINGENBERG, Anfänge, S. 17.
- 3) Ebd. S. 18.
- 4) Pommerellisches Urkundenbuch [PIIUB]. Hrsg. v. M. PERLBACH. Danzig 1882 (Neudruck Aalen 1969), Nr. 34.

tung hat, die Gesamtbestätigung desselben Herzogs für Oliva von 1235<sup>6)</sup> jedoch eindeutig als Fälschung, und zwar als totale Fälschung, die auch nicht teilweise auf einem echten Diplom Swantopolks beruht. Letzteres bedeutet u. a., daß das Tochterkloster Olivas, Zarnowitz, keineswegs eine frühe Gründung darstellt, sondern wohl erst um 1260 eine Erstaussattung erhielt. Wichtiger jedoch ist in Verbindung mit dieser Urkunde, daß auf Grund ihrer zu 1305 gehörenden Entstehungszeit keinerlei positive Rückschlüsse auf die Danziger Stadtentwicklung abzuleiten sind, wohl aber auf die Interessenlage der Olivaer Mönche zu Beginn des 14. Jahrhunderts. Hieran ist bereits erkennbar, daß die Geschichte Pommerellens, speziell die des Klosters Oliva und der Stadt Danzig, durch die Urkundenfälschungen der Zisterzienserabtei, namentlich des 14. Jahrhunderts, erheblich entstellt worden ist<sup>7)</sup>.

Dementsprechend untersucht Lingenberg in einem weiteren Kapitel die Quellen über die Anfänge Olivas, besonders das sog. Gründungsprivileg Sambors I. von Pommerellen von 1178<sup>8)</sup>, das sich ebenfalls als völlige Fälschung der Zeit um 1228 erweist. Entweder sollte es ein bei der Zerstörung Olivas durch die Prußen 1224 verlorenes Original ersetzen, inhaltlich aus den Erinnerungen und Wünschen der Neufassungszeit entstanden, oder aber überhaupt eine Gründungsurkunde darstellen, weil es seinerzeit gar keine gegeben hatte. Damit entfällt der zeitliche Ansatz auf 1178, und ausgehend von der mehrfach und unabhängig voneinander erhaltenen Überlieferung, daß Oliva 1186 erstmals mit Mönchen aus Kolbatz in Pommeren besetzt wurde, ist die Gründung und Erstaussattung aufgrund paralleler Einrichtungen von Zisterzienserabteien für 1184/85 anzunehmen. Das aber heißt, daß nicht Fürst Sambor, sondern sein Vater Subislaus der Stifter war, der etwa gleichzeitig auch die Danziger Katharinenkirche begründete<sup>9)</sup>.

Dies sind Einzelergebnisse von herausragender Bedeutung, die die beiden ersten urkundlichen Kapitel ergaben. Es ist positiv, daß Lingenberg im Anhang die 22 untersuchten Urkunden nebst Kurzergebnissen sowie deren Abhängigkeit voneinander in graphischer Darstellung nochmals aufführt<sup>10)</sup>; er macht damit seine in mühseliger Kleinarbeit gewonnenen — und zugegebenermaßen ähnlich mühsam nachvollziehbaren — Erkenntnisse übersichtlicher. Sicher wird man die eine oder andere Argumentationskette auch in Zukunft diskutieren, und ob man für das insgesamt im europäischen Kontext recht unbedeutende Fürstentum Pommerellen für das ausgehende 12. und das 13. Jahrhundert bereits von einer regelrechten Kanzlei sprechen kann, ist gewiß fraglich, doch eins muß man erfreut konstatieren: Lingenberg geht sehr unvoreingenommen an seine Aufgabe heran, es ist keine „nationale“ Darstellung — Lob wie Kritik erteilt er gleichermaßen zur deutschen wie zur polnischen Seite hin.

Nachdem somit die wesentlichen Vorfagen an die Quellen geklärt sind, folgt ein Kapitel über Gründung, Besitz- und Rechtsgeschichte sowie die weitere Entwicklung Olivas bis zum Beginn der Deutschordensherrschaft

5) Ebd. Nr. 51.

6) LINGENBERG, Anfänge, S. 112.

7) PIUB Nr. 6.

8) Diese Ergebnisse teilte der Verf. bereits vorab zusammenfassend mit, vgl. H. LINGENBERG, Oliva, ältestes Kloster Pommerellens, schon 800 Jahre alt? In: WESTPREUSSEN-JAHRBUCH 31 (1981) S. 36—48.

9) LINGENBERG, Anfänge, S. 441—444.

über Pommerellen. Gründung und Erstaussstattung erwähnte ich bereits. Bei der neuerdings wieder erörterten Frage, ob das pommersche Kolbatz oder letztlich doch dessen Mutterkloster Esrom in Dänemark die ersten Mönche entsandt habe — womit auch die Frage nach der Nationalität des Gründungskonventes angesprochen ist —, entscheidet sich Lingenberg mit einleuchtenden Gründen für Kolbatz und einen gemischt-nationalen Konvent, überwiegend deutsch, vermutlich einige Dänen, vielleicht, wenn auch nicht nachweisbar, wenige Slawen; das slawische Element nahm dann zu, bis jedoch ab der Mitte des 13. Jahrhunderts offenbar der Konvent rein deutsch war. Zu jener späteren Zeit dürften dem Kloster auch mehr Mönche als anfangs angehört haben, wobei allerdings die Zwölfzahl keineswegs eine kanonische Vorschrift darstellt<sup>10)</sup> — auch wenn sie in den Regeln der verschiedensten Orden auftaucht —, sondern eine symbolische Zahl in Anlehnung an die Zahl der Jünger Christi ist, die in der Realität unter- wie überschritten wurde und keinerlei ernstzunehmende Größenordnung bietet. In diesen Bereich gehört auch eine erneute Diskussion der Herkunft Bischof Christians von Preußen, wobei Lingenberg durch Aufgreifen älterer Argumente die zuletzt von Jan Powierski<sup>11)</sup> geäußerte Ansicht einer Herkunft aus Oliva in Zweifel zieht; es scheint, als würde dies letztlich eine offene Frage bleiben, falls nicht neue Quellen auftauchen.

Aus der neuen Datierung der Gründung Olivas fällt auch neues Licht auf Fürst Subislaus I. von Pommerellen. Zum einen starb er wohl doch später (1187), als bisher angenommen<sup>12)</sup>. Zum zweiten hat er sich offensichtlich intensiv für die Christianisierung seines Landes eingesetzt, was ihm in seiner Hinneigung über Kolbatz zum dänischen Einflußbereich eine Vonselbständigkeit gegenüber Polen ermöglichte. Darin sind wohl auch wesentliche Ansätze zur Gründung Olivas zu sehen, verbunden mit dem eigenen zisterziensischen Ausbreitungstreben jener Zeit, das z. B. zur Gründung von Pelplin und Crone a. d. Brahe führte.

Sodann verfolgt Lingenberg die Besitz- und Rechtsentwicklung Olivas im einzelnen, einschließlich der daraus erwachsenen Streitigkeiten mit dem Prämonstratenserinnenkloster Zuckau, Herzog Sambor II. von Pommerellen, dem Deutschen Orden und vor allem Danzig, woraus die umfangreiche Urkundenfälschungsaktion Olivas zu Beginn des 14. Jahrhunderts erwuchs. Hervorzuheben ist die Schenkung Sambors II. von 1229, in der er große Teile des Mewer Landes den Mönchen übertrug; da jene aber in seinem Streit mit dem Bruder Swantopolk sich auf dessen Seite stellten, zog er vor 1253 die Schenkung wieder zurück und übertrug sie 1276 erweitert dem Deutschen Orden, der damit einen wichtigen Besitz auf dem linken Weichselufer erlangte und trotz aller Herrschaftsveränderungen in Pommerellen behaupten konnte, so daß Oliva von Mestwin II. 1283 schließlich anderweitig abgefunden wurde. Bemerkenswert ist außerdem, daß allen pommerellischen Klöstern, also wohl auch Oliva, vom Landesherren die volle Gerichtsbarkeit, d. h. einschließlich Blut- bzw. Halsgerichtsbarkeit eingeräumt wurde, entsprechend pommerschem und groß-

10) So ebd. S. 249.

11) J. POWIERSKI, Stosunki polsko-pruskie do 1230 r. Ze szczególnym uwzględnieniem roli Pomorza Gdańskiego. Toruń 1968, S. 136 ff.

12) Zuletzt zusammenfassend mit der Datierung 1174 (?) E. BAHR. In: *Altpreußische Biographie*. Bd. 2. Hrg. v. Ch. KROLLMANN, K. FORSTREUTER und F. GAUSE. Marburg 1967, S. 715 f.

polnischem Brauch, jedoch im Gegensatz zu den Klöstern im deutschen Reich.

Insgesamt ist, entgegen der schon im 14. Jahrhundert entstandenen Meinung, festzustellen, daß die Regierungszeit Herzog Swantopolks II. (1220-66) aufgrund des Streites der Herzogsbrüder um Herrschaftsteile bzw. Vorherrschaft und der Parteigängerschaft des Klosters mit Swantopolk für Oliva recht negative Auswirkungen hatte, während die Abtei unter seinem Sohn und Nachfolger Mestwin II. aufblühte. Auf jeden Fall beruht die Entwicklung des ältesten pommerellischen Klosters zum bedeutendsten im Lande, das sich sogar 1303 den Augustinerkonvent in Schwornitz bei Konitz einverleiben konnte, auf der intensiven Verbindung mit dem Herzoghaus, die eine gegenseitige war, besaßen die pommerellischen Fürsten doch dort ihre Grablege. Wir können also für Oliva von einem Hauskloster des Landesherrn sprechen, dessen Position sich erst grundsätzlich änderte, als der Landesherr wechselte und 1308 der Deutsche Orden Pommerellen eroberte, was sich letztlich aber auch nicht nachteilig auf das Kloster auswirkte. Dazu korrespondiert die Zurückhaltung des Klosters hinsichtlich neuer Siedlungen entsprechend der Politik des Landesherrn und keineswegs in Übereinstimmung mit der üblichen Vorstellung von der Aufgabe der Zisterzienserklöster; dagegen ist die Intensivierung der Nutzung übertragener Dörfer im Sinne besserer Bewirtschaftungsmethoden als sicher anzunehmen, sie machte Oliva zum bedeutendsten Wirtschafts- und Verwaltungsfaktor, damit auch zur wichtigsten politischen Größe neben dem Landesherrn. Auf die Prußenmission allerdings verzichteten die Mönche bald — wobei verstärkend zu Lingenberg festzustellen ist, daß sie darauf verzichten mußten, duldet der Deutsche Orden in seinem Gebiet doch keine landbesitzenden Orden als Konkurrenz, die noch dazu im Bereich der *hospitalitas* tätig wurde.

Mehr noch als die Olivaer Fragen haben die Probleme um die Gründung der deutschrechtlichen Stadt Danzig die Gemüter der Forschung erhitzt<sup>13)</sup>. Lingenberg bezieht nun auch die slawischen Siedlungen Danzigs ein, wobei er eingangs eine gute zusammenfassende Orientierung über die in den letzten Jahren erzielten polnischen Forschungsergebnisse auf dem recht- und altstädtischen Gebiet darbietet. Wesentlich dabei ist — von ihm auch kartiert<sup>14)</sup> — die Entwicklung eines „castrum“, zu dem Herzogsburg und Siedlung gehören, später eines zusätzlichen Suburbiums als Handwerker-siedlung, das jedoch ebenfalls unter dem Oberbegriff „castrum“ verstanden wird. Am Rande des Suburbiums wurde zur gleichen Zeit wie Oliva als Pfarrkirche St. Katharina gegründet, die Danziger Mutterkirche, die auch nach der Existenz der deutschrechtlichen „civitas“ gewisse Vorrechte behielt. Daneben entstand dann zusätzlich jene „civitas“. Dabei legt der urkundliche Befund nahe, daß auch eine ethnische Trennung zwischen Slawen und Prußen einerseits, Deutschen andererseits erfolgte. „Ebenso wie in vielen anderen Städten des westslawischen Mitteleuropa war also die Lage an der Weichselmündung geprägt von dem Dualismus zweier Siedlungsgebilde, des ‚castrum‘ und der ‚civitas‘, die, topogra-

13) Die folgenden Ausführungen faßte LINGENBERG nochmals zusammen in seinem Beitrag: Der Strukturwandel in der Entwicklung Danzigs vom 12. bis 13. Jahrhundert. In: Die Stadt in Preußen. Beiträge zur Entwicklung vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. v. U. ARNOLD (Schriftenreihe Nordost-Archiv). Lüneburg (im Druck).

14) LINGENBERG, Anfänge, S. 450 sowie DERS., Strukturwandel.

phisch und ethnisch voneinander geschieden, das ganze 13. Jahrhundert — seit dem Entstehen der [deutschrechtlichen] Stadt — nebeneinander bestanden haben<sup>15)</sup>.

Den Zeitpunkt der Entstehung dieser „civitas“ kann Lingenberg nun sehr ungezwungen erklären, da sich das Schlüsseldokument der bisherigen Diskussion — die Privilegienbestätigung für Oliva von 1235, die von einer aussetzenden Stadtgründung spricht — als völlige Fälschung erwies<sup>16)</sup>. Dabei geht er jedoch erfreulicherweise nicht von einer punktuell zu sehenden Stadtrechtsverleihung aus, sondern von der Erkenntnis — die in der modernen Stadtgeschichtsschreibung sich allmählich durchgesetzt hat —, daß es sich normalerweise um einen über einen längeren Zeitraum ausgedehnten Stadtwerdungsprozeß handelt, den er zusätzlich im Rahmen „der allgemeinen urbanitätsgeschichtlichen Entwicklung im slawischen Raum<sup>17)</sup>“ sieht. Dieser für Danzig erweiterte Betrachtungsansatz kann gerade im Hinblick auf die bisherige Diskussion des Themas nur vorteilhaft sein.

Lingenberg vermutet, daß noch unter Subislaus I., also gleichzeitig mit der Gründung Olivas, wenn auch nicht im Kausalkonnex, deutsche Kaufleute den Markt des slawischen Suburbiums besucht und sich ggf. auch dort bereits niedergelassen und zu einer Genossenschaft zusammengeschlossen hätten. Dazu würde die für 1185 angesetzte Gründung der Katharinenkirche, der Danziger Mutterpfarre, am Rande des Suburbiums passen, reichte doch nun die Burgkirche für das zusätzliche Suburbium bei wachsender Bevölkerung gewiß nicht mehr aus. Problematisch ist nur die praktisch für dieselbe Zeit (1185—90) angesetzte Gründung der Nikolaikirche, doch lösen sich die Probleme, wenn man bereits für jene Zeit eine kleine, außerhalb des umwehrten slawischen Suburbiums, doch südlich des Marktes am Schidlitzbach gelegene deutsche Siedlung annimmt, der man St. Nikolai zuweist, wie es Lingenberg mit einleuchtenden Argumenten, wenn auch anhand sehr viel jüngerer Quellen tut. St. Katharinen war also als Pfarre des slawischen Danzig gedacht, während St. Nikolai gleichzeitig oder wenig später für die eigenständige, ebenfalls umwehrte Siedlung der deutschen Kaufmannsgemeinde gegründet wurde. Daß es für beide Siedlungen nicht zu einem Verdrängungswettbewerb des Marktes kam, begründet Lingenberg mit dem unterschiedlichen Warenangebot: auf slawischer Seite heimische gewerbliche Produkte und landwirtschaftliche Erzeugnisse, deutscherseits vor allem Tuche und Salz. Das setzt voraus, daß in der deutschen Siedlung kaum handwerkliche Produzenten, sondern ziemlich ausschließlich Fernhändler lebten, und daß der Handel ausschließlich auf Geldbasis geschah, was zumindest für den deutschen Kaufmann weitestgehend anzunehmen ist. Doch muß allein schon im Hinblick auf die Rückfrachtnotwendigkeit der von Westen kommenden Schiffe ein größerer, nicht nur auf die Danziger Siedlungen und ihr engeres Umland beschränkter Warenaustausch angenommen werden, der in erster Linie landwirtschaftliche Erzeugnisse betroffen haben kann. Unter diesem Aspekt aber ist ein stärker werdender Verdrängungswettbewerb doch wahrscheinlich, auch wenn keine Quellen davon berichten, der allenfalls dadurch erleichtert wurde, daß die slawische Grodstadt im Gegensatz zur deutschen Siedlung keine Nur-Händler gekannt haben wird, sich

15) LINGENBERG, Anfänge, S. 297.

16) Siehe oben mit Anm. 5.

17) LINGENBERG, Anfänge, S. 314.

die betroffene Schicht also auf ihren Auch-Produzenten-Status zurückziehen konnte. Immerhin nimmt der Verfasser für die Zeit ab 1224 selber einen Rückgang des Grodstadtmarktes zugunsten des Marktes der deutschrechtlichen Stadt an<sup>18)</sup>. Gerade die Entwicklung deutschrechtlicher Städte neben slawischen Frühstädten im Ostseebereich bietet an diesem Punkt noch ein interessantes, wenn auch von den Quellen her schwierig zu bearbeitendes Feld.

Das von Lingenberg auf 1220—1224 datierte Zollprivileg für Lübeck<sup>19)</sup> läßt in der Nennung von vier deutschen Zeugen vermuten, daß dies die offiziellen Vertreter der deutschen Nikolaisiedlung waren; der eine — Andreas — wird 1227 sogar als Schulze bezeichnet. Es scheint also bereits vor 1224 eine quasi-städtische Organisationsform innerhalb jener Siedlung bestanden zu haben, so daß auch die eigene Rechtsituation — also deutsches Recht — bereits als sehr früh, eventuell von Anfang an, existent vermutet werden darf. Die eigene Kirche paßt sich in dieses Bild gut ein. „Damit war die deutsche Siedlergemeinde in Danzig vermutlich schon vor 1227 über eine bloß genossenschaftlich organisierte Struktur hinaus politisch-rechtlich soweit eigenständig geformt, daß die Entwicklung für eine weitergehende Umgestaltung reif war“<sup>20)</sup>. Diese Umgestaltung wurde mitbedingt durch die Notwendigkeit eines Hafens mit größerem Tiefgang für größere Seeschiffe, die Schidlitzmündung war auf Dauer ungeeignet. Die urkundliche Übergabe der Nikolaikirche 1227 an die aus Krakau kommenden Dominikaner läßt darauf schließen, daß die deutsche Siedlung sie nicht mehr benötigte: Es war inzwischen die Neuanlage einer civitas erfolgt, etwa zwischen Hundegasse und Hl.-Geist-Gasse, der Mottlau zugewandt. Der bereits früher genannte Andreas ist in dieser Urkunde von 1227 erstmals als Schulze betitelt, die Umstrukturierung der deutschen Siedlung zur deutschrechtlichen civitas hat offensichtlich vorher stattgefunden. Man gab die Nikolaisiedlung zugunsten der Dominikaner völlig auf, legte im Rahmen der neuen Siedlung natürlich auch einen neuen Markt und den neuen Hafen an. Dies alles geschah um 1224, und damit steht Danzig voll in der Praxis der Städtegründungen der übrigen westslawischen Fürsten zwischen 1210 und 1240. Als neue Pfarrkirche ist ein Vorgängerbau der heutigen Marienkirche anzusehen, bereits 1239 geweiht, zu welchem Zeitpunkt auch die Übergabe der Nikolaikirche an die Dominikaner vollzogen wurde.

Die Datierung der Entstehung der deutschrechtlichen Stadt Danzig ist sicher mit das wichtigste Ergebnis der Arbeit Lingenbergs. Er fügt weitere Erkenntnisse hinzu, die über Danzig hinaus für die Stadtwerdung im westslawischen Raum allgemeinere Aussagekraft besitzen. So ist es wahrscheinlich, daß Herzog Swantopolk gar kein umfangreiches Gründungsprivileg ausstellte, aber eben die „libertas“ verlieh, die die Stadt aus der allgemeinen Rechtsstellung der pommerellischen Untertanen herauslöste, und ihr neuen Siedlungsraum zuwies, eingeschlossen vorher Oliva gehörenden Grund. Damit ist ganz eindeutig keine räumliche Kontinuität zwischen der vorstädtischen (Nikolai-)Siedlung und der neuen Stadt gegeben. Die Lage dieser neuen civitas kann nun ebenfalls eindeutig nicht im Bereich der späteren „Altstadt“ (bei St. Katharinen), sondern im Kerngebiet der späteren „Rechtstadt“ an der Mottlau lokalisiert werden; die Erkennt-

18) Ebd. S. 359, 363 f.

19) PflUB Nr. 33.

20) LINGENBERG, Anfänge, S. 332.

nis ist nicht neu, aber jetzt doch eindeutig, noch dazu durch die polnischen Grabungen bestätigt. Beide Siedlungsbereiche waren durch das Gebiet der Dominikanerniederlassung bei St. Nikolai voneinander getrennt; hinzu tritt als nach wie vor bestehender Komplex die Burg des Landesherrn. Alle drei Komplexe waren umwehrt. Es ist eindeutig, daß dies alles nicht schlagartig vonstatten gehen konnte, denn schließlich waren „enorme stadtplanerische, bauliche, wirtschaftstechnische, juristische und allgemein organisatorische Probleme zu lösen, bevor eine Stadtsiedlung erstellt war und sich städtisches Leben entfalten konnte“<sup>21)</sup>. Es handelte sich also um einen zeitlich gestreckten Verlagerungsprozeß von der Nikolaisiedlung zur neuen civitas, der etwa 1224 begann und wohl 1239 seinen Abschluß fand. Die ihn tragenden „burgenses“ waren wahrscheinlich überwiegend deutscher Nationalität, Nichtdeutsche dürften eine starke Assimilation erlebt haben; sie stammten wohl aus Lübeck und dessen niederdeutsch-westfälischem Hinterland, wenn auch für jene frühe Zeit schwerlich genaue Aussagen möglich sind. Doch stellt die nationale Frage sowieso kein entscheidendes Problem der deutsch-polnischen Diskussion mehr dar.

Mit der Nationalitätenfrage greift Lingenberg bereits über den eigentlichen Zeitraum seiner Untersuchung hinaus bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts. Er tut dies auch in der folgenden Frage, welches Recht eigentlich in der „civitas“ geherrscht habe, und verfolgt des weiteren das Verhältnis der neuen Stadt zu ihrem Stadtherrn bis zum Aussterben des pomerellischen Herzogshauses 1296 und bis zum Beginn der Herrschaft des Deutschen Ordens 1308. Die dabei berührten interessanten und teilweise brisanten Fragen, die aber ihrerseits oft Rückschlüsse auf die Gründungszeit zulassen, rechtfertigen jene Ausweitung. Einleuchtend wird erläutert, daß trotz des dem Magdeburger Recht entlehnten Schulzenamtes in der „civitas“ Danzig bis zur Umwidmung nach Magdeburger Recht 1295 das Lübecker Recht galt und daß gerade diese spezifische Mischform den Einfluß des Landesherrn ausweist, wie das später auch bei Elbing, Dirschau, Frauenburg und Braunsberg zu beobachten ist. Dem lübischen Recht dürfte auch die vorstädtische Nikolaisiedlung gefolgt sein, doch ist es sicher zu gewagt, im Auftreten derselben Zeugen in zwei Urkunden von vor 1224 und 1227 bereits die Ansätze eines Rates zu sehen. Vollends der Beiname „sapiens“ für einen dritten Zeugen läßt m. E. nicht die Möglichkeit zu, von der Grundform des Rates zu sprechen. Es ist Lingenberg zuzustimmen, wenn er diesen „sapiens“ als latinisierten Familiennamen ablehnt und als „Würdenamen“ auffaßt, „der den Zeugen als Glied des neu entstehenden Patriziats kennzeichnet“<sup>22)</sup>, doch mehr nicht. Die „sapientiores“, auf die er in diesem Zusammenhang mit Blick auf Planitz verweist<sup>23)</sup>, dürften z. B. den „fratres prudentiores“, den „witzegesten brüderer“ der Deutschordensregel entsprechen<sup>24)</sup>, die auch bei anderen Institutionen auftauchen, ohne daß wir sie konkret als Amtsträger oder deren Vorform einzuordnen wüßten. Es muß also weiterhin offenbleiben, ab wann wir für Danzig von einem ausgebildeten Rat sprechen können, auch wenn dies sicher vor der Erstnennung von „consules“ (1274<sup>25)</sup>) der Fall war.

21) Ebd. S. 376 f.

22) Ebd. S. 392.

23) Ebd. Anm. 43 (H. PLANITZ, Die deutsche Stadt im Mittelalter. Köln 1966, S. 256).

24) Die Statuten des Deutschen Ordens. Hrsg. v. M. PERLBACH. Halle/S. 1890, S. 31 (Regel 4).

25) PflUB Nr. 263.

In einem zusammenfassenden Überblick zeigt Lingenberg die positive Entwicklung des Verhältnisses von Landesherr und Stadt auf, wobei natürlich die Konflikte Herzog Swantopolks mit dem Deutschen Orden, besonders im ersten Prußenaufstand ab 1242, ihre Rückwirkungen hatten: Lübeck stützte den Orden, doch Danzig mußte allein schon seiner Lage wegen die Partei des Herzogs ergreifen. Der Aufschwung der deutschrechtlichen „civitas“ ging letztlich auf Kosten der slawischen Grodstadt vor sich, doch zugunsten der ökonomischen und politischen Position des Landesherrn, der an ihrer Stärkung erhebliches Interesse hatte; dies nicht nur, wie Lingenberg betont, um als vollgültiges Glied der europäischen „christianitas“ zu erscheinen<sup>26)</sup>, sondern mit ganz konkret auf das örtlich angrenzende Preußen gerichtetem Blick, standen doch die pommerellischen Fürsten, besonders Swantopolk, in Konkurrenz zum jene Gebiete ab 1231 erobernden Deutschen Orden<sup>27)</sup>. Am meisten profitierte davon aber doch die civitas Danzig, denn gerade die Auseinandersetzungen mit dem Deutschen Orden um die Vorherrschaft in Pommerellen haben keine weiteren Stadtgründungen durch den Herzog aufkommen lassen, die Danzig zur Konkurrenz hätten werden können (ausgenommen Dirschau); „Pommerellen blieb . . . ein städtearmes Land“<sup>28)</sup>.

Die Wirren nach dem Aussterben des pommerellischen Herzogshauses 1296 führten Danzig zwar auf einen vorläufigen wirtschaftlichen Höhepunkt um 1300, doch 1308 „endgültig zwischen die Mahlsteine der Machtpolitik“<sup>29)</sup>. Den Streitpunkt, bis in die Gegenwart hinein von politischer Relevanz — z. B. bei den deutsch-polnischen Schulbuchgesprächen<sup>30)</sup> — bildete die Zerstörung der „civitas“ Danzig und die Ermordung von angeblich 10 000 Menschen durch den Danzig erobernden Deutschen Orden. Gerade an diesem Punkt ist erfreulich festzustellen, wie sehr polnische und deutsche Forschung sich inzwischen einander genähert haben: Es war kein großes Gemetzel, sondern ein Strafrgericht im Zuge der Herrschaftsusur-

26) LINGENBERG, Anfänge, S. 405—408.

27) Vgl. zuletzt J. POWIERSKI, Die Stellung der pommerellischen Herzöge zur Preußen-Frage im 13. Jahrhundert. In: Der Deutschordensstaat Preußen in der polnischen Geschichtsschreibung der Gegenwart. Hrsg. v. U. ARNOLD und M. BISKUP (QUELLEN UND STUDIEN ZUR GESCHICHTE DES DEUTSCHEN ORDENS, Bd. 30). Marburg 1982, S. 103—132.

28) LINGENBERG, Anfänge, S. 410.

29) Ebd. S. 418. Vgl. dazu U. ARNOLD, Der Erwerb Pommerellens durch den Deutschen Orden. In: WESTPREUSSEN-JAHRBUCH 30 (1980) S. 27—37.

30) Vgl. M. BISKUP, Die Rolle des Deutschen Ordens in Preußen in der Geschichte Polens. In: Deutschland, Polen und der Deutsche Orden (Sonderdruck der Deutschen UNESCO-Kommission) [Köln 1974], S. 19—29, hier S. 22; auch als Sonderdruck aus dem Internationalen Jahrbuch für Geschichts- und Geographieunterricht 16 (1975) [dort jedoch nicht erschienen], Braunschweig 1974. Vgl. auch U. ARNOLD, Deutschordensgeschichte und deutsch-polnische Schulbuchgespräche. In: Von Akkon bis Wien. Studien zur Deutschordensgeschichte vom 13. bis zum 20. Jahrhundert. Festschrift zum 90. Geburtstag von Althochmeister P. Dr. Marian Tumlir O.T. Hrsg. v. U. ARNOLD (QUELLEN UND STUDIEN ZUR GESCHICHTE DES DEUTSCHEN ORDENS, Bd. 20). Marburg 1978, S. 344—361 sowie allgemeine DERS., Schulbuchgespräche zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik Polen. Entwicklung — Probleme — Perspektiven. In: Bundesrepublik Deutschland — Volksrepublik Polen. Bilanz der Beziehungen, Probleme und Perspektiven ihrer Normalisierung. Hrsg. v. H.-A. JACOBSEN, C.-C. SCHWEITZER, J. SULEK und L. TRZECIAKOWSKI. Frankfurt/Main 1979, S. 328—364 (poln. Übersetzung Warszawa 1979).

pation mit 60–100 Toten<sup>31</sup>), wobei es sich hauptsächlich wohl um in die civitas geflüchtete pommerellische Ritter der Danziger Burg handelte. Das erklärt den Widerstand der „civitas“ gegenüber dem Orden, der wiederum die Totalzerstörung der „civitas“ im Anschluß an die Eroberung wahrscheinlich werden läßt. An diesem Punkt wäre es wünschenswert, daß die bislang zwar sehr ergiebigen und beeindruckenden<sup>32</sup>), aber flächenmäßig sehr geringen Grabungen im Bereich der ehemaligen civitas fortgesetzt würden, könnten sie doch auch zu diesem Bereich noch wesentliche, ergänzende und die bisherigen Vermutungen sichernde Aufschlüsse bringen.

Jene Zerstörung der civitas geschah aus politischen Gründen, nicht jedoch im Hinblick auf wirtschaftliche Konkurrenzprobleme mit Elbing: noch hatte Elbing eindeutig die Führungsrolle inne, wie sich z. B. im Norwegenhandel zeigt<sup>33</sup>); erst die Eingliederung Danzigs in den Ordensstaat brachte dessen entscheidenden und dauerhaften Aufschwung. Jene Zerstörung blieb offenbar auch singulär bei der Einnahme Pommerellens, die Zerstörung der Stadt Dirschau fand wohl nicht statt, wie Lingenberg überzeugend darstellt<sup>34</sup>). Die Vorgänge waren jedoch nicht nur für Danzig, sondern vor allem für Polen, das mit Hilfe des Ordens seine Landesherrschaft in Pommerellen festigen wollte, sich aber nunmehr geprellt sah, da der Orden das Land selber behielt, so gravierend, daß sie ein „Schlüsselerlebnis“ für das Verhältnis beider Staaten zueinander und darüber hinaus in unhistorischer Traditionsverlängerung für das deutsch-polnische Verhältnis bis zur Gegenwart wurden. Es ist gut, daß Lingenberg diesen Problemkomplex so sachlich, ja kühl behandelt; um so überzeugender sind seine Argumente, die jenseits aller Parteinahme zugunsten der einen oder der anderen nationalen Seite stets den Quellen in vorsichtiger Interpretation verbunden sind.

Dies ist ein Kennzeichen des ganzen Buches, von dem insgesamt gesagt werden darf, daß es den eingangs erwähnten<sup>35</sup>), sehr hoch gesteckten Anspruch durchaus erfüllt. Deutsche wie polnische Literatur bis 1981 ist umfassend ausgewertet und minutiös nachgewiesen, so daß der Leser den Argumentationen Lingenbergs jederzeit folgen kann. Tabellen und Karten erhöhen die Übersichtlichkeit, Register (einschließlich Sachregister) ermöglichen auch einen raschen Zugriff bei Detailfragen. Insgesamt ist die Arbeit sicher die bedeutendste deutschsprachige, die zur Entwicklung Olivas und Danzigs nach dem Kriege erschien. Sie bringt eine Fülle neuer Erkenntnisse, die auch den deutsch-polnischen Wissenschaftsdialog wesentlich beleben dürften. Darüber hinaus ist sie aber auch von wesentlichem Interesse für die allgemeine Stadtgeschichtsforschung, die nach einer anfänglichen Ausrichtung auf Westeuropa in letzter Zeit in wachsendem Maße Ostmitteleuropa und dann auch den Ostseebereich einbezieht,

31) In meinem 1980 veröffentlichten Vortrag (siehe Anm. 29) habe ich diese These bereits vertreten, wenn ich mich auch bei der Angabe von 16 Opfern noch der älteren Interpretation Erich Keyzers anschloß.

32) Auch in diesem Zusammenhang danke ich Herrn Dr. Andrzej Zbierski, Danzig, für eine ausführliche Führung durch die Grabungen im November 1975.

33) Dazu demnächst an anderer Stelle.

34) LINGENBERG, Anfänge, S. 431–433, bes. Anm. 110; meine frühere Meinung, sie sei zerstört worden — vgl. ARNOLD, Erwerb., a. a. O., S. 34 — ist entsprechend zu revidieren.

35) Siehe oben mit Anm. 2 und 3.

was wesentlich zum Erkenntnisgewinn für die allgemeine Entwicklung beiträgt.

Ein schwerwiegendes Negativum sei allerdings genannt, auch wenn es nicht in die Zuständigkeit des Autors fällt: Der Preis ist entschieden zu hoch und verhindert die Verbreitung der wichtigen Ergebnisse Lingenbergs, sind doch in der gegenwärtigen Situation auch Bibliotheken kaum noch in der Lage, solch teure Einzeltitel zu kaufen, zumal es sich um ein Thema handelt, dessen Schauplatz außerhalb der Bundesrepublik in einem von der universitären Lehre sehr stiefmütterlich behandelten Raum liegt. Auch aus diesem Grund erschien die ausführliche Vorstellung der Arbeit wichtig.

# Buchbesprechungen

Krystyna Cybulska — Maria Tarnowska, *Zasób Wojewódzkiego Archiwum Państwowego w Olsztynie. Informator* [Die Bestände des Staatlichen Wojewodschaftsarchivs in Allenstein. Kurzübersicht]. Olsztyn: Pojezierze 1982. 153 S., 22 Abb.

Anlässlich des 30jährigen Bestehens des Archivs wird die erste Übersicht über seine Bestände vorgelegt. Bisher waren wir auf einen Inventarkatalog aller polnischen staatlichen Archive aus dem Jahr 1971 angewiesen, in dem unter den einzelnen Archiven nur der Name des Bestandes (= Behörde), der Umfang und die Laufzeit der Akten vermerkt waren.

Die Bestände gliedern sich in die Akten vor 1945 (Nr. 1—398) und seit 1945 (Nr. 399—659). Hinzu kommen — als Dependance des Wojewodschaftsarchivs — die Kreisarchive in Mohrungen, Ortelsburg und Sensburg, die ausschließlich Akten der Unterbehörden seit 1945 verwahren.

Von Interesse ist hier die erste Hauptabteilung mit den Akten der ostpreußischen Behörden seit 1945. Waren im Inventarkatalog von den Zentralbehörden nur der Landtag des Herzogstums Preußen (1541—1714) und die Regierung in Allenstein genannt, so finden wir jetzt auch Reste des Etats-Ministeriums (318 Akten), des Oberpräsidiums (569 Akten), des Provinzialausschusses, der Provinzialverwaltung und des Provinziallandtags (1788—1915) sowie das Komitee der ostpreußischen und litauischen Stände verzeichnet. Einige dieser Bestände hatte schon 1963 Tadeusz Grygier in einem Bericht über die ehemals Königsberger Bestände im Wojewodschaftsarchiv Allenstein (in: KMW Nr. 2[80], 1963, S. 306—320) erwähnt. Er nannte allerdings auch Teile der Kriegs- und Domänenkammer Gumbinnen (111 Bände) und das Kuratorium der Albertus-Universität Königsberg (521 Bände) sowie die Generalkommission zu Königsberg (1024 Bände), die für die Ablösung der bäuerlichen Lasten und die Gemeinheitsteilungen seit 1819 zuständig war. Diese Bestände fehlen auch in der neuesten Kurzübersicht.

Die Bestände 9—27 sind ostpreußische Landratsämter, wobei von den vier ermländischen Braunsberg mit 2067 Akteneinheiten aus den Jahren 1827—1944 recht vollständig, die anderen drei nur in kleinen Resten erhalten geblieben sind.

Die Überlieferung der Domänenrentämter (Nr. 28—38) ist sehr lückenhaft. Der größte Bestand ist Braunsberg mit 153 Akten.

Unter den Stadtarchiven sind Wartenburg mit 3609, Rößel mit 932 und Allenstein mit 472 Aktennummern zu nennen, während von Braunsberg und Wormditt nur 10 bzw. 8 Bände überliefert sind und alle anderen ermländischen Stadtarchive offenbar als verloren gelten müssen.

Bisher nicht bekannt war die Existenz von Standesamtsregistern (seit 1874) von Bischofsburg, Gr. Köllen, Legienen, Rößel und Soweiden (Nr. 64) sowie von Heilsberg (Nr. 82). Dasselbe gilt für die Gerichtsakten (Nr. 129—162), unter denen ein kleiner Bestand des Landgerichts Allenstein (Nr. 129) sowie sehr umfangreiche Teile der Amtsgerichte Braunsberg (1749—1944) mit 3321 Aktennummern, Allenstein (1873—1943) mit 203 Aktennummern, Wormditt (1906—1936) mit 2104 Aktennummern und Mehl-sack (1773—1944) mit 909 Aktennummern zu nennen sind, während von den Amtsgerichten Wartenburg, Heilsberg und Rößel nicht nennenswerte Reste das Jahr 1945 überdauert haben.

Die Nummern 165—303 verzeichnen Notariatsakten — nach Kreisen geordnet. Es handelt sich jeweils nur um einige wenige Bände, aber erstaunlich ist die Zahl der überlieferten Notariate: für Braunsberg zwei (Dr. Paul Neumann und Anton Nieswandt), für Heilsberg 13 und für Allenstein 22.

Unter den „Spezialverwaltungsbehörden“ wird an erster Stelle (Nr. 304) der „Provinzialkonservator der Denkmäler der Kunst und Geschichte der Provinz Ostpreußen“ mit 4000 Akteneinheiten genannt. Der Umfang des Bestandes wirft Fragen auf: Grygier hatte 1963 658 Aktenbände, 15 041 Karten und 365 Siegelabdrucke erwähnt; im Inventarkatalog von 1971 war der Gesamtumfang mit 16 048 Positionen angegeben. — Recht gut ist auch die Überlieferung der Deutschen Reichsbahn, Direktion Königsberg (Nr. 317) mit fast 4000 Akten. Von der Oberpostdirektion Königsberg (Nr. 318) sind 270 Einheiten überliefert.

Die Akten kirchlicher Stellen (Nr. 324—382) verteilen sich ganz überwiegend auf die Superintendenturen, darunter auch Heilsberg mit 250 Akteneinheiten, und evangelische Pfarrarchive, unter denen nur die von Wartenburg und Allenstein nennenswerten Umfang aufweisen. Daß Akten des Pfarrarchivs Wartenburg bis 1733 zurückreichen (Nr. 368) und evangelische Pfarrarchive in Basien, Bludau, Klingenberg, Mertensdorf (Nr. 342) und im Forsthaus (!) Rothwalde (Gemeinde Wartenburg) sowie in Grieslienen, Gr. Purden, Ramsau, Süßenthal und Schönau bestanden haben (Nr. 370), ist ein Irrtum. Die darunter genannten Akten müssen anderer Provenienz sein. Katholische Pfarrakten (Nr. 380—382) werden für Wartenburg, Altwartenburg, Gr. Kleeberg, Klaukendorf, Gr. Lemkendorf und Ramsau genannt. Dort ebenfalls verzeichnete katholische Kirchenakten von Dakau und Groß Stürlack müssen eine andere Provenienz haben. Dakau gehörte zum katholischen Kirchspiel Riesenburg, Groß Stürlack zu Lötzen.

Unter der letzten Rubrik der Akten vor 1945, die Akten von Parteien, Organisationen und nichtstaatlichen Institutionen enthält, ist der wichtigste Bestand der Deutschen Volkspartei von 1890—1932 (Nr. 391) mit 1500 Akteneinheiten, leider nicht inventarisiert, und hier finden wir auch einen kleinen Rest (22 Nrr.) der Akten des Lyceums Hosianum in Braunsberg (Nr. 396).

Die Systematik dieser ersten, hier allein interessierenden Hauptabteilung der deutschen Aktenüberlieferung vor 1945 ist — für deutsche Verhältnisse — einigermaßen ungewöhnlich. Offenbar fehlen bei polnischen Archivaren die Kenntnisse über die preußische Behördenorganisation. Völlig aus dem Rahmen fällt die Einordnung der Justiz-Kollegien, die ja unmittelbare Vorgänger der Kreise und Amtsgerichte sind, bei den kirchlichen Behörden — zwischen Superintendenturen und evangelischen Pfarrarchiven (Nr. 336—338). Daß in diesem Fall nur Kirchen- und Schulakten erhalten geblieben sind, rechtfertigt nicht die Durchbrechung des Provenienzprinzips. Immerhin erleichtern zwei Indices der Bestandzeichnungen und der Ortsnamen das Auffinden.

Im Gegensatz zum Inventarkatalog von 1971 mit 224 Aktenbeständen verzeichnet die besprochene Kurzübersicht 398 aus der Zeit vor 1945. Wir finden Angaben über den Verzeichnungsstand, d. h. vorhandene Findbücher (in wenigen Fällen), Karteien (in der Mehrzahl) oder unverzeichnet (nicht selten), und bei einigen durch Findbücher erschlossenen Beständen sind auch ausführlichere Inhaltsangaben gemacht, z. B. beim Landratsamt Braunsberg und den Stadtarchiven Wartenburg, Allenstein und Rößel.

Für den Benutzer, für den solche Archivübersichten herausgegeben werden, stellt sich allerdings die Frage nach den Bestandsnummern. Sind es die laufenden Nummern der Übersicht? Das ist kaum vorstellbar, denn das hieße ja, daß sämtliche, Zehntausende von Akten innerhalb der letzten zehn Jahre umsigniert worden wären (das Archiv der katholischen Kirchengemeinde Wartenburg trug 1971 die Nummer 211, 1982 die Nummer 380). Es bleibt nur zu wünschen, daß die neue Bestandsordnung auch eine neue, d. h. eine bessere Benutzungsmöglichkeit in sich schließt. Das Archiv, das über 4000 lfd. Meter Akten verfügt, beschäftigt, wie wir der historischen Einleitung entnehmen können, heute 45 Mitarbeiter, darunter 12 wissenschaftliche Archivare. Das sind — für unsere Verhältnisse — unwahrscheinlich günstige Voraussetzungen. Ein bundesdeutsches Staatsarchiv vergleichbarer Größe verfügt über zwei wissenschaftliche Archivare.

Brigitte Poschmann

**Preußisches Wörterbuch. Deutsche Mundarten in Ost- und Westpreußen.** Hrsg. von Erhard Riemann im Auftrage der Akademie der Wissenschaften und Literatur, Mainz. Bd. 2, Lfg. 4—10. Bearb. von Erhard Riemann und Ulrich Tolksdorf. Neumünster: Karl Wachholtz-Verlag 1976—1981. Sp. 385—1318.

Planmäßig haben die Bearbeiter mit weiteren 7 Lieferungen den 2. Band des Wörterbuchs abgeschlossen, das auf 4 Bände und einen 5. Registerband projiziert ist (vgl. ZGAE 38, 1976, S. 90—92). Diese Lieferungen umfassen die Wörter „Gezeug“ bis „Juxzeug“. Selbst für den, der keine Mundart spricht, taucht viel Vertrautes beim Durchblättern des Bandes auf, Idiome, die bis heute auch die Hochsprache des Ostpreußen bestimmen. Da ist das „Gnuschel“ (= kleines Kind, Wesen), das vielleicht mitreden will, der „Gluper“ (= mürrischer Mensch) oder — als Schimpfwörter — der „Gnatzkopf“ und der „Glumskopf“ oder — als Steigerung — der „glomskoppsche Krät“. Die Heilsberger (breslauerische) Mundart begegnet uns bei „Glimse“, einer schlecht brennenden Lampe. Aber auch „hinwaschen“ (= hinfallen, stürzen) finden wir nur im mittleren Ermland, ebenso das Wort „horchen“ in der Bedeutung von warten: „Ich muß nach dem horche“ (= ich muß auf ihn warten). Statt sich hinzusetzen, „huckt man sech hin“, und wenn man „sech e Kornche hinhuckt“, dann ruht man sich ein bißchen aus. Gelegentlich spürt man etwas von den „Klassenverhältnissen“ im Ermland. Ein „Halbkondukt“ war eine Beerdigung 3. Klasse ohne Assistenz und Orgelmusik.

Auch Sprichwörter finden wir, die z. B. die Rivalität einzelner Dörfer kennzeichnen, so unter Glottau: „Gehst nach Derz, loß e Färz, gehst nach Glott, fällt enne Mott, gehst nach Knope, loß dech schroape, gehst nach Battatron, best wedda e hebscher Sohn.“ — Dieses Wörterbuch kann nur sehr eindringlich empfohlen werden.

Brigitte Poschmann

**Lothar Ploetz, Ploetz für Ermländer.** Hrsg. von der Bischof-Maximilian-Kaller-Stiftung. (Münster: Kaller-Stiftung) 1982. 108 S.

Die Wortsammlungen von Lothar Ploetz, die bisher unter dem Titel „Heimatliches Wörterbuch“ im Ermlandbuch in Fortsetzungen erschienen sind, liegen jetzt in einer selbständigen Publikation vor. Der ermländische Priester Lothar Ploetz, geboren am 18. 5. 1908 in Frauenburg, Kr. Braunsberg, gestorben am 21. 12. 1975 in Nortorf, Kr. Rendsburg-Eckernförde (Schleswig-Holstein), hat in jahrelanger Arbeit — vor allem wohl als Mit-

arbeiter des kirchlichen Suchdienstes von 1949—1953 — eine stattliche Sammlung ostpreußischer Ausdrücke und Redensarten zusammengetragen. Es sind etwa 2000 Worte und 400 Redensarten und Redewendungen.

Der Verfasser begrenzt selbst seinen Bearbeitungsraum, indem er nur berücksichtigt, „was man so im nördlichen Raume zwischen Elbing und Königsberg gesprochen hat, unter bewußter Ausschließung des Breslausehen“. Beim Durchgehen der Wortlisten zeigt sich aber sehr schnell, daß über 90 % der Ausdrücke und Redewendungen in ganz Ostpreußen verbreitet waren, also auch in dem mitteldeutschen (hochpreußischen, oberländisch-breslausehen) Dialektgebiet, und damit auch in der breslausehen Mundart des Kreises Heilsberg.

Überhaupt ist der „Ploetz für Ermländer“ kein Mundartwörterbuch und reklamiert dies auch nicht für sich, vielmehr ist es eine Wortsammlung mehr oder weniger typischer ostpreußischer Worte, die aus den Dialekten Ostpreußens in die hochdeutsche Umgangssprache eingedrungen waren und auch heute noch von vielen Ostpreußen mehr oder weniger bewußt in ihrem aktiven Wortschatz gebraucht werden. Ein kurzer Gang durch das Alphabet mag dies bestätigen: aasig („schlecht, elend“), Abmachel („ausgebratener Speck zum Abschmecken der Speisen“), Baubau („Gespenst als Kinderschreck“), bedrippst („kleinlaut, betrübt“), Brasel („altes Gerümpel“), Deikert („Teufel“), kalbekern („lärmend reden“), Posauk („roher Mensch“), schabbern („schwätzen“), Schmand („Sahne“), Zoch („Pflug“). An manchen Stellen der Wortsammlung sind auch ganze Wort- und Sachfelder geschlossen erfaßt, etwa „Ostpreußische Getränke“, „Ostpreußische Gerichte“.

Zusätzlich zur Wortsammlung sind dann noch Spezialverzeichnisse abgedruckt, wie etwa typische Orts- und Familiennamen, die je nach ihrer Herkunft (altpreußisch, litauisch, polnisch, hebräisch usw.) zusammengestellt sind.

Auf die Kurzkapitel „Proben ostpreußischer Volksdichtung“ und „Ermländische Philosophie“ hätte man wohl lieber verzichten sollen, da gibt es bessere und typischere „Proben“.

Insgesamt gesehen aber ist der „Ploetz für Ermländer“ (und nicht nur für diese) ein kleines, geglücktes „Volkswörterbuch“ und Nachschlagewerk; wissenschaftlich nicht verfremdet, leserfreundlich geordnet und informativ für jeden, der dem ostpreußischen Idiom begegnet und über diese Sprachkultur etwas genauer aufgeklärt werden möchte. Ulrich Tolksdorf

**Edward Carstenn, Elbinger Geschichte.** (Elbinger Hefte, 5.) Münster-Bremerhaven: Truso-Verlag<sup>1</sup> 1982. 70 S., 4 Kunst-Druckseiten.

Die vorliegende Veröffentlichung ist die zweite Auflage der 1950 erschienenen Kurzfassung der Elbinger Geschichte aus der Feder des 1957 in Wetter an der Ruhr verstorbenen Stadthistorikers Prof. Dr. habil. Edward Carstenn. Während am Text nichts verändert oder ergänzt wurde, konnten die Illustrationen gegenüber der ersten Auflage erweitert werden. Hervorzuheben ist bei dieser Kurzfassung der Elbinger Stadtgeschichte ihre gute Lesbarkeit, die die Lektüre nicht nur für den Fachhistoriker, sondern auch für den an der Geschichte Elbings interessierten Laien zum Vergnügen macht.

Carstenn hat es verstanden, den Ablauf der 750jährigen Elbinger Stadtgeschichte in insgesamt 28 kurzen Kapiteln in anschaulicher Weise nachzuzeichnen. Die Darstellung beginnt mit dem Bericht des angelsächsischen

Reisenden Wulfstan an den englischen König Alfred den Großen am Ende des 9. Jahrhunderts, schildert dann die Gründung Elbings durch den Deutschen Orden im Jahre 1237 und die Kodifikation des Stadtrechts in der Elbinger Handfeste und behandelt anschließend die Rolle des Orts in dem großen Prußenaufrstand von 1273. Schon kurz nach der Gründung der Stadt entwickelte sie sich zu einem wichtigen Platz für den Fernhandel. Wie groß die Bedeutung der Schifffahrt für das mittelalterliche Elbing war, erhellt aus der Tatsache, daß bereits auf dem ältesten Stadtsiegel von 1242 eine Kogge mit Steuermann abgebildet ist. Die Geschehnisse der westpreußischen Stadt im 14. und 15. Jahrhundert wurden ihm wesentlichen von ihren Beziehungen zur Hanse und zum Deutschen Orden bestimmt. Sowohl an der Blüte als auch am Niedergang der Hanse nahm Elbing Anteil. Der Verfall des Ordensstaates und der Aufstieg Danzigs waren zwei Vorgänge, die sich nachteilig für den Handel und Wandel des Orts auswirkten. Carstenn schildert im folgenden die Einführung der Reformation in Elbing und den Verlust des umfangreichen Elbinger Landgebiets an den aufstrebenden Hohenzollernstaat am Ende des 17. Jahrhunderts. Seiner Einnahmen aus dem städtischen Territorium beraubt, fristete der Ort in den folgenden Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts ein kümmerliches Dasein. Erst nach dem Übergang Elbings an Preußen nach der Ersten Teilung Polens (1772) kam es zur Erholung von Wirtschaft und Handel. Wenn auch die Napoleonische Zeit nochmals Rückschläge für die Stadt mit sich brachte, konnte doch ihr wirtschaftlicher Aufschwung nicht gebremst werden. Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte sich Elbing zur Industriestadt, wobei vor allem der Schiffbau — erwähnt sei hier die Schichau-Werft — eine zentrale Rolle spielte. Die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs vernichtete alle diese hoffnungsvollen Ansätze und beendete eine jahrhundertelange Phase kontinuierlicher Stadtentwicklung.

Die Truso-Vereinigung war gut beraten, dieses Werk in einer zweiten Auflage herauszubringen, wenn auch das Fehlen jeglicher Anmerkungen zumindest für den wissenschaftlichen Benutzer nachteilig ist.

Stefan Hartmann

**Wolfgang Wippermann, Der Ordensstaat als Ideologie.** Das Bild des Deutschen Ordens in der deutschen Geschichtsschreibung und Publizistik. Mit einem Geleitwort von Klaus Zernack. (Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 24. Publikationen zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen, Bd. 2.) Berlin: Colloquium Verlag 1979. XI, 456 S.

Wie kaum ein anderes Thema der deutschen Geschichte war und ist die Geschichtsschreibung über den Deutschen Orden von Vorurteilen — im ganz landläufigen Sinne — bestimmt. Auch heute sind Bücher auf dem Markt, die die Rittermönche verherrlichen, deren Tugenden „im Offizierskorps des Königreichs Preußen“ erhalten geblieben seien (so Hans-Joachim Schoeps 1966), wie auch solche, die in der Vertreibung der Deutschen aus den Ostgebieten eine moralische Rechtfertigung der Untaten des mittelalterlichen Ordens sehen (so Marian Biskup 1966). Aber die unterschiedliche Sicht ist nicht nur eine Frage der deutschen oder polnischen Nationalität des Autors. Seit dem 16. Jahrhundert scheiden sich die Geister, als Chronisten begannen, die Geschichte Preußens im Interesse einer bestimmten Politik zu schreiben: der westpreußische Dominikanermönch Simon Grunau, der sein Werk dem polnischen König widmete, Lucas Da-

vid, der im Auftrag der preußischen Stände den Deutschen Orden als „Rechtsvorgänger“ des Herzogtums Preußen darstellte. Überwiegend negativ war auch das Bild, das die Aufklärer von dem Ritterorden zeichnen, dessen Heidenkampf allen Vorstellungen von Toleranz widersprach. Erst mit Johannes Voigt, der seine neubändige Geschichte Preußens bis zum Untergang der Deutschordensherrschaft in den Jahren 1827 bis 1839 schrieb, begann die positive Beurteilung, die in der deutschen Geschichtsschreibung im wesentlichen bis heute erhalten geblieben ist, ja sich in der Zeit des Nationalismus bis hin zum Nationalsozialismus ins Mythische steigerte und sich durch einen ausgeprägten antipolnischen Akzent auszeichnete. Erst in den letzten zwei Jahrzehnten haben sich in der bundesdeutschen Geschichtsforschung die Stimmen gemehrt, die sich gegen diese bewußte oder unbewußte Ideologisierung zur Wehr setzen und sie kritisieren. Der Autor nennt hier zu Recht Hans-Hubert Hofmann, Manfred Hellmann und Manfred Boockmann.

W. analysiert nicht nur die Geschichtsschreibung über den Deutschordensstaat — angefangen von der Ordenschronistik bis in die Gegenwart, mit einem kurzen abschließenden Kapitel über den Deutschen Orden im historisch-politischen Bewußtsein Polens —, sondern er geht dabei auch der Frage nach, wie und warum solche Vorurteile entstanden sind. Das ist das Lesenswerte an dem Buch.

Auch für die ermländische Geschichtsschreibung ist diese Fragestellung aktuell. Schließlich war das Bistum nicht nur über 200 Jahre mit dem Deutschen Orden liiert, sondern es sagte sich 1464 von ihm los und wählte als neuen Schutzherrn den König von Polen — in der damaligen Situation ein Akt politischer Klugheit und Einsicht —, und das Ermland ist in den 300 Jahren unter polnischer Herrschaft auch nicht schlecht gefahren. Trotzdem wird der Akt von 1464 in der ermländischen Geschichtsschreibung kaum positiv gewertet, sondern lediglich als ein Zeichen der „Selbstständigkeit“ des Bistums innerhalb des Ordensstaates verstanden. Genauso ist es eine Frage der Ideologie — denn die Fakten sind eindeutig —, ob die Einverleibung des Ermlands in den preußischen Staat 1772 als „Wiedergewinnung“ oder als „Annexion“ verstanden wird.

Brigitte Poschmann

**Hartmut Boockmann, Der Deutsche Orden. Zwölf Kapitel aus seiner Geschichte.** München: Verlag C. H. Beck 1981. 319 S., 41 Abb., 2 Karten (Beckse Sonderausgaben).

Nicht oft kommt einem ein Geschichtsbuch in die Hand, das zugleich in der Sache informativ, in der Darstellung ausgewogen und im Stil ansprechend ist. Ist der Gegenstand des Buches zudem im Urteil der Zeitgenossen immer noch zwischen Verherrlichung und Verketzerung angesiedelt, so weiß man eine nüchterne, die Probleme nicht ausklammernde Geschichtsschreibung um so mehr zu schätzen.

In den beiden ersten Kapiteln wird der Deutsche Orden in seinen Anfängen im Heiligen Land und im Reich dargestellt; er wird eingeordnet in das Geschehen der Kreuzzüge und das Entstehen der Ritterorden; die Stifter des Ordens, die durch ihre Schenkungen die materielle Grundlage schufen, werden vorgestellt und ihre Motive verständlich gemacht; die soziale und räumliche Herkunft der Ordensritter erklärt zugleich manche Besonderheiten und spätere Konflikte innerhalb der Ordensgemeinschaft in Preußen.

Das 3. bis 10. Kapitel zeigen den Deutschen Orden in seinem eigentlichen Herrschaftszentrum, in Preußen. Die Voraussetzung der Herrschaftsbildung in Preußen, die Goldbulle von Rimini und vor allem der in der deutsch-polnischen Forschung noch immer kontrovers interpretierte Kruschwitzer Vertrag mit dem Herzog von Masowien werden in ihrer Entstehung und Bedeutung dargestellt, und es ist schon ein Meisterstück, wie der Verf. gerade bei letzterem Vertrag mit allgemeinen Geschichtserfahrungen und durch den Blick für das Wesentliche die Kontroverse auflöst.

Die Eroberung des Landes und seine neue Besiedlung, ländliche und städtische Verfassung und die Bevölkerungssituation werden im 4. und 5. Kapitel behandelt, während das 6.—8. Kapitel der Außenpolitik, dem Verhältnis des Ordens zu Polen und Litauen gewidmet ist. Dabei entwirft B. im Zusammenhang mit den Kreuzzügen gegen die Litauer, den „Litauerreisen“, ein sehr anschauliches, buntes Bild der spätmittelalterlichen Adelskultur.

Das 9. Kapitel zeichnet dann die „inneren Strukturen des Ordensstaates Preußen“ nach. Trotz der Übernahme des Begriffes „Ordensstaat“ werden hier die Landesherrschaften der Bischöfe und Domkapitel und deren Sonderstellung nicht vergessen. Das 10. Kapitel, „Der Deutsche Orden im 15. Jahrhundert“, beginnt mit dem Erstarken der Stände, verdeutlicht die Ursachen ihrer Opposition und schildert den quasi zwangsläufigen Weg zur Säkularisation, damit schon ins 16. Jahrhundert hinübergreifend.

Die Schlußkapitel sind der Deutsch-Ordensgeschichte im Reich bis zur Gegenwart gewidmet und geben einen historiographischen Überblick über den Deutschen Orden in der Geschichtsschreibung und im historischen Bewußtsein vor allem des 19. und 20. Jahrhunderts, wobei die romantische Hinwendung zum Mittelalter durch Johannes Voigt, die preußisch-nationalistische Geschichtsschreibung Heinrich v. Treitschkes, die darauf aufbauende nationalsozialistische Ideologie und schließlich das polnische Geschichtsbild die Schwerpunkte bilden.

Das Buch bietet den neuesten Forschungsstand. Es liegt auf der Hand, daß bei einer solchen Gesamtsicht Einzelfragen nicht immer einer detaillierten Darstellung unterzogen werden können und dem Fachmann gelegentlich etwas zu pauschal erscheinen. Dem interessierten Leser werden dafür aber zu den einzelnen Kapiteln weiterführende Quellen- und Literaturangaben geboten.

So liegt hier ein Fachbuch im besten Sinne vor, das die wesentlichen Punkte der Geschichte des Deutschen Ordens nüchtern und doch packend behandelt, keine Helden-, aber auch keine Ketzergeschichte ist, sondern eine geschichtliche Darstellung, die die ferne Welt des Mittelalters auch dem Nichtfachmann verständlich macht, die aktuelle Zeitbezüge nicht scheut und dadurch dem Buch zusätzliche interessante Aspekte gibt.

Gut ausgestattet ist der Band durch die Abbildungen und deren ausführliche Erläuterungen sowie durch zwei Karten — eine glückliche und nicht alltägliche Ergänzung des Inhalts.

Brigitte Poschmann

**Der Deutschordensstaat Preußen in der polnischen Geschichtsschreibung der Gegenwart.** Hrsg. von Udo Arnold und Marian Biskup. (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, Bd. 30.) Marburg: N. G. Elwert Verlag 1982. X, 278 S., 2 Karten.

Feuer und Wasser wollten sie zusammenbringen, wurde laut Vorwort von den Herausgebern des vorliegenden Sammelbandes gesagt. Das Feuer

ist natürlich der Deutsche Orden, und das Wasser wird hier sozusagen von acht lebenden polnischen Historikern in neun Aufsätzen darüber gegossen. Die folgende Rezension will — um schon beim Bilde zu bleiben — anregen, an den intensiven Löscharbeiten der polnischen Historiker teilzunehmen.

Den einleitenden Beitrag „Die Erforschung des Deutschordensstaates Preußen, Forschungsstand — Aufgaben — Ziele“ schrieb der Mitherausgeber Marian Biskup, Professor in Thorn und 1973—1978 Präsident der Polnischen Historischen Gesellschaft. In seiner informativen Übersicht weist Biskup bei der Erwähnung der neueren deutschen Arbeiten über die Ordensgeschichte auf die von W. Hubatsch angeregten Forschungen hin, „wenn auch dessen Einstellung recht einseitige Züge zeigte“ (S. 3). „Neue Impulse“ hätten Untersuchungen aus der Schule von M. Hellmann gegeben. Zu den bedeutenden Erfolgen im Bereich der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Deutschordensstaates rechnet Biskup die Arbeit von Brigitte Poschmann über die Stellung der Bistümer und der bischöflichen Güter (ZGAE 30, 1962). Gleichsam an unsere Adresse sind zwei Forschungsdesiderata Biskups gerichtet: „Sehr dringlich scheint ferner die Bearbeitung des Problems der Siedlung im bischöflichen Ermland von der zweiten Hälfte des 14. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts zu sein“ (S. 31) und: „Erwägen sollte man die Möglichkeit, das Ermländische Urkundenbuch über 1435 hinaus wenigstens bis 1455 bzw. 1466 fortzusetzen“ (S. 34). Biskup rühmt, und Gerard Labuda schließt sich ihm in seinem Aufsatz „Zu den Quellen der ‚Preußischen Chronik‘ Peters von Dusburg“ an, die Arbeit von Marzena Pollakówna über „die wichtige Rolle des preußischen Elements bei der Siedlung im bischöflichen Ermland bis zum 15. Jahrhundert“ (Osadnictwo Warmii w czasach krzyżackich. Poznań 1953. Vgl. die Besprechung von B. Poschmann in: ZGAE 31/32, 1967/68, S. 455 f. Das Werk erschien nicht, wie in Anm. 19 fälschlich angegeben, in dem Sammelband Szkiecy z dziejów Pomorza. Der ebd., Bd. 1, S. 160 ff., veröffentlichte Aufsatz behandelt den Untergang der preußischen Bevölkerung).

Besondere Beachtung verdient die Arbeit von Henryk Lówmiański „Anfänge und politische Rolle der Ritterorden an der Ostsee im 13. und 14. Jahrhundert“. Lówmiański läßt uns von vornherein über die Tendenz seiner Ausführungen nicht im unklaren, indem er für die Entstehung der Ritterorden vor allem zwei Faktoren verantwortlich macht, die militärisch-politische Expansion und die westliche Feudalideologie. So habe auch der Deutsche Orden sich der Feudalexpansion im Osten angeschlossen. „Die Vertreibung der Ordensritter [aus Siebenbürgen] hatte verhängnisvolle Folgen für die Ostseegebiete. Sie hat nämlich zur Übertragung der ehrgeizigen, politischen Ziele des Ordens an die Weichsel und später zu ihrer Durchführung in diesen Gebieten beigetragen“ (S. 52). Seiner Ablehnung der Gründung des Deutschordensstaates in Preußen gibt Lówmiański am Schluß seiner Ausführungen deutlich Ausdruck. Die Durchsetzung des deutschen Staatswesens in Preußen werde allgemein als das wichtigste Ergebnis der Tätigkeit des Ritterordens an der Ostsee angesehen. Diese Tatsache besitze aber „keine besondere Aussagekraft, mit der Ausnahme, daß sie wegen der Methoden der Unterjochung eines Volkes, das an der Schwelle zur Gründung seines eigenen Staatswesens stand, Mißbilligung hervorruft“ (S. 84). Die eigentliche Bedeutung gewinne die Begründung des Deutschordensstaates dadurch, daß Preußen nach dem Verschwinden des Ordens einen „heterogenen Einschub“ bildete, der in

einem unvermeidlichen Konflikt mit seiner Umgebung gestanden habe und danach strebte, politische und territoriale Verbindung zur alten Heimat anzuknüpfen und damit „die aggressiven Tendenzen dieser Heimat anspornte“ (S. 84). Łówmiański hat allerdings seine Behauptung von den Ansätzen zur Bildung eines preußischen Staates selbst eingeschränkt, wenn er schon an früherer Stelle von den Prußen bemerkte: „Wir wissen nicht, in welchem Umfang eine Tendenz zur Staatenbildung bestand“ und dann fortfährt: „Offensichtlich ist aber, daß zu ihrer Verbreitung die nachbarlichen Herzöge von Pommerellen und Masowien nicht beitrugen. Diese strebten nämlich danach, die Neugetauften unter ihre eigene Jurisdiktion zu bringen und sie mit übermäßigen Verpflichtungen zu belasten . . . Die Reaktion der Prußen auf diese Versuche zeigte sich in zahlreichen Überfällen dieser Stämme auf die Nachbarländer“ (S. 53). Dazu eine Stelle aus dem Aufsatz von Benedykt Zientara „Preußische Fragen in der Politik Heinrichs des Bärtigen von Schlesien“: „Für das vereinigte Polen . . . sollten die Siedlungen des Deutschen Ordens den Ausgangspunkt zur Eroberung Preußens bilden“ (S. 101). Die Ausführungen Łówmiańskis und Zientaras lassen sich wie folgt zusammenfassen: 1) Die Angriffe der Prußen auf Masowien waren eine Reaktion auf die Angriffe von polnischer Seite. 2) Polen verfolgte gegenüber Preußen eine Eroberungspolitik. Die Auffassung Łówmiańskis, daß das Auftreten der Ordensritter im Osten geeignet gewesen sei, „den natürlichen Verlauf der Ereignisse aufzuhalten, wie er sich sonst aus den regionalen Verhältnissen ergeben hätte“ (S. 78), daß also die eingessessenen Völker des Ostens, Polen, Prußen und Litauer, ohne den „heterogenen Einschub“ auf natürliche, d. h. friedliche Weise zueinander gefunden hätten, will angesichts der erwähnten Aktivitäten von polnischer Seite gegen die Prußen nicht recht überzeugen. In den Hypothesen Łówmiańskis ist zuviel Irreales. Es verwundert nicht, daß er ähnlich wie Halecki in seiner Geschichte Polens es als den entscheidenden Fehler Konrads von Masowien ansieht, daß er die Ordensritter überhaupt an die Weichsel gelassen hat. Immerhin gesteht er ihnen zu, daß sie Preußen gut bewirtschaftet haben.

Bei einem Blick ins Autorenverzeichnis überrascht nicht, daß Łówmiański der älteste der an dem Sammelband beteiligten polnischen Historiker ist (geb. 1898). Jüngere wie Biskup (geb. 1922) und Zientara (geb. 1928) verfahren mit dem Deutschen Orden glimpflicher, Biskup allerdings nicht hier, sondern in einem Gespräch mit der Danziger Zeitschrift „Czas“ vom 12. 3. 1980 (deutsch in der in Bonn erscheinenden „Kulturpolitischen Korrespondenz“ vom 15. und 25. 5. 1980). Im 13. Jahrhundert habe man, so Biskup, die Kreuzritter für amici, Freunde des Königreichs Polen, gehalten. Die amicitia fand 1308 mit der Besetzung Pommerellens durch den Orden ein Ende. Als amici begegnen sich Deutschordensritter und Polen auch in dem Drama „Das Kreuz an der Ostsee“ von Zacharias Werner. Es mag erstaunen, daß hier ein Dichter genannt wird. Einmal aber wurde Werner als preußischer Beamter in den nach den Teilungen Polens besetzten Gebieten von einer tiefen Zuneigung zum polnischen Volk erfüllt, was ihm dieses noch heute dankt. Zum anderen kann es schon einmal vorkommen, daß ein Dichter, wenn er die Geschichte respektiert und sie nicht zu einseitigen Tendenzen mißbraucht, geschichtliche Welten und ihre Gestalten noch besser zu erhellen vermag als der Fachhistoriker. Als Beispiele seien die drei großen deutschen Geschichtsdramen angeführt: Schillers „Wallenstein“, Grillparzers „Ein Bruderzwist in Habsburg“, Haupt-

manns „Florian Geyer“. In Werners „Kreuz an der Ostsee“ verteidigen Deutschordensritter und Polen Seite an Seite die masowische Herzogsburg Plock gegen die anstürmenden Prußen. In der Herzogin Agaphia, der Gattin Konrads von Masowien, hat Werner dem polnischen Volk eine wunderbare Frauengestalt geschenkt. „Das Kreuz an der Ostsee“ dürfte das einzige Drama der Weltliteratur sein, in welchem Polen, Deutsche und Prußen gleichzeitig auftreten. Jedenfalls scheint in der Wertung des Deutschen Ordens durch die polnischen Historiker ein altersbedingtes Gefälle nicht zu übersehen sein, auch wenn der Unterschied nicht so groß sein mag, wie ihn die polnischen Historiker bei der deutschen Ordensforschung zwischen der Hubatsch- und der Hellmann-Schule registrieren zu können glauben.

Noch einmal ergreift Marian Biskup die Feder für den Aufsatz „Die Fronpflichten der Zinsbauern im Ordensland Preußen in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts“. Seine Feststellung, daß die Heranziehung der Zinsbauern zu stark erweiterten Fronpflichten in besonders krasser Form bei den Gütern des ermländischen Domkapitels begegnete, und sein Hinweis auf den Streit der Zinsbauern des Kammeramtes Mehlsack mit dem ermländischen Domkapitel in den Jahren 1440—1442 sind geeignet, unsere Vorstellung, daß unter dem ermländischen Krummstab besonders gut zu leben war, ein wenig anzukratzen.

In dem Aufsatz „Die Stellung der pommerellischen Herzöge zur Preußen-Frage im 13. Jahrhundert“ von Jan Powierski ist von Kaschuben nicht die Rede. Es heißt da lediglich: „Pommerellen wurde im frühen Mittelalter von einer Bevölkerung bewohnt, die in sprachlich-ethnischer Hinsicht polnisch, jedoch in bestimmten Zeiträumen politisch vom polnischen Piastenstaat unabhängig war“ (S. 104). Nicht unterschlagen sei, daß Powierski die polnisch-prußischen Beziehungen etwas anders akzentuiert als Lówmiański und Zientara.

Die in der Rezension nicht traktierten Aufsätze seien wenigstens genannt: „Die Zeugenaussagen in den Prozessen Polens gegen den Deutschen Orden im 14. Jahrhundert“ (Helena Chłopocka), „Bemühungen um die Gründung einer Universität in Kulm im 14. und 15. Jahrhundert“ (Zenon Hubert Nowak), „Die Anfänge der ständischen Vertretung der Ritterschaft im Ordensland Preußen im 15. Jahrhundert“ (Karol Górski).

Es ist den Herausgebern des Sammelbandes zu danken, daß sie in schöner Zusammenarbeit einen interessanten Einblick in den Stand der heutigen polnischen Deutschordensforschung gegeben haben. Der Deutsche Orden aber verdient Respekt, daß er den Band vorbehaltlos in seine Buchreihe aufgenommen hat, obwohl ihm in den Aufsätzen gewiß nicht nur Anerkennung gezollt wird.

Hans Preuschoff

**Sven Ekdahl, Die Schlacht bei Tannenberg 1410. Quellenkritische Untersuchungen. Band I: Einführung und Quellenlage.** (Berliner Historische Studien, Bd. 8.) Berlin: Duncker & Humblot 1982. XX, 378 S., 64 Abb.

Der Autor, der schon mehrere Arbeiten über die Ordensgeschichte des frühen 15. Jahrhunderts (Banderia Prutenorum, Soldbuch u. a.) geliefert hat, veröffentlicht hier Quellenkritische Untersuchungen zur Schlacht bei Tannenberg 1410. Im ersten Band beschränkt er sich auf Einführung (S. 1—78) und Quellenlage. Im ausstehenden zweiten Band werden die Quellen- und Literaturverzeichnisse sowie Personen- und Ortsnamenregister enthalten sein. Ihm sollen auch vier Spezialuntersuchungen (Teil 2)

und die Edition einiger wichtiger Quellen (Teil 3) folgen. Im Vorwort begegnet E. etwaigen Zweifeln, ob eine so breite Beschäftigung mit einer mittelalterlichen Schlacht heutigem wissenschaftlichem Bedürfnis entspräche, mit dem Argument, daß allein ihre Auswirkungen auf das historische und politische Bewußtsein in Polen und in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert ausreichen, um das Thema „Tannenberg“ oder „Grunwald“ als wichtig erscheinen zu lassen. Nach einer ausführlichen Darstellung der Geschichte des Deutschen Ordens und seiner Beziehungen zu den östlichen Nachbarn bis 1466 unter Einbeziehung einer umfassenden Bibliographie legt E. den Stand der Forschung dar. Das Długosz-Jahr 1980 in Polen habe das ungebrochene wissenschaftliche Interesse an der Schlacht bewiesen.

Die Niederlage des Ordens von 1410 bildet für E. die grundlegende Frage, die sich der Forschung bietet; diese könne sich aber angesichts der großen Monographie von Stephan Kuczyński („Wielka Wojna“) nur in „Punktanalysen“ äußern. Erst wenn die Grundlagenforschung tiefer in die quellenkritischen Fragen eingedrungen sei, könne sich eine neue Synthese ergeben. Die Quellenlage nimmt den überragenden Teil des Buches ein. E. hat die Bestände des Königsberger Staatsarchivs, der Stadtarchive Danzig, Elbing und Thorn sowie alle in Frage kommenden Archivalien in Ordensbesitz, Polen und Litauen gesichtet, ohne jedoch von einer vollständigen Quellenübersicht sprechen zu können. Er erwähnt auch Quellen zur Tannenbergforschung im Vatikan und in der Universitätsbibliothek Eichstätt, wo Gustav Sommerfeld, dessen Lebensende bisher leider unbekannt geblieben ist, in der Sammelhandschrift Ms 698 den für die Tannenbergforschung so bedeutungsvollen Brief Jagiello an den Erzbischof Nikolaus Kurowski von Gnesen vom 16. Juli 1410 fand. Aber erst 26 Jahre später veröffentlichte ihn Ernst Schnippel mit deutscher Übersetzung, hielt jedoch irrtümlich den Erzbischof Oleśnicki für den Verfasser. Die westeuropäischen Archive durchforschte Werner Paravicini bei seinen Studien über die Beteiligung französischer, belgischer und englischer Ritter an den Preußenreisen. In diesem Zusammenhang erscheint ein Hinweis Ekdahls auf einen in der bisherigen Forschung nicht beachteten Aspekt des Problemkomplexes „Heidenmission — Siedlung — Litauerreisen“ bemerkenswert, nämlich die Verwendung meist kriegsgefangener Frauen und Kinder litauischer Herkunft als Arbeitskräfte für den Orden, die preußischen Adligen und die Städte. Fast ein Drittel des Werkes betrifft die schriftlichen Quellen zur Schlacht, die bis zu den Annalen des Jan Długosz († 1480) reichen. Hier wird besonders das Problem des gerechten Krieges („bellum iustum“) erörtert, und zwar im Anschluß an die an der Krakauer Universität aufkeimende augustinisch-gregorianische Welt- und Geschichtsauffassung, die von dem Werk „De bellis iustis“ des Krakauer Kanonisten Stanislaus Skarbimierz ausging. Auf diese Weise soll die Teilnahme tatarischer Heiden heruntergespielt werden.

Im Gegensatz zu den geschichtstheologischen und moralisierenden Vorwürfen nach augustinischen Mustern und Tendenzen hat die kritische Geschichtsforschung die eigentlichen Tatsachen aufzudecken. Die wichtigste Aufgabe sieht E. in der vergleichenden Quellenkritik der *Cronica conflictus* mit den Annalen des Jan Długosz. Nach Ansicht von Strehlke wurde sie Ende 1410 von einem Augenzeugen der Schlacht verfaßt. E. stellt sich die Frage, wer die verschollene Handschrift (Abschrift aus der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts) wann und warum auf welcher Quellenbasis ver-

öffentlich hat. Für ihn sind das die vornehmsten quellenkritischen Probleme um die Schlacht bei Tannenberg. Nach Berücksichtigung mehrerer Theorien bekräftigt E. die *Cronica conflictus* als eine Augenzugenschilderung auf „relativ hohem Niveau“. In der eingehenden Schilderung der polnischen Propaganda läßt er nur die historiographisch und ideengeschichtlich wertvollen Quellen gelten, die eine sachliche Darstellung neben der propagandistischen zulassen; das sind die Briefe vom Schlachtfeld und die *Cronica conflictus*, die besonders die Art des Kampfes als „*bellum iustum*“ mit „eschatologischen Argumenten“ umreißt. Unter den ältesten Ordensquellen oder den ordensfreundlichen Quellen unterscheidet E. nach Ungarn und Westeuropa gelangte von solchen aus der Ordenskanzlei von 1412, den Thorner Annalen und dem Fortsetzer der nominalistisch getönten Chronik des Johannes von Posilge. Er pflichtet Toeppen bei, der die Chronik des pomesanischen Offizials samt Fortsetzer als eine der ausgezeichnetsten unter den Landeschroniken nicht nur Preußens, sondern des ganzen Mittelalters einschätzt. Außerdem sei Posilges Fortsetzer die eingehendste und wichtigste ordensfreundliche Kampffesschilderung, die Polens Propaganda widerlegt. Einen verhältnismäßig breiten Raum nimmt die Erörterung der Konzilsschriften ein, wenn auch das Konstanzer Konzil nur eine wichtige Etappe im Ablauf der Streitschriften zwischen Polen — Litauen und dem Deutschen Orden bildet.

Wichtig für den Komplex der Schlacht von Tannenberg erscheinen die Auslassungen des bekannten Humanisten und späteren Papstes Enea Silvio Piccolomini (1405—1464). Wenn E. ausführt, daß Enea sich beim Hochmeister und beim König von Polen bemüht habe, daß diese seine Wahl zum Bischof von Ermland förderten, so entspricht das nicht den Tatsachen. Von den wegen der kriegerischen Wirren nach Königsberg, Danzig und Oberglogau geflüchteten Frauenburger Domherren wählten nur die letzteren den Bischof von Siena. Diese Wahl war jedoch kanonisch nicht gültig, dennoch bestätigte Papst Calixt III. den Vorgeschlagenen (vgl. Eichhorn in: ZGAE 1, 1860, S. 128—140). In Eneas „*De viris illustrissimis*“ enthält der Abschnitt „*De Ladislao rege Poloniae*“ eine Schilderung des Kampfes, die mehr humanistischen Sprachstil als historische Zuverlässigkeit bekundet. In „*De situ et origine Pruthenorum*“ (1454) wird Jagiello im Gegensatz zu seinem Vetter Witold sehr vorteilhaft geschildert, ebenso in „*De dictis et factis regis Alphonsi*“; aber hier wird eine der zentralen Fragen gestellt: Wann griff das eigentliche polnische Heer in den Kampf ein? In Piccolominis „*De Livonia (et de Pruthenis)*“ wird behauptet, die Polen hätten erst nach der Flucht der Litauer in den Kampf eingegriffen, während die polnischen Quellen gleichzeitig Polen und Litauer in den Kampf ziehen lassen. Gutenbergs Erfindung förderte die Verbreitung der Schriften Silvios, die bis ins 16. Jahrhundert als Grundlage dienten.

Die Beurteilung der Annalen des Jan Długosz ging bereits aus Ekdahls Edition der „*Banderia Prutenorum*“ hervor (vgl. ZGAE 39, 1978, S. 162 ff.). Die zwischen 1455 und 1480 entstandenen Annalen sind ein Dokument des damaligen erhitzten Nationalgefühls. Sie wurden wie die *Cronica conflictus* aus dem Geiste von Augustins „*De civitate Dei*“ geschrieben. Ihr Quellenwert kann nur „vor dem Hintergrund älterer Quellen und kritischer Einzeluntersuchungen“ beurteilt werden. Vermerkt sei noch, daß Długosz seinen „*rex iustus*“ Jagiello von der Schuld an der Verwüstung und Plünderung Gilgenburgs freispricht.

In einem Exkurs (S. 275—297) unternimmt E. den Versuch einer Bilanz über die Entstehung der „*Banderia Prutenorum*“; zu der seit der Edition von 1976 angebahnten Diskussion bezieht er eingehend Stellung. Im Mittelpunkt des Meinungsstreites um die „*Banderia Prutenorum*“ stehen die zweite und dritte Hand, so daß E. seit der zweiten Phase der Handschrift, der Erweiterung um nicht mehr aus Tannenberg stammende Fahnen, in der „*Banderia Prutenorum*“ nicht mehr eine „dokumentarische Prachthandschrift“ erblickt, sondern eine Hilfe für die weitere Ausgestaltung der *Annalen des Jan Długosz*.

Im Anhang zu diesem Exkurs veröffentlicht E. den im zweiten Weltkrieg geretteten zweiten Teil der Rede des Leslauer Propstes Andreas Lascari vor Papst Johannes XXIII. im Herbst 1411. Kapitel III und IV enthalten das Kartenmaterial und die archäologischen Quellen. 64 Abbildungen bereichern Ekdahls bewunderungswürdiges Opus. Es ist erstaunlich, mit welcher findigen Sorgfalt und Welch fündigem Glück E. sich durch ein Mosaik historiographischen Dickichts hindurcharbeitet, ohne die Hoffnung auf klärende Resultate zu verlieren.

Leo Juhnke

**Documenta ex archivo Regiomontano ad Poloniam spectantia.** Hrsg. von Carolina Lanckorońska. (*Elementa ad fontium editiones*, LI bis LVII.) Roma: Institutum Historicum Polonicum Romae. Pars XXI, 1980, X, 191 S., 4 Taf.; Pars XXII, 1981, IX, 284 S.; Pars XXIII, 1981, VIII, 272 S., 2 Taf.; Pars XXIV, 1982, VIII, 241 S.; Pars XXV, 1982, VIII, 190 S.; Pars XXVI, 1982, VIII, 281 S.; Pars XXVII, 1983, VIII, 247 S.

Mit den hier angezeigten Bänden beginnt eine neue Serie der Briefedition zwischen dem Herzogtum Preußen und Polen aus den Beständen des ehemaligen Staatsarchivs Königsberg. Die Bände I—XX enthalten Briefe der polnischen Könige, Magnaten, Bischöfe, Städte und Agenten an Herzog Albrecht von Preußen und seinen Sohn aus den Jahren 1525—1572. Mit Band XXI wird die Gegenkorrespondenz aufgenommen: die Briefe Herzog Albrechts an denselben Personenkreis, die in der Mehrzahl als Kopien in den Briefbänden der herzoglichen Kanzlei (= Ostpreußische Folianten) überliefert sind. Die sieben Bände umfassen, chronologisch geordnet, die Jahre 1525—1542. Inhaltlich werden die gleichen Themen angesprochen wie in der ersten Serie (vgl. ZGAE 37, 1974, S. 128 f.; ebd. 38, 1976, S. 104 f.; ebd. 39, 1978, S. 168; ebd. 40, 1980, S. 146 f.). Aufschlußreich sind diese Briefe, weil darin der Standpunkt der Herzogs, seine Interessen, Beziehungen und Abhängigkeiten deutlich werden. Das Ermland selbst liegt — wie auch bisher — am Rande, aber immer wieder wird das Aufeinander-Angewiesensein in Angelegenheiten des preußischen Landtags und der gemeinsamen preußischen Münze angesprochen. Differenzen mit der Stadt Braunsberg spielen eine Rolle, ebenso das Verhalten der Mitglieder des ermländischen Domkapitels und des Bischofs selbst, von dem Herzog Albrecht als von „meinem Nachbarn und lieben Freund“ spricht.

Brigitte Poschmann

**Georg Joachim Rheticus, Georgii Joachimi Rhetici Narratio Prima.** Édition critique, traduction française et commentaire par Henri Hugonnard-Roche et Jean-Pierre Verdet avec la collaboration de Michel-Pierre Lerner et Alain Segonds. (*Studia Copernicana*, XX.) Wrocław — Warszawa — Kraków — Gdańsk — Łódź: Ossolineum 1982. 294 S.

Im Jahre 1539 ließ sich der junge Wittenberger Mathematiker Georg Joachim Rheticus durch Nicolaus Copernicus in Frauenburg in das heliozen-

trische Weltbild einführen. Er unternahm diese Forschungsreise mit Wissen und Billigung seines Nürnberger Lehrers Johannes Schöner, der 1533 die copernicanische Lehre zwar abgelehnt, aber mittlerweile wohl Zweifel an dem gängigen ptolemäischen Weltbild gehegt hatte. Copernicus legte Rheticus die Forschungsergebnisse seines langen Gelehrtenlebens vor, erklärte ihm mit seinem Freund Tidemann Giese das neue System und machte ihn außerdem noch mit der Kultur Preußens bekannt. Rheticus war von Copernicus derart beeindruckt, daß er seinen im Herbst 1539 in Frauenburg verfaßten ersten Bericht an seinen Lehrer Schöner bei Franz Rhode in Danzig drucken ließ, um auch der europäischen Gelehrtenwelt eine genaue Information über die Umwälzung des Weltbildes geben zu können.

Diese sogenannte *Narratio prima* des Rheticus erschien schon 1541 erneut in Basel. In den folgenden Jahrhunderten zeigten wiederholte Editionen ihren hohen Stellenwert in der Wissenschaftsgeschichte. Seit 1943 liegt eine deutsche Übersetzung mit kommentierenden Anmerkungen von Karl Zeller vor. Nunmehr legt die Polnische Akademie der Wissenschaften die *Narratio prima* mit einer französischen Übersetzung vor. Die allen wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht werdende kritische Edition ist mit dreizehn Quellenstücken in französischer Übersetzung angereichert. Sie betreffen die Beziehungen des Rheticus zu Copernicus und beleuchten besonders die Umstände der Herausgabe und Verbreitung des copernicanischen Hauptwerkes *De revolutionibus*. Der *Narratio prima* gebührt das Verdienst, dem copernicanischen System den Weg gebahnt zu haben. Angesichts des bedauerlichen Verlusts der *Vita* des Copernicus aus der Feder des Rheticus bietet sie wenigstens einige wichtige biographische Nachrichten über Copernicus.

Werner Thimm

**Korrespondencja Stanisława Hozjusza kardynała i biskupa warmińskiego** (Stanisłai Hosii cardinalis et episcopi Varmiensis epistolae). T. VI. Rok [das Jahr] 1565. Bearb. von Alojzy Szorc. (*Studia Warmińskie*, 15.) Olsztyn: Warmińskie Wydawnictwo Diecezjalne 1978 (1980). 647 S., 19 Abb.

Dieser vom Herausgeber mit gewohnter Akribie vorbereitete Band schließt sich in der Weise seiner Bearbeitung wie auch weithin bezüglich der in den Briefen des bedeutenden Bischofs behandelten Thematik dem vorhergehenden Band mit der Korrespondenz des Jahres 1564 an (vgl. ZGAE 39, 1978, S. 168—171).

Von den 537 Briefen dieser neuen Publikation stammen nur 102 von Hosius, die übrigen von verschiedensten Absendern, Studenten, Stadträten, Verwandten, aber auch von den maßgeblichen Persönlichkeiten seiner Zeit wie Papst Pius IV., dessen Staatssekretär und Neffen, dem hl. Karl Borromäus, Kaiser Maximilian, König Sigismund August II. von Polen, Herzog Albrecht in Königsberg und dem Nuntius in Polen, Francesco Commendone.

Die meisten Briefe des Kardinals sind lateinisch verfaßt; nur in seinen Schreiben an die Räte von Danzig und Wormditt und an den Herzog in Königsberg verwendet er die deutsche Sprache. Wer seine Briefe eingehend liest, spürt das Desiderat einer auch die Fülle von Details beachtenden Biographie dieses bedeutenden Oberhirten. Mehr noch als die Akten seiner Zeit oder die Briefe des Jahres 1564 spiegeln diese Schreiben die vielfältige religiöse Notsituation des polnischen Reiches wider (S. 143) und führen den Leser zur Erkenntnis, wie notwendig hier die Durchführung der tridentinischen Dekrete ist.

Nach Ansicht von Hosius gibt es nur zwei Wege, auf denen dieses Ziel verwirklicht werden kann. Erstens müssen sich die für den Klerus verantwortlichen Bischöfe um dessen geistliche und leibliche Existenz intensiv kümmern. Vielfach unterbleiben die Abgaben des Zehnten, so daß Pfarrer ihre Gemeinden aufgeben. In anderen Pfarreien verwüsten und zerstören häretische Konventikel, z. B. die Antitrinitarier, die Gotteshäuser und entweihen die heiligen Gefäße (S. 156). Die Oberhirten können ihre Aufgabe nur erfüllen, so schreibt der Kardinal (S. 173), wenn sie endlich die unter ihnen bestehende Zwietracht aufgeben und sich auf die Abhaltung einer Provinzialsynode einigen (S. 422). „Ich habe gesagt, woher alle Irrlehren kommen. Daß arrogante Menschen sich einreden, sie wüßten mehr als unsere Kirche und statt ‚credo sanctam Ecclesiam catholicam‘, credo sanctam Bibliam‘ sprechen“ (S. 175).

Der andere Weg führt über die obersten Instanzen des polnischen Staates, also über den König und den Reichstag. Hosius erkennt, daß der König bei allen Unterredungen mit ihm stets bereitwillig die Klagen über die von seinen Beamten unterlassenen Maßnahmen gegen die Umtriebe der Häretiker anhört und seine Vorschläge bejaht, aber sie nicht ausführt. „Ich habe dem König klargemacht, Disputationen über Dinge, die auf dem ökumenischen Konzil von Trient eindeutig entschieden wurden, dürfen nicht zugelassen werden“ (S. 145).

Die vielen an Hosius gerichteten Briefe zeigen, welchen weiten europäischen Rahmen seine Werke umspannen. In ihnen stellt er, wie auch der mit ihm korrespondierende Petrus Canisius mit seinen Katechismen, den katholischen Glauben in klarer Diktion dar. Die „Confessio catholicae fidei christiana“ erlebt ständig neue Auflagen in Rom, Antwerpen und Lyon (S. 572 f.). Im Bildanhang zeigt Szorc die Titelseite der römischen Ausgaben des Jahres 1565. Das gleiche Lob erfährt in der Korrespondenz Hosius' Schrift „Judicium et Censura“ gegen Zwingli und Calvin. Auch deren Titelseite bringt der Bildanhang aus dem bei Maternus Cholinus 1565 zu Köln gedruckten Exemplar.

Man kann verstehen, daß Hosius in seinen Schreiben häufig — das liegt an der literarischen Form des Briefes — ganz persönliche Mitteilungen einfließen läßt, wie etwa den Dank für die nun fast ein Jahr in Braunsberg wirkenden Jesuiten an den Ordensgeneral oder die Abwehr des Vorwurfs, er habe das Kardinalat begehrt. Letztere Unterstellung widerlegt er mit dem Hinweis auf den Ort seines Wirkens: eben nicht Rom oder Wien, sondern das in Unruhe und Erschütterung befindliche Polen. Auch der Hauch eines vermuteten Nepotismus verweht, wenn Hosius seinem Adressaten klarmacht, daß er seinem Verwandten das Gut Krausen im Ermland nicht als persönlichen Besitz kauft, sondern zur Verwaltung für den Unterhalt von Kolleg und Seminar in Braunsberg (S. 604).

In einigen Briefen klagt der Bischof über verschiedene Krankheiten wie Husten mit Fieber etc. Ein Posener Arzt sendet ihm daraufhin neben Arzneimitteln auch ein von seiner Frau nach seinen medizinischen Kenntnissen hergestelltes Rosenpräparat (S. 607). Daß seine persönlichen Mitteilungen gleichzeitig sachliche Intentionen zum Ausdruck bringen, geht vor allem aus seiner Korrespondenz mit dem ihm sehr nahe stehenden Dombherrn Martin Kromer hervor. Dieser, schreibt Hosius, sei stets seinem Beispiel gefolgt (S. 438). Wir ahnen den Wunsch des Hosius, ohne daß dieser ihn ausspricht, Kromer solle ihm einmal als ermländischer Bischof folgen!

Der Band enthält wieder eine Einleitung mit lateinischer und deutscher Zusammenfassung. Er bringt neben einer Reihe von Indices ein ausführliches Personen-, Orts- und Sachregister. Gerhard Reifferscheid

**Eckhard Jäger, Prussia-Karten 1542—1810. Geschichte der kartographischen Darstellung Ostpreußens vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Entstehung der Karten — Kosten — Vertrieb. Bibliographischer Katalog. (Schriften des Nordostdeutschen Kulturwerks Lüneburg.)** Weißenborn: Anton H. Konrad Verlag 1982. 324 S., 226 Abb.

Die vorliegende Untersuchung, die aus einer bei dem unlängst verstorbenen Bochumer Wirtschafts- und Technikhistoriker Albrecht Timm angefertigten und im Dezember 1980 angenommenen Dissertation hervorgegangen ist, dürfte zumindest hinsichtlich ihrer äußeren Ausstattung zu den kostbarsten Publikationen gehören, die das in Lüneburg beheimatete Nordostdeutsche Kulturwerk im Laufe der letzten Jahre herausgeben hat. Nach mehrjährigen aufwendigen und zeitraubenden Vorarbeiten in öffentlichen und privaten Sammlungen des In- und Auslandes sowie in zahlreichen Archiven, Antiquariaten, Museen und Bibliotheken, in deren Verlauf mehrere tausend Prussia-Karten bibliographiert und katalogisiert werden mußten, ist es dem Verf. gelungen, sämtliche kartographischen Darstellungen des Preußenlandes von den ersten Beschreibungen seines Küstenverlaufs auf sog. Portolanen, d. h. handgezeichneten See- und Hafenkarten des späteren Mittelalters, und den ersten noch recht sorglosen Kartenskizzen der frühen Ordenszeit an bis zur ersten wirklich „modernen“ Landesaufnahme durch den Freiherrn Friedrich Leopold von Schroetter (1743—1815) aus dem Jahre 1810 zu ermitteln und in einem vorzüglich gestalteten „Bibliographischen Katalog gedruckter Prussia-Karten von 1542 bis 1810“ zu verzeichnen. Er enthält neben den geographischen Karten, welche im eigentlichen Katalog nachgewiesen werden, in einem Anhang weitere thematisch begrenzte Stücke, so z. B. Grenzkarten, Karten zu militärischem Gebrauch, Posttroutenkarten, Karten zur Ansiedlung der Salzburger Immigranten, Seekarten der preußischen Küstengewässer sowie Karten einzelner Landesteile (Westpreußen, Ermland, Weichseldelta).

Diesem Gesamtkatalog, dessen in wohl kaum zu ermessener bibliographischer Kärnerarbeit erfolgte Zusammenstellung allein schon eine gar nicht hoch genug zu veranschlagende Forscherleistung bedeutet, hat der Verf. eine eingehende kartographiegeschichtliche Darstellung vorangestellt, in welcher es ihm nach eigenem Bekunden vor allem darauf ankam, am Beispiel der Prussia-Karten „den Pulsschlag der europäischen Kartographie zwischen Lissabon und St. Petersburg in ihren historischen Umrissen zu ertasten“ (S. 9). Diesem ambitiösen Vorhaben versuchte der Autor dadurch zu genügen, daß er es in jedem einzelnen Fall unternahm, die jeweilige Karte in ihren historischen Kontext einzupassen, ferner der Motivation zur Herausgabe einer Landkarte seitens der Obrigkeit nachzuspüren, so weit wie möglich ihre Entstehung bis hin zum Druck zu verfolgen, den Grad ihrer Verbreitung durch Kopie und Kompilation zu ermitteln und schließlich ihrer Beurteilung durch die Zeitgenossen nachzugehen. Dabei stellte sich heraus, daß die Herstellung von Prussia-Karten über nahezu drei Jahrhunderte hinweg keinesfalls kontinuierlich, sondern in sehr unregelmäßigen Abständen erfolgte, wobei sich allerdings einige deutliche Schwerpunkte ergaben. Von den 294 für das Preußenland ermittelten Karten stellen nämlich nur sechs tatsächliche Landesaufnahmen

dar. Allein drei von ihnen gehören dem Zeitalter des Humanismus und der Renaissance an. Im Jahre 1542 erschien bei Heinrich Zell in Nürnberg auf der Grundlage kartographischer Vorarbeiten von Nicolaus Copernicus, Bernard Wapowski und Georg Joachim Rheticus die älteste gedruckte Prussia-Karte; ihr folgten die beiden Karten des aus Oberfranken stammenden, wohl bedeutendsten frühen Kartographen Ostpreußens Caspar Henneberger aus den Jahren 1576 und 1595. Handelte es sich in beiden Fällen durchaus noch um private Landvermessungen, so erfolgten diese im 17. und 18. Jahrhundert bereits systematisch und auf landesherrliche Anordnung hin. Freilich blieben die aus ihnen hervorgehenden, nun schon sehr viel genaueren Landesaufnahmen aus meist sicherheitspolitischen Rücksichten der Öffentlichkeit jahrzentlang verborgen, so daß noch nahezu ein Jahrhundert lang ein mittlerweile topographisch weitgehend überholtes Bild des Preußenlandes in Europa verbreitet wurde. Die bereits erwähnte, nun schon auf trigonometrischer Grundlage beruhende Schroettersche Karte aus dem Jahre 1810 gilt dem Autor mit Recht als „Schlußpunkt der alten und Beginn der neuen Kartographie des Preußenlandes“ (S. 10), so daß er mit einer eingehenden Interpretation dieser ersten modernen Landesaufnahme, der ein eigenes Kapital gewidmet ist, seine Darstellung zu einem folgerichtigen Abschluß zu führen vermag.

Kartographiegeschichtlichem Überblick und Gesamtkatalog folgen durchweg hervorragende — teils farbige — Reproduktionen ausgewählter Beispiele von Prussia-Karten, die in drucktechnischer Hinsicht keinerlei Wünsche übriglassen und dem handwerklichen Können des das Werk betreuenden Verlags das beste Zeugnis ausstellen.

Um so mehr muß man es daher bedauern, daß sich einige Flüchtigkeitsfehler dort eingeschlichen haben, wo der Autor sein eigentliches Arbeitsgebiet, die historische Kartographie, notgedrungen verlassen mußte. Aus der fehlerhaften Schreibung ostpreußischer Ortsnamen erhellt beispielsweise eine offenkundig mangelnde Vertrautheit mit der von ihm behandelten Landschaft, so besonders auf den Seiten 29 und 200. Dort muß es u. a. — um es bei wenigen Beispielen bewenden zu lassen — statt Morungen Mohrunen, Liebesmühl Liebemühl, Freistadt Freystadt, Golub Gollub, Wormdit Wormditt, Wartenberg Wartenburg, Rein Rhein, Schesten Seehesten bzw. Schiedehen Schmiedehnen, Bilderweitschken Bilderweitschen und Stallupöñnen Stallupöñen heißen. Außerdem hat es einen Ort namens „Grünwald“ im südlichen Ostpreußen zu keiner Zeit gegeben. Die polnische Bezeichnung „Grunwald“ für Tannenberg leitet sich vielmehr von dem nahe gelegenen Dörfchen Grünfelde her.

Die genannten Flüchtigkeiten vermögen jedoch den Gesamteindruck dieses prachtvoll ausgestatteten Werkes nur unwesentlich zu schmälern, zu dem man Autor und Verlag nur aufrichtig und uneingeschränkt beglückwünschen kann. Es zeichnet sich durch Gediegenheit und Sachkenntnis der Darstellung, vor allem aber auch die technisch nahezu vollkommene Reproduktion einiger der im Text besprochenen Kartenwerke aus. Nach Umfang und Qualität dürfte es in näherer Zukunft kaum zu überreffen sein!

Hans-Werner Rautenberg

**Von Danzig bis Riga.** Ansichten, Stadtpläne und Landkarten von Ost- und Westpreußen, Danzig und dem Baltikum aus der Graphischen Sammlung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg. Nürnberg: Germanisches Nationalmuseum 1982. 199 S., 346 Abb.

Um die etwa 30 000 einzelne Blätter umfassenden Bestände an Landkarten und Stadtansichten in der Graphischen Sammlung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg wenigstens zum größten Teil zu erfassen und damit wissenschaftlicher Benutzung zugänglich zu machen, hat sich die Leitung des Museums entschlossen, zunächst mit der Katalogisierung der Ost- und Westpreußen, Danzig und das Baltikum betreffenden Drucke zu beginnen. Dabei leitete sie die gewiß richtige Überlegung, daß — wie schmerzliche Erfahrungen aus der Vergangenheit zweifelsfrei erwiesen haben — eine auch nur annähernd vollständige Erfassung die Kräfte eines einzelnen, aber auch diejenigen einer kleinen Gruppe mit Sicherheit überfordern würde. Auch die nicht selten geäußerte Hoffnung auf die Hilfe der Datenverarbeitung dürfte sich vermutlich als einigermaßen trügerisch erweisen, da diese allenfalls zur Sortierung des Materials eingesetzt werden, die eigentliche Erfassung jedoch kaum übernehmen könnte. Um der ungeheuren Materialfülle dennoch Herr zu werden, bestand die einzig erfolgversprechende Methode wohl in der Tat darin, die topographischen Bestände des Nürnberger Germanischen Nationalmuseums schrittweise und nach Regionen geordnet zu erschließen. Dabei mußte aus zeitlichen wie auch ökonomischen Gründen auf jede weitergehende Bearbeitung selbstverständlich verzichtet werden; lediglich eine eindeutige Identifizierung, eine möglichst genaue Datierung sowie ein exakter Nachweis der Herkunft des jeweiligen Blattes wurden angestrebt.

Dem eigentlichen Katalog hat Karin Holzamer als Bearbeiterin eine konzise Einführung vorausgeschickt, in welcher sie besondere Charakteristika der aus verschiedenen kunsthistorischen Epochen stammenden Drucke beschreibt. Im 16. Jahrhundert waren es die großen Verlagshäuser in Köln, Frankfurt, Augsburg, Nürnberg, Paris und Amsterdam, welche für die Verbreitung von Landschafts- und Städteansichten sorgten, ohne daß deren Zeichner als Kopisten selbst in den von ihnen geschilderten Gegenden gewesen sein mußten. Frühen Stadtplänen aus der Vogelschau folgten Stadtansichten, von einem Hügel aus betrachtet, mit detaillierten Dachformen, besonders der Kirchen, Türme und Burgen, sowie nicht selten mit erläuternder Legende. Später füllten Bäume, Sträucher und Felsen die Bildrandzone und den Vordergrund; auch Kostümfiguren, welche zugleich die jeweilige Landestracht vorstellten, erfreuten sich großer Beliebtheit. Zu ihnen gesellten sich bald auch in Augsburg hergestellte, künstlerisch wenig befriedigende Guckkastenbilder, die auf Jahrmärkten gegen geringes Entgelt zu besichtigen waren. Die genauesten Darstellungen von Städten und Landschaften wurden zu jener Zeit Sammelwerken beigelegt, welche die Geschichte der jeweiligen Region zum Gegenstand hatten, so zum Beispiel — um nur die berühmtesten Beispiele zu nennen — demjenige des Thorner Gymnasialprofessors Christoph Hartknoch aus dem Jahre 1684 u. d. T.: „Alt- und Neues Preussen oder Preussischer Historien zwey Theile . . .“ sowie Samuel Pufendorfs im Jahre 1696 erschienenen „De rebus a Carolo Gustavo Sueciae regi gestis commentariorum libri septem . . .“ Beide Autoren zogen zur Illustration ihrer Werke die besten Zeichner und Kartographen ihrer Zeit heran. Im Falle Pufendorfs begleiteten die Künstler das schwedische Heer und hielten das Kriegsgeschehen an Ort und Stelle fest. Dies geschah verstärkt im 18. Jahrhundert, das offensichtlich eine besondere Vorliebe für Pläne von Schlachten und Belagerungen entwickelte, wie die Beispiele Narwa (1701), Riga (1701), Memel (1757), Groß-Jägersdorf (1757) und Preußisch-Eylau (1807) ein-

drucksvoll zeigen. Befestigungsanlagen und Truppenaufstellungen wurden dabei mit höchster Akkuratess festgehalten; den Vordergrund beherrschten zuweilen die obersten Befehlshaber hoch zu Pferde. Das beginnende 19. Jahrhundert erlebte — von England ausgehend — eine wahre Flut von Reisebeschreibungen, denen häufig sehr detailliert ausgeführte bildliche Darstellungen beigegeben wurden. Die bis dahin vorherrschende Gesamtansicht wich nunmehr der sorgfältigen Nachzeichnung von Bauteilen, Straßenabschnitten, Häusern und Plätzen, ehe an der Wende zu unserem Jahrhundert die Fotografie die Druckgraphik endgültig ablöste; nur gedruckte Landkarten und Stadtpläne blieben bis heute unentbehrlich.

Ohne die vorherige Lektüre der hier knapp skizzierten Einführung freilich stellte der eigentliche Katalog den Benutzer vor nicht geringe Probleme. Die Herausgeber haben sich nämlich zur Einhaltung einer strikt alphabetischen Reihenfolge der auf den entsprechenden Karten und Städteansichten dargestellten Landschaften und Orte entschlossen. Dieses Verfahren vermag angesichts der Tatsache, daß auf diese Weise nicht selten Blätter aus den verschiedensten Stilepochen im Katalog unmittelbar nebeneinander abgedruckt sind, leider nicht restlos zu befriedigen, ob schon eine andere Anordnung — etwa nach der Entstehungszeit der Graphiken — gewiß nicht weniger problematisch gewesen wäre. Auch hängt die Anzahl der jeweiligen Drucke selbstverständlich nicht zuletzt von der Dichte der Überlieferung ab. So sind zum Beispiel die Städte Danzig mit 65 (!), Königsberg mit 24, Schloß und Stadt Marienburg mit 22 sowie Heilsberg mit immerhin 11 und Rößel mit 10 Blättern vertreten, während sich eine große Zahl von Orten mit nur einem einzigen Druck bescheiden muß.

So vernünftig es an sich ist, den deutschen Ortsnamen ihre heutige Bezeichnung beizufügen, so erhebt sich dennoch die Frage, warum man sich bei der Transskription russischer Namen nicht an die im wissenschaftlichen Schrifttum mittlerweile durchgehend angewandten Regeln der „preußischen Instruktionen“ gehalten hat. Auf diese Weise nämlich hätten sich manche orthographische Inkonssequenzen (zum Beispiel Tapiau/Gwardcisk statt Gwardejsk bzw. Wehlau/Snamensk statt Znamensk) leicht beheben lassen. Außerdem wäre den Herausgebern mit ziemlicher Sicherheit nicht entgangen, daß zahlreiche von ihnen als russisch angesehene Ortsnamen in Wirklichkeit lettischen Ursprungs sind (so zum Beispiel Kokenhusen/Koknese, Libau/Liepaja, Mitau/Jelgava). Der Name der lettischen Hauptstadt Riga zeigt sowohl im Lettischen als auch im Russischen keinerlei orthographische Abweichung von der deutschen Form („Ryga“ lautet die an dieser Stelle sicher nicht in Frage kommende polnische Schreibweise!). Schließlich ist auf den Seiten 110 bzw. 111 richtigzustellen, daß mit russ. „Neman“ die Memel (d. h. der Memelstrom) benannt wird; die gleichnamige Stadt heißt demgegenüber heute litauisch — und auch russisch — Klajpeda.

Trotz dieser — durchaus vermeidbaren — Fehler ist das Erscheinen des Katalogs mit aufrichtiger Dankbarkeit zu begrüßen und der weiteren Erschließung einer der größten hierzulande vorhandenen graphischen Sammlungen der beste Erfolg zu wünschen. Hans-Werner Rautenberg

**Horst Kenkel, Schulen und Lehrer im Regierungsbezirk Königsberg 1810/13.** (Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas, Bd. 118.) Marburg/Lahn: J. G. Herder-Institut 1982. XXXII, 279 S., 1 Karte.

Das Buch stellt einen Beitrag von kulturgeschichtlichem und dokumentarischem Wert dar. Die verdienstvolle Arbeit ist für Ermländer eine willkommene Ergänzung und Bereicherung der Forschungen von Franz Dittrich über das ermländische Volksschulwesen zu Ende des 18. Jahrhunderts (ZGAE 18, 1913, S. 1—93). Jetzt werden die originalen Ergebnisse jener großen Fragebogenaktion von 1796 bis 1813 nachgeliefert, deren ermländische Vorgeschichte Dittrich ausführlich dargestellt hat: die Geburtswesen staatlich geführter Schulen, vor allem auf dem Lande; das Ringen um den Schulzwang; die schier unlösliche Frage, woher man die Lehrer nehmen sollte. All dies, wozu Preußen ein volles Jahrhundert Zeit brauchte, mußte das Ermland nach seiner Eingliederung 1772 in 30 Jahren aufarbeiten. Kein Wunder, daß hier die neue Staatszugehörigkeit und der beabsichtigte Zwang in besonders dramatischen Gegensatz zu dem unter geistlichem Patronat und kirchlicher Regie stehenden Schulwesen geriet. Der staatliche Anspruch war ja im Ermland fremd. Die Einsicht, daß die Kinder der Bauern und der Armen auch Anspruch auf wenigstens die einfachsten Kenntnisse des Lesens, Schreibens, Rechnens hatten, neben Kirchengesang und Religionsunterricht — diese Einsicht hatte in Preußen genauso ihre Zeit gebraucht, und ihr verschloß man sich, über die Fragebogenaktion hinaus, bis ins 19. Jahrhundert hinein. Zu dem Widerstand bei den Betroffenen selbst, den Dorfgemeinden und den einzelnen Bauern, die sich weigerten, ihre Kinder sommers und winters in die Schule zu schicken, weil sie als Arbeitskräfte gebraucht wurden, kam die Armut hinzu und aus ihr die Weigerung, auch nur einen Groschen für den Lebensunterhalt eines Lehrers zu zahlen. Der Staat, der das alles „befahl“, war auch arm. Fast zwei Jahre lang (1774—1776) hatte Friedrich d. Gr. versucht, für 200 000 bereitliegende Taler ein Landgut zum Nutzen des Schulfonds zu erwerben, um aus dessen „Revenüen“ die 10 000 Taler herauszuwirtschaften, die jährlich für die Besoldung der Lehrer benötigt wurden. Die Kaufverträge scheiterten in West- und Ostpreußen an zu hohen Forderungen der Verkaufswilligen. So ordnete der König an, die 200 000 Taler bei der ostfriesischen Landschaft zu 5 % Zinsen zu hinterlegen, um so endlich den gesuchten notdürftigen Rückhalt zu bekommen (Dittrich, a. a. O., S. 10 f.).

Das umfangreiche Material, das bis 1813 mit den Fragebogen eingebracht und in Tabellen zusammengefaßt worden war, ist klar und übersichtlich nach evangelischen, reformierten und katholischen Kirchen und Schulen mit ihren Pfarrern und Lehrern gegliedert. Entsprechend ist das Personenregister in evangelische und katholische Pfarrer und Lehrer unterteilt. Familienforscher sind dankbar dafür. Das Ortsnamenregister nennt die evangelischen Kirchspiele und Schulorte und die Herkunftsorte der Lehrer außerhalb Ostpreußens. Ermländische Ortsnamen erscheinen also nur, wenn sie eine evangelische Kirche und Schule hatten.

Auskunft gibt die Arbeit im einzelnen über: Kirchorte (alphabetisch) und Kreise, Anzahl der Hufen, Anzahl der Nebendörfer, Namen der Pfarrer, Namen der Lehrer, Herkunftsort, Alter, Art, Ort und Zeit der Ausbildung, Anzahl der Schüler, Knaben und Mädchen. Die Einkünfte, Nebeneinkünfte (Emolumente) — in den Tabellen in jedem Einzelfall aufgeführt — wurden verständlicherweise fortgelassen. Sie werden in der Einführung exemplarisch und ausführlich dargestellt.

Beigegeben ist eine bestechend akkurat gezeichnete Karte im Maßstab 1:600 000 „Kirch- und Schulorte im Bezirk Königsberg 1810/1813“. Sie zeigt den damaligen Regierungsbezirk Königsberg mit Teilen des späteren

Westpreußen und Masuren und mittendrin das deltaförmige Ermland. Hier fällt ein Unterschied sogleich ins Auge: Das Ermland weist lediglich Städte und Kirchdörfer als Schulorte aus, während im übrigen Ostpreußen jeweils Nebendörfer der Kirchorte Schulen haben. Im Ermland war damals die Entwicklung dahin noch im Gange. Einsamer Streiter für die Schaffung der Dorfschulen war der Groß Bertunger Pfarrer Thomas Grimm (Grem).  
 Artur Andreas Tiedmann

**Kazimierz Wajda, Klasa robotnicza Pomorza Wschodniego w drugiej polowie XIX i początkach XX wieku.** [Die Arbeiterklasse Ost- und Westpreußens in der zweiten Hälfte des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts.] (Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego w Olsztynie, Nr. 70.) Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe 1981. 183 S.

Gegenstand der Untersuchung ist die im Zuge der Industrialisierung Deutschlands auch im agrarisch strukturierten Ost- und Westpreußen entstandene und der wachsenden Proletarisierung verfallene Gesellschaftsschicht der Lohnarbeiter, mit Ausnahme der Landarbeiter. Der Untersuchungszeitraum reicht bis zum Ersten Weltkrieg. Der Autor stellt fest, daß trotz numerischen Wachstums der Anteil der Industriearbeiterschaft an der Gesamtbevölkerung Ost- und Westpreußens, bedingt durch die schwache Industrialisierung der Region, gering blieb. Er untersucht die Herkunft und Mobilität der ost- und westpreußischen Arbeiterschaft (städtisches und ländliches Proletariat, Landflucht und Abwanderung), ihre in den Arbeits- und Lebensverhältnissen gegebene soziale Lage und die sich in der Arbeiterbewegung manifestierenden Selbsthilfeorganisationen, welche im südlichen Ermland, in Masuren und Westpreußen von der Nationalitätenproblematik geprägt waren. Die polnischen Arbeiter setzten sich von den Freien, Christlichen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften ab und organisierten sich in der Polnischen Berufsvereinigung; in den industriell stärker entwickelten Ostseeküstenstädten konnte die Polnische Berufsvereinigung bei einer nahezu rein deutschen Arbeiterschaft dagegen nicht Fuß fassen. Wajdas Studie basiert auf einem breiten Quellensfundament und stellt die speziellen Faktoren der Entwicklung der ost- und westpreußischen Industriearbeiterschaft gut heraus. Der Landarbeiterschaft Ost- und Westpreußens wäre eine ähnlich gute Untersuchung zu wünschen.  
 Werner Thimm

**Helmut Glück, Die preußisch-polnische Sprachenpolitik.** Eine Studie zur Theorie und Methodologie der Forschung über Sprachenpolitik, Sprachbewußtsein und Sozialgeschichte am Beispiel der preußisch-deutschen Politik gegenüber der polnischen Minderheit vor 1914. Hamburg: Helmut Buske Verlag 1979. 520 S.

Der Titel des Buches verrät nicht, daß die Osnabrücker Dissertation sich als Versuch einer „historisch orientierten Sprach- bzw. Sprachsoziologie“ versteht. Für den Historiker ist die Arbeit deshalb kaum brauchbar, in weiten Passagen sogar ein Alptraum, wenn er ansehen muß, wie aus einem sehr begrenzten Kreis angelesener Fakten — bei doch recht merkwürdiger Literatúrauswahl — allgemeine Schlußfolgerungen gezogen und Theorien aufgebaut werden. Selbst auf seinem oben genannten Fachgebiet, das sich einer Beurteilung durch die Rez. verschließt, kommt der Verf. abschließend zu dem Ergebnis, „daß diese Arbeit ein Versuch ist und

kein Lebenswerk. Lücken und Undeutlichkeiten, die gelegentliche Konfusion [sic!], wenn die mühsam gebastelten Methoden- und Theorieansätze und das Material sich gar nicht mehr vertragen haben, erklären sich daraus wenigstens teilweise“ (S. 390). Das zeugt von Fähigkeit zur Selbstkritik, aber es stellt die Frage nach der Verantwortung des Doktorvaters für solche Elaborate.

Nach einer sprachwissenschaftlichen Einleitung wird im 2. Kapitel das methodische Problem behandelt, den historisch-soziologischen Begriff des Gegenstands von Sprachenpolitik zu skizzieren. Die Sprachverhältnisse wie auch die Sprachenpolitik werden dabei nur im ökonomischen und sozialen und — aus dem Rahmen fallend — ideologischen Zusammenhang gesehen.

Kapitel 3 beschäftigt sich — theoretisch — mit den Vorstellungen, die der preußischen Sprachenpolitik über die Beeinflußbarkeit der Sprachentwicklung zugrunde gelegen haben mögen. Der Zusammenhang zu den beiden ersten Kapiteln, bei denen es um die Beeinflussung oder Manipulation der Muttersprache geht, wird nicht einsichtig gemacht. Hier klappt die Arbeit auseinander: Sprachsoziologie mag eine sinnvolle Forschungsrichtung sein. Es gibt aber keine logische Verbindung zur Sprachenpolitik, der bewußten Verdrängung der Muttersprache durch eine andere Staatssprache. Beides in ein „Modell“, eine Methode oder Theorie zwingen zu wollen, muß notwendigerweise scheitern.

Kapitel 4 und 5 breiten dann die schon genannte schmale Faktenauswahl aus, zuerst die Vorgeschichte der preußischen Sprachenpolitik bis zur Reichsgründung in chronologischer Reihenfolge, im 5. Kapitel dann die Entwicklung seit der Reichsgründung bis 1914, letztere thematisch gliedert: Schulpolitik, Sprachengesetzgebung und Jurisdiktion, schließlich weitere Aktionsfelder wie Namenrecht, Post- und Gesundheitswesen, Beteiligung der „schönen Künste“ an der Sprachenpolitik.

Das 6. Kapitel ist keine Zusammenfassung, sondern ein freies Bekenntnis über die Unzulänglichkeit der Ergebnisse (s. oben) und eine Auflistung von Aufgaben für die weitere Forschung.

Die historischen Kapitel beschäftigen sich — „notgedrungen empirisch“ — ausschließlich mit der preußischen Sprachenpolitik in den Provinzen Posen und Westpreußen (wofür — typisch für die Verallgemeinerung — der Terminus „preußische Ostprovinzen“ oder „preußischer Osten“ gebraucht wird). Das Ermland wird dreimal erwähnt, einmal als Teil des hochpreußischen Dialekts „in Südostpreußen“ (S. 91), dann als Gebiet, in dem polnische „kujawische Dialekte“ gesprochen wurden (S. 92), und schließlich bei der Eindeutschung von Namen: Warmia — Ermland. Die Masuren tauchen häufiger auf, allerdings immer nur in — unzulässigen und unzutreffenden — Verallgemeinerungen im Anschluß an die Darstellung der Posener Verhältnisse.

Es ist nicht angemessen, sich historisch mit diesem Buch auseinanderzusetzen. Diese Bemerkungen sollen nur dazu dienen, den historisch interessierten Leser auf die andere — historisch verfehlt — Fachrichtung dieses Buches aufmerksam zu machen.

Brigitte Poschmann

**Roland Baier, Der deutsche Osten als soziale Frage. Eine Studie zur preußischen und deutschen Siedlungs- und Polenpolitik in den Ostprovinzen während des Kaiserreichs und der Weimarer Republik. (Dissertationen zur neueren Geschichte, 8.) Köln/Wien: Böhlau Verlag (in Komm.) 1980. XX, 766 S.**

Das große Thema der preußischen Innenpolitik seit 1886, die Siedlungspolitik in den Ostprovinzen des Deutschen Reiches, wird in dieser Erlanger Dissertation in seiner ganzen Breite aufgerollt. Die im Untertitel genannte Polenpolitik spielt nur insofern eine Rolle, als der nationalpolitische Gesichtspunkt das auslösende Moment für die Ansiedlungspolitik war und auch während der Weimarer Zeit lebendig blieb. Während die preußische Ansiedlungspolitik im Kaiserreich nur als Vorgeschichte abgehandelt wird, liegt der Schwerpunkt der Arbeit auf den wirtschafts-, agrar-, bevölkerungs- und sozialpolitischen Aspekten der „ländlichen Siedlung“ in der Zeit der Weimarer Republik.

Die große Ost-West-Wanderung, die mit der Industrialisierung um 1840 einsetzte, brachte nicht nur soziale Probleme in den Großstädten mit sich, sondern hatte auch in den agrarisch strukturierten ostdeutschen Abwanderungsprovinzen tiefgreifende Folgen. Ostpreußen z. B. verlor in den Jahren 1840—1933 durch diese Abwanderung fast 1 Million Menschen. 1925 war es mit 60 Einwohnern pro qkm die am dünnsten besiedelte deutsche Landschaft gegenüber 238 Einwohnern in Westfalen und 295 in der Rheinprovinz. Auf agrarischem Sektor war eine der Folgen das Anwerben größerer Massen vor allem polnischer Wander- und Saisonarbeiter — für das Jahr 1912/1913 nennt die Statistik des Deutschen Reiches 767 000 —, die die soziale Situation der heimischen Landarbeiter erheblich verschlechterte und zudem nationalpolitisch ein Unding war zu einer Zeit, als Preußen durch massive Zwangsmaßnahmen eine „Germanisierung“ seiner östlichen Provinzen betrieb.

B. stellt nicht nur die offizielle Politik und ihre Maßnahmen bzw. ihre Hilflosigkeit auf diesem Sektor dar, sondern schildert auch die unterschiedlichen Vorstellungen und Pläne von Parteien, Vereinen und wissenschaftlichen Institutionen, sowohl die soziale Situation, d. h. im wesentlichen die der Landarbeiter, als auch die Strukturprobleme der ostdeutschen Landwirtschaft zu lösen. Dabei gelingt es ihm, die politischen, rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhänge deutlich zu machen, die der Vielzahl von kostspieligen staatlichen Siedlungsprogrammen letztlich keinen durchschlagenden Erfolg bescheren konnten. Für das Mißlingen der Siedlungspolitik waren nach Ansicht des Verf. die Rivalität verschiedener Siedlungsvorstellungen und ihrer jeweiligen politischen Träger, die Fixierung des Siedlungsgedankens auf die überkommenen Eigentumsformen und das fast gänzliche Fehlen sozialreformerischer Ziele ausschlaggebend, neben dem Dualismus zwischen dem Reich und Preußen in dieser Frage. Die „Ostpreußenhilfe“, die später unter Einbeziehung aller wirtschaftlichen Notstandsgebiete zur spektakulären „Osthilfe“ ausgeweitet wurde, bedeutete mit ihrer aufwendigen Stützung des Großgrundbesitzes das Ende der Siedlungspolitik und eine Kapitulation vor den wirtschafts- und sozialpolitischen Notwendigkeiten.

Die Fülle des gebotenen Materials, die anschauliche Darstellungsweise, die Ausgewogenheit und Behutsamkeit in der Beurteilung machen das Buch — trotz seines Umfangs — zu einer aufschlußreichen Lektüre.

Brigitte Poschmann

**Walenty Barczewski, Kiermasy na Warmii i inne pisma wybrane.** [Kirchweih im Ermland und andere ausgewählte Schriften.] Hrsg. und mit einem Vorwort von Władysław Ogrodziński. (Literatura Warmii i Mazur w dawnych wiekach.) Olsztyn: Pojezierze 1977. 280 S., 3 Abb.

Der Braunschwalder Pfarrer Barczewski (1856—1928) gehörte zu den bedeutendsten Vertretern der an Zahl kleinen polnischen Intelligenzschicht im südlichen Ermland. Er war ein populärer Seelsorger und trat als Priester im Nationalitätenkampf am Ende des 19. Jahrhunderts für die Rechte der Polen, aber auch für Toleranz, Gerechtigkeit und Ausgleich ein. Er wirkte nach seinem Übertritt zur polnischen Bewegung als politischer Vertreter des Polentums in zahlreichen Gremien auf Landes-, Provinz- und Kreisebene. Insbesondere setzte er sich lebenslang für die Förderung von Kultur und Bildung unter den Polen des Ermlandes ein. Eine Biographie, die dies alles im Zusammenhang darstellt, fehlt bisher. Auch gibt es keine vollständige Bibliographie seiner zahlreichen Veröffentlichungen zur polnischen Volkskultur des Ermlandes.

In der Reihe „Literatur des Ermlands und Masurens in früheren Jahrhunderten“ wird nun erstmals eine kleine Auswahl der Schriften Barczewskis vorgelegt. Der Herausgeber ist sich der Vorläufigkeit der Auswahl bewußt. Er will den Leser einfach mit unterschiedlichen Formen der schriftstellerischen Tätigkeit Barczewskis bekanntmachen und strebt daher keine kritische Edition an. Zunächst bietet er eine Auswahl aus dem Erstlingswerk „Kirchweih im Ermland“ (Kiermasy na Warmii), das auch der hier angezeigten Ausgabe den Titel gab. Es entstand wahrscheinlich während des Studiums von Barczewski in Eichstätt und erschien 1883, als sein Autor junger Kaplan in Wuttrienen war, in der damals unter den polnischen Ermländern verbreiteten Pelpliner religiösen Wochenschrift „Pielgrzym“. Es folgten 1886—1888 die zweite Auflage (im „Kurier Poznański“) sowie 1919—1920 und 1923 die dritte und vierte Auflage (in der „Gazeta Olsztyńska“). In den beiden letzten Auflagen fügte Barczewski dem „Bild von dem Leben und den Sitten des Volkes“ in einem Anhang Informationen aus Geschichte, Politik und Kultur des Polentums im Ermland hinzu, u. a. fand hier seine Darstellung der Vorfälle des Jahres 1863 in Bredinken (vgl. in diesem Band, oben, S. 66 ff.) einen Platz (in der vorliegenden Ausgabe S. 148—151). Die Darstellung des Kirchweihfestes und der sich darum rankenden Sitten und Bräuche ist übrigens von dem Wormditter Publizisten und Volksschriftsteller Eugen Buchholz (1865—1928), mit dem Barczewski lebenslang freundschaftlich zusammenarbeitete, in der monatlichen Beilage der Ermländischen Zeitung „Unsere ermländische Heimat“ (2, 1922, Nr. 11—3, 1923, Nr. 11) in zehn Fortsetzungen unter dem Titel „Eine Kirmes im südlichen Ermland vor fünfzig Jahren“ in deutscher Übersetzung herausgebracht worden.

Als zweites Werk enthält die vorliegende Ausgabe einen kleinen Auszug aus der „Geographie des polnischen Ermlands“ (Geografia polskiej Warmii), eine bis heute bedeutende Quelle der historischen Ortsnamenkunde, von der hier der erste Teil, die genaue topographische Beschreibung der Pfarreien im südlichen Ermland dargeboten wird. Von besonderem Interesse ist die Wiedergabe von Teilen einer Darstellung des „Polnischen Schrifttums im Ermland im 19. und 20. Jahrhundert“ aus den erhalten gebliebenen Exemplaren der Jahrgänge 1924—1927 der „Gazeta Olsztyńska“. Am ausführlichsten (12 von 19 Abschnitten) werden dabei das Leben und das schriftstellerische Werk (vor allem die Veröffentlichungen in polnischer Sprache) von Eugen Buchholz gewürdigt. Diese Ausführungen stellen eine wichtige Quelle für eine Biographie dieses hierzulande zu Unrecht vergessenen Literaten dar. Aus dieser Arbeit hat offenbar auch bereits Franz Buchholz für das Lebensbild seines Bruders (Braunsberg 1928) Nutzen gezogen.

Innerhalb der Werkauswahl veröffentlicht Ogrodziński — wegen der Chronologie an zweiter Stelle — aus den Sammlungen des Kętrzyński-Instituts den offenen Brief Barczewskis vom 7. Januar 1907 an das Polnische Wahlkomitee in Allenstein, der zum ersten Mal öffentlich die Abkehr des Pfarrers von der Zentrumspartei und seinen Übertritt zur polnischen Bewegung signalisiert.

In einer umfänglichen Einführung (S. 5—64) bietet der Herausgeber aufgrund der vorhandenen Quellen und der bisherigen Literatur die Umriss einer Biographie Barczewskis. Ein kleines Wörterbuch mundartlicher Ausdrücke sowie ein geographisches Register runden den Band ab. Leider fehlt ein Personenregister.

Hans-Jürgen Karp

**Z dziejów oświaty polskiej w Prusach Wschodnich i na pograniczu w okresie międzywojennym.** [Zur Geschichte der polnischen Bildung in Ostpreußen und im Grenzland in der Zwischenkriegszeit.] (Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego w Olsztynie, Nr. 80.) Olsztyn: Ośrodek Badań Naukowych 1981. 235 S.

Die vorliegende Dokumentation enthält eine Reihe von Beiträgen zum Thema der polnischen Minderheitsschulen in Ermland und Masuren in der Zeit von 1918—1939. Am 24. April 1979 fand aus Anlaß des 50. Jahrestages der „Ordnung zur Regelung des Schulwesens für die polnische Minderheit vom 31. Dezember 1928“ in Allenstein eine Tagung statt, auf der Historiker, Lehrer und Aktivisten aus jener Zeit über ihre Erfahrungen berichteten.

Die ersten Schulen nach der „Ordnung“ entstanden 1929, insgesamt 16, von denen fast alle bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges bestanden haben. Der Polenbund in Ostpreußen und der Polnisch-Katholische Schulverein für Ermland und Masuren, gegründet 1921, sahen ihre Hauptaufgabe darin, die nationale Identität der sich zum Polentum Bekennenden durch die Pflege der polnischen Sprache zu bewahren.

In zehn Beiträgen werden Fragen behandelt, die vom Kampf um die Schule sowie der schwierigen Arbeit in Kindergärten und den polnischen Gymnasien in Marienwerder und Beuthen berichten bis hin zu den Bemühungen, nach 1945 die Repolonisierung der wiedergewonnenen Gebiete durch Bildungsarbeit intensiv zu unterstützen.

Es kann hier nur an Hand einiger Aufsätze ein Einblick in die angeführte Thematik gegeben werden. Im einführenden Aufsatz zur Bedeutung des Kampfes um die polnische Schule wirft Wojciech Wrzesiński (Breslau) die Frage auf, ob die kurze Zeit des Bestehens der Schulen mit nur wenigen Kindern einen Sinn für den Kampf der Minderheiten gehabt hat. Die Schulen wurden in der Zeit der größten ökonomischen Krise gegründet und begannen werden konnte mit dieser Arbeit nur in den Orten, wo größere polnische Gruppen bestanden. Während die Arbeit in den Dorfschulen helfen sollte, in jeweils schwierigen Lagen die polnische Überzeugung zu demonstrieren, sah die Erziehung in den polnischen Gymnasien vor allem ihre Aufgabe in der Förderung der Charakterbildung und in der Ausbildung von Fähigkeiten, Vorbild zu sein und gleichzeitig sich dem Kollektiv, das dem Ganzen diene, einzuordnen.

Bis 1928 vertraten zwei Abgeordnete im Preußischen Landtag die Interessen der Minderheiten in Preußen. Jan Boenigh (Alenstein, † 1981) würdigt die Arbeit Jan Baczewskis und bezeichnet ihn als Architekten des

polnischen Minderheitsschulwesens in Deutschland, der bei einfachen Menschen das Gefühl des nationalen Stolzes zu wecken wußte. Er zitiert aus den „Erinnerungen eines Ermländers“ (Wspomnienia Warmiaka, Warszawa 1961), in denen Baczewski es als Ziel seines Lebens bezeichnet, polnische Schulen zu gründen, da in vielen Dörfern zwar polnisch gesprochen, aber das Lesen und Schreiben der polnischen Sprache nicht gelernt wurde. Im Preußischen Landtag hielt er scharfe Reden. Aber erst nach seinem Ausscheiden aus dem Landtag erließ die Preußische Regierung die „Ordnung“, für die er sich so vehement eingesetzt hatte. Die schon vorher erfolgte Regelung für die Schulen der dänischen Minderheit war ebenfalls ein Ergebnis seiner parlamentarischen Arbeit.

Mit der Gründung polnischer privater Minderheitsschulen entstand das Problem, die für diese Arbeit entsprechend ausgebildeten Lehrkräfte zur Verfügung zu stellen. Von dieser bleibenden Schwierigkeit handelt der Beitrag von Henryk Chałupczak (Lublin). Zwar sahen die Ausführungsbestimmungen zur preußischen Minderheitenschulordnung in Punkt 5 vor, daß angesichts der Schwierigkeit, geeignete Lehrkräfte zu finden, auch Lehrer zugelassen werden konnten, die nicht die Befähigung zur Anstellung im preußischen, sondern im polnischen Schuldienst besaßen. Doch in den Jahren 1932 und 1933 wurde mehreren Lehrern die Unterrichtserlaubnis entzogen und sie damit zur Rückkehr nach Polen gezwungen. Die 1930 in Beuthen eingerichtete Hochschule für Lehrerbildung bot dem Verband Polnischer Schulvereine Deutschlands die Möglichkeit, Kandidaten der polnischen Minderheit dort auszubilden zu lassen, da dieser Hochschule eine entsprechende Abteilung angegliedert war. Die hohen Anforderungen an die Bewerber deutscher wie polnischer Nationalität bedeuteten jedoch eine strenge Auslese. Die nachträglichen Restriktionen der Preußischen Regierung standen im Widerspruch zum Geist der „Ordnung“, nach dem der Minderheit polnischen Volkstums eine ausreichende Pflege ihrer Sprache gewährt werden sollte.

Mit einem Rückblick auf die Arbeit zur Repolonisierung der wiedergewonnenen Gebiete nach 1945 beschließt Tadeusz Filipkowski (Allenstein) die Materialsammlung. Für diese Arbeit wurden besonders Lehrer mit guten Kenntnissen der regionalen Probleme gebraucht, und schon 1945 wurde mit entsprechenden Kursen zu ihrer Ausbildung begonnen. Wichtige Themen neben der Verbesserung der polnischen Sprachkenntnisse waren u. a. Fragen wie „Städte und Menschen in Ostpreußen“, „Unser Recht auf die befreiten Gebiete“ oder „Oder-Neiße, die Westgrenze Polens“. Dokumente und Manuskripte wurden von den Bildungsorganen gesammelt und vor dem Vergessen bewahrt. Eine von der Partei gestartete breit angelegte ideologische Offensive, in der in den Unterrichtsprogrammen auf regionale Elemente verzichtet wurde, erfuhr Ende der 50er Jahre eine Änderung, weil es wichtig erschien, das Wissen der Menschen über die Region, in der sie lebten, zu vertiefen.

Wenn diese vorliegende Publikation die Bemühungen der polnischen Minderheit beleuchtet, durch die Pflege der Muttersprache das polnische Volkstum zu bewahren, so fehlen doch wünschenswerte Angaben über die Resonanz, die diese Schulen in der polnisch sprechenden Bevölkerung bis 1939 hatte. Die Zahl der Schüler war immer sehr gering. In Masuren war es zum Beispiel nicht möglich, für längere Zeit eine Schule einzurichten, obwohl gerade für dieses Gebiet die polnischen Hoffnungen sehr groß wa-

ren. Es ist auch zu bezweifeln, ob die „Ordnung“ ein zwangsläufiges Ergebnis der polnischen Forderungen war, oder ob nicht die Interessen der deutschen Außenpolitik, das Deutschtum in Polen zu unterstützen, ein Entgegenkommen der Preußischen Regierung — nur in Preußen gab es nationale Minderheiten — ihren eigenen nationalen Minderheiten gegenüber zweckmäßig erscheinen ließ. Lieselotte Kunigk-Helbing

**Zofia Waszkiewicz, Polityka Watykanu wobec Polski 1939—1945.** [Die Politik des Vatikans gegenüber Polen 1939—1945.] Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe 1980. 371 S.

Das Pontifikat Pius' XII. gehörte lange Zeit zu den umstrittensten des 20. Jahrhunderts. Die Flut der Publikationen hat in den letzten Jahren nachgelassen. Es ist auf dem Hintergrund dieser Diskussion verständlich, daß am Ende der 70er Jahre in einer deutschen<sup>1)</sup> und in einer polnischen Arbeit unabhängig voneinander der Versuch unternommen wurde, eine erste, sicherlich vorläufige, Bilanz zu ziehen. Eine solche Zwischenbilanz war auch deshalb möglich, weil seit 1965 ein Bruchteil der im Vatikan vorhandenen Dokumente über die Zeit des Zweiten Weltkrieges veröffentlicht wurde<sup>2)</sup>. Allerdings hat die polnische Autorin lediglich die ersten fünf Bände (1965—1969) berücksichtigt, und auch sonst scheint nur bis zum Jahre 1970 die Literatur eingearbeitet worden zu sein<sup>3)</sup>. Bei der Untersuchung der Politik des Vatikans gegenüber Polen in den Jahren von 1939—1945 betrachtet die Verf. den Vatikan vor allem als ein Zentrum diplomatischer Aktivität. Sowohl die Quellen als auch die Literatur zeigen ihrer Meinung nach zwei grundsätzliche Faktoren auf, welche diese Politik determinierten. Den ersten Faktor macht sie in der deutschfreundlichen Einstellung Pius' XII. fest. Sie sieht diesen Einfluß allerdings viel subtiler, als dies z. B. noch Madajczyk tat<sup>4)</sup>. Hinter dieser Einstellung stand auch die Sorge um die katholische Kirche in Deutschland als Organisation, um die Sicherstellung ihrer Interessen und ihres Besitzstandes. Den zweiten Faktor bildete die Angst vor der Verbreitung kommunistischer Ideen in Europa. Der Papst sei überzeugt gewesen, daß nur ein starkes Deutschland sich dem Kommunismus widersetzen könne und sei deshalb nicht gegen die Eroberungen Hitlers vorgegangen. Die von diesen beiden Faktoren bestimmte Polenpolitik des Vatikans wurde gewissermaßen auf zwei Ebenen geführt. Einerseits hat sich der Vatikan mit den polnischen Angelegenheiten im Kontext der allgemeinen Politik gegenüber den europäischen Staaten, insbesondere Deutschland, Italien, Frankreich und Großbritannien, beschäftigt; der polnische Staat bildete in diesem Rahmen nur ein Element und zwar nicht einmal das wichtigste. Andererseits richtete sich das Interesse des Vatikans auf die Erhaltung der Position der katholischen Kirche in denjenigen Ländern, die vom Dritten Reich besetzt wurden.

1) M. CLAUSS, Die Beziehungen des Vatikans zu Polen während des II. Weltkrieges (BONNER BEITRÄGE ZUR KIRCHENGESCHICHTE, Bd. 11). Köln-Wien 1979. Vgl. dazu ZGAE 40 (1980) S. 157—161.

2) Actes et Documents du Saint Siège relatifs à la seconde guerre mondiale. 9 Bde. Città del Vaticano 1965—1975.

3) Für die seither erschienenen, einschließlich der polnischen Arbeiten vgl. CLAUSS, S. X—XXIV.

4) Cz. MADAJCZYK, Die deutsche Besatzungspolitik in Polen (1939—1945). (INSTITUT FÜR EUROPÄISCHE GESCHICHTE. VORTRÄGE, Nr. 48.) Wiesbaden 1967.

Die Darstellung von W. gliedert sich in sechs Kapitel, an die sich ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personenregister anschließen. Das erste Kapitel (S. 17—47) behandelt die diplomatische Tätigkeit Pius' XII. bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Geschildert werden die Friedensinitiativen des Apostolischen Stuhles seit der Inthronisation Pius' XII.; ein eigener Abschnitt ist dem Friedensappell vom 24. August 1939 und den damit im Zusammenhang stehenden Bemühungen gewidmet. Dabei greift W. den bereits von Friedländer<sup>5)</sup> erhobenen Vorwurf auf, die Kurie habe mitgeholfen, ein „zweites München“ vorzubereiten; sie sei darin von Großbritannien und Frankreich unterstützt worden. Es bleibt festzuhalten, daß der Vatikan die genannten Länder unterstützt hat, nicht umgekehrt. Er weigerte sich stets, von sich aus konkrete Lösungen vorzuschlagen. Gerade die diplomatischen Aktivitäten der letzten Augusttage zeigen das verzweifelte Ringen der Kurie um eine diplomatische Lösung, zweifellos eine vergebliche Hoffnung. Dabei glaubte der Vatikan in der polnischen Regierung einen verhandlungsbereiten Gesprächspartner zu finden, weil er längst keine Möglichkeiten mehr sah, mit dem Reich verhandeln zu können. W. verkennt die Möglichkeiten der vatikanischen Diplomatie, wenn sie dem Hl. Stuhl, wie dies auch sonst geschieht, eine allzu aktive Rolle zuschreibt.

Das zweite Kapitel (S. 48—96) beschreibt in drei Abschnitten die Polenproblematik in den diplomatischen Aktivitäten des Vatikans während des Zweiten Weltkrieges. Durchgehender Tenor dieser Darstellung ist der Versuch, die Aktionen des Papstes auf Grund seiner antibolschewistischen Einstellung zu erklären. Zunächst habe der Papst auf einen anglo-deutschen Frieden gehofft, der die Aggression Hitlers auf die Sowjetunion ablenke. Dann sei der Überfall auf die Sowjetunion im Vatikan mit einer gewissen Genugtuung aufgenommen worden. Nach der Niederlage von Stalingrad habe schließlich die Furcht vor dem Sieg des Kommunismus in Europa die Sicht der päpstlichen Diplomatie auf viele andere Probleme verstellt. Trotz dieses die Arbeit durchziehenden Tenors verschweigt W. keineswegs die m. E. tragenden Motive der päpstlichen Entscheidungen: In Nebenbemerkungen wird deutlich, daß der Vatikan es vermieden hat, öffentliche Aussagen zu machen, um so mehr Aktivitäten zu unternehmen, die sich auf eine Verteidigung des polnischen Staates richten (S. 336), daß der Vatikan keinen antibolschewistischen Kreuzzug erklärt und der polnische Episkopat keinerlei derartige Instruktionen aus Rom erhalten hat (S. 337), daß der Vatikan die deutsche Interpretation hinsichtlich der Auflösung des polnischen Staates nie akzeptiert und den Polen einen eigenständigen katholischen Staat gewünscht hat. Doch dies nicht erst seit 1943 (S. 338); diese Forderung des Papstes durchzieht seit der Enzyklika „Summi Pontificatus“ vom 20. Oktober 1939 alle päpstlichen Verlautbarungen<sup>6)</sup>.

Anerkannt wird von W. auch, daß die Kurie erträgliche Lösungen für die katholische Kirche in Polen gesucht hat. Dies leitet über zum dritten Kapitel (S. 97—155), das die Probleme des Hl. Stuhles mit der Verwaltung der polnischen Bistümer darstellt. W. analysiert den letztlich fehlgeschlagenen Versuch der Kurie, die Kompetenzen des Berliner Nuntius Orsenigo auch auf die besetzten polnischen Gebiete auszudehnen, und beschäftigt

5) S. FRIEDLÄNDER, Pius XII. und das Dritte Reich. Eine Dokumentation. Hamburg 1965, S. 31.

6) Vgl. CLAUSS, S. 175—188.

sich ausführlich mit der Ernennung von Apostolischen Administratoren in den eingegliederten Gebieten (S. 103—155). Im Mittelpunkt steht die Ernennung des Danziger Bischofs Carl Maria Splett noch 1939 zum Apostolischen Administrator von Kulm<sup>7)</sup>. Damit war ein Präzedenzfall für eine ähnliche Entscheidung im Warthegau 1941 geschaffen, als dort die nationale Aufteilung innerhalb der katholischen Kirche durch eine Verordnung Greisers gesetzlich festgelegt wurde. Die Entscheidung des Vatikans wurde weitgehend von der Befürchtung diktiert, es könne eine von Rom unabhängige nationale Kirche gegründet werden. In der Ernennung von Apostolischen Administratoren sah die Kurie den Weg zur Sicherstellung der Interessen der Kirche (S. 339—340).

Das vierte und fünfte Kapitel befassen sich mit der Reaktion des Vatikans auf die Religions- und Kirchenpolitik der deutschen Machthaber in den in das Reich eingegliederten Gebieten (IV, S. 156—219) und im Generalgouvernement (V, S. 220—279). Ein entsprechender Abschnitt über die Religionspolitik der Sowjetunion in den russisch besetzten polnischen Gebieten fehlt<sup>8)</sup>.

Bei der Darstellung der Religionspolitik der Nationalsozialisten in den eingegliederten Ostgebieten untersucht W. auch deren Kampf gegen die polnische Sprache. Hierbei steht die Person des Danziger Bischofs und Apostolischen Administrators vom Kulm, Splett, im Mittelpunkt (S. 170—186). Im Gegensatz zu ihrer früheren Publikation<sup>9)</sup> läßt die Autorin die vatikanischen Dokumente ausführlicher zur Sprache kommen, aus denen die Verurteilung der Maßnahme Spletts, durch die u. a. der Gebrauch der polnischen Sprache bei der Beichte verboten wurde, klar hervorgeht. Allerdings übersetzt sie lateinische Texte nur da, wo ihr die Quellen ins Konzept passen. Im Generalgouvernement war der Kirche von den neuen Machthabern eine andere Rolle zugewiesen als in den eingegliederten Gebieten. Im Staat von Hans Frank hatte sie daher eine — wenngleich eingeschränkte — Existenz- und Aktionsmöglichkeit. Der letzte Abschnitt des fünften Kapitels geht auf die Haltung des polnischen Episkopats zur Politik des Vatikans gegenüber Polen ein (S. 269—279). Allerdings trennt W. dabei nicht die Äußerungen der polnischen Bischöfe, die sich im Exil aufhielten, u. a. Radoński und Hlond, von denjenigen, die im Lande geblieben waren, wie z. B. Sapieha. Während die ersteren immer drängender eine öffentliche Stellungnahme des Papstes zu den Vorgängen in Polen forderten, gab Sapieha gegenüber der Kurie zu, daß die Schreiben des Papstes lediglich die Gelegenheit zu neuen Verfolgungen der Katholiken bieten würden<sup>10)</sup>.

Den Stellungnahmen der Kurie zur Ausrottung des polnischen Klerus ist das letzte Kapitel (S. 280—333) der Arbeit gewidmet. W. beschreibt nochmals die Greuel, die an den polnischen Geistlichen begangen worden sind. Gerade in diesem Bereich waren sämtliche Proteste und diplomatischen

7) Vgl. dazu M. CLAUSS, Der Danziger Bischof Carl Maria Splett als Apostolischer Administrator des Bistums Kulm. In ZGAE 39 (1978) S. 129—144.

8) Vgl. dazu CLAUSS, Die Beziehungen, S. 63—73.

9) Z. WASZKIEWICZ, Działalność administratora apostolskiego diecezji chełmińskiej, biskupa Karola Maria Spletta, w świetle postanowień konkordatu polsko-watykańskiego z 1925 r. In: ZESZYTY NAUKOWE UNIwersytetu MIKOLAJA KOPERNIKA W TORUNIU. Nauki Humanistyczno-Społeczne. 46. Historia VII. Toruń 1972, S. 49—73. Vgl. dazu ZGAE 37 (1974) S. 179—180.

10) Vgl. CLAUSS, Die Beziehungen, S. 182—186.

Bemühungen des Vatikans vergebens. Anders sah dies hinsichtlich der Hilfsmaßnahmen für die polnischen Gläubigen und die Exilpolen aus. Hierfür fehlen bei W. Untersuchungen, weil sie ihre Arbeit vor dem Erscheinen der entsprechenden Bände der vatikanischen Akten fertiggestellt hat<sup>11)</sup>.

In einem langen Schlußteil (S. 334—345) faßt W. nochmals die wichtigsten Ergebnisse ihrer Arbeit zusammen, indem sie u. a. auf das „Schweigen“ des Papstes eingeht. Hier ist ihr zuzustimmen, daß es Pius XII. um das Schicksal katholischer Gemeinschaften als strukturell organisatorischen Einheiten ging und daß er bestrebt war, die Struktur des Katholizismus auf dem europäischen Kontinent nicht zu schwächen. Ich füge hinzu, daß es dabei auch konkret um Seelsorge ging, die gerade in solchen Zeiten wie den behandelten den Menschen Halt geben konnte. Richtig ist, daß auf die Haltung des Papstes das einen Einfluß ausgeübt hat, was W. überspitzt seine „berufliche Deformation“ (deformacja zawodowa) nennt: Pius XII. vertraute auf die Effektivität diplomatischer Aktivitäten, und diesen Glauben haben auch die zahlreichen Mißerfolge nicht abschwächen können. Dem Apostolischen Stuhl gesteht W. zu, daß er Wege gesucht habe, um die Interessen der katholischen Kirche in Polen sicherzustellen. Der Vatikan habe dabei jedoch nicht verstanden, daß der polnische Klerus ein Teil des polnischen Volkes sei und seine Interessen nicht in Isolation vom Kampf des Volkes und seinem Leid garantiert werden konnten. Die Arbeit von W. macht erneut die Schwierigkeit der freien Religionsausübung in einem politischen System deutlich, dessen Anspruch auf den Menschen total ist. Sie beschreibt detailliert und minutiös die Versuche der deutschen Regierung, den polnischen Katholizismus zu zerschlagen, weil sie, wie zweifellos auch der Vatikan, den Zusammenhang, ja die Identität von Katholizismus und polnischer Nation erkannt hat. Sie beschreibt das Dilemma des Papstes, der als moralische Institution anklagen mußte und als Seelsorger glaubte, nicht anklagen zu dürfen. In dieser Hinsicht ist das Buch nicht nur zur Bewältigung der Vergangenheit beider von ihr angesprochener Völker — des deutschen und des polnischen — notwendig, sondern auch für Polen und andere Länder brennend aktuell.

Manfred Claus

**Katalog zabytków sztuki w Polsce. Seria nowa. Tom II, zeszyt 1. Województwo Elbląskie: Braniewo, Frombork, Orneta i okolice.** [Katalog der Kunstdenkmäler in Polen. Neue Serie. Band II, Heft 1. Wojewodschaft Elbing: Braunsberg, Frauenburg, Wormditt und Umgebung]. Bearb. von Marian Arsyński und Marian Kutzner. Warszawa: Polska Akademia Nauk, Instytut Sztuki 1980—1981. Bd. 1: Text. XXXVIII, 216 S. Bd. 2: 510 Abbildungen.

Hinter der geographischen Umschreibung „Braunsberg, Frauenburg, Wormditt und Umgebung“ verbirgt sich der ehemalige Kreis Braunsberg, vermehrt um den schmalen Streifen des ehemaligen Kreises Heiligenbeil, der heute zur Wojewodschaft Elbing gehört (das sind konkret die Dörfer Grunau, Waltersdorf, Eisenberg, Pellen, Tiefensee und Eichholz).

Bisher standen uns als kunsthistorische Inventare die „Bau- und Kunstdenkmäler im Ermland“ von Adolf Boetticher aus dem Jahre 1894 und das „Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler“ von Dehio-Gall von 1952 (in

11) Vgl. ebd. S. 190—236.

der Fassung von 1944) zur Verfügung. Interessant ist aus diesem Katalog nicht nur, daß hier erstmals nach dem zweiten Weltkrieg eine Bestandsaufnahme der ermländischen Kunstschatze vorgelegt wird, wodurch wir gesicherte Kenntnisse erhalten, was das Inferno des Jahres 1945 überdauert hat — die Verfasser schätzen die Verluste auf mehr als 50 Prozent (S. XIII). Wertvoll ist die Veröffentlichung vor allem wegen der — im Gegensatz zu Boetticher und Dehio-Gall — sehr detaillierten Katalogisierung. Rein äußerlich haben die Artikel über die einzelnen Orte den sechs- bis zehnfachen Umfang der früheren Inventare. Sie bringen einen knappen Geschichtsabriß und eine Beschreibung der Ortsform bzw. -anlage und — als sehr instruktiven Anhaltspunkt — jeweils die Anzahl der Feuerstellen bzw. Bauernhöfe für das Stichjahr 1783. Es folgen dann die historischen Daten der jeweiligen Bauwerke, bei Kirchen Angaben über den Kirchenpatron und Patronatsherrn, bis zur Gegenwart, d. h. einschließlich der Restaurierungen bzw. Renovierungen in den letzten drei Jahrzehnten. Ebenso stichwortartig ist die Beschreibung der einzelnen Inventarstücke: bei den Kirchen — die weit in der Mehrzahl sind — angefangen vom Hauptaltar, über die Neben- und Seitenaltäre bis hin zu Kanzel, Chor und Orgel, Taufstein, Beichtstühlen, Kirchengestühl, Grabplatten und dem Inventar der Sakristei mit den Kultgeräten wie Kruzifixen, Monstranzen, Leuchtern (in der Wormditter Pfarrkirche allein 35 aus der Zeit bis zum 18. Jahrhundert) und den Ornaten. Diese Vollständigkeit der Inventarisierung der einzelnen Kunstgegenstände setzt Maßstäbe, und das trifft auch für die Auswahl der Objekte zu. Um ein Beispiel zu nennen: Tüngen fehlt bei Dehio-Gall ganz; Boetticher erwähnt die aus dem 19. Jahrhundert stammende Kirche und die ihr vorangehende Kapelle im Anschluß an Wormditt nur mit wenigen Sätzen. In diesem Katalog wird Tüngen auf 2 1/2 Seiten abgehandelt, nicht nur die Kirche mit Inventar, sondern auch das Herrenhaus aus dem späten 18. Jahrhundert und dazu ein weiteres Gutsgebäude und Speicher von der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert.

Die Rez. vermag nicht die kunsthistorische Qualität dieser Veröffentlichung zu beurteilen. Fragezeichen hinter Künstlernamen und Zeitangaben zeigen jedoch, daß die Autoren Vorsicht und Behutsamkeit bei der Beurteilung walten lassen — der beste Ausweis für eine kritische Wissenschaft. Für den kunsthistorischen Laien ist es einfach faszinierend, beim Durchblättern des 1. Bandes mit der Fülle von Kunstwerken und -gegenständen konfrontiert zu werden und im 2. Band — auf dessen Bildnummern im 1. Band am Rande verwiesen wird — sie in heutigen Reproduktionen zu sehen, wobei dies heißt, daß der gegenwärtige Zustand festgehalten wird, also auch Ruinen — wie z. B. die Katharinenkirche in Braunsberg oder die Pfarrkirche in Frauenburg — abgebildet sind und nicht auf alte Fotos zurückgegriffen wurde.

Nicht vergessen werden darf bei der bewundernswerten Fülle an Details die ausführliche Einleitung zu diesem Werk — 38 eng und klein geschriebene Seiten mit einem Überblick über die Geschichte der dargestellten Region und mit der ersten Gesamtdarstellung der Kunstentwicklung im Ermland — ein handbuchreifer Artikel! Es bleibt nur der Wunsch, daß auch die anderen drei ermländischen Kreise in der gleichen Weise kunsthistorisch inventarisiert werden mögen. Gerade im Hinblick darauf seien einige technische Unzulänglichkeiten erwähnt, die sicher nicht auf das Konto der Autoren, sondern — leider — von „Sparmaßnahmen“ gehen

dürften: Beim Textband vermißt man eine Inhaltsübersicht der Orte mit Seitenangabe. Zwar ist der Band nach den heutigen Ortsnamen alphabetisch geordnet, und auf Seite 203 finden wir auch eine Übersicht mit der parallelen Angabe der deutschen Namen, aber dort fehlt die Angabe der Seitenzahl. Die wäre schon nötig, wenn man sieht, daß der Artikel „Frauenburg“ von S. 43—116 reicht. Diese fehlende Übersicht hätte durch Kopfleisten ausgeglichen werden können, aber die gibt es auch nicht. Man muß zu lange blättern, um nach „Frombork“ (Frauenburg), beginnend S. 43, „Glęboczek“ (Tiefensee) auf S. 116 zu finden. Auch innerhalb der einzelnen Artikel wurde aus Platzersparnisgründen sehr gezeigelt. Die Beschreibung der Pfarrkirche in Wormditt erstreckt sich von S. 145—156. Auf diesen 11 Seiten gibt es zwei (!) Absätze: nach der baugeschichtlichen Beschreibung und zu Beginn der Darstellung der Inneneinrichtung. Letztere zieht sich über sechs Seiten hin — von der Beschreibung des Hochaltars bis zu der der Ornate ohne Absatz, nur zweimal durch einen Bindestrich unterteilt, eng in 9-Punkt-Schrift gesetzt. Hier wurde sehr gespart, was verständlich ist, aber für dieses ausgezeichnete Inventar die Sparsamkeit doch zu weit getrieben. Beim Bildband, der sinnvollerweise nach Motiven geordnet ist (Außenansichten: Kirchen, Gutshäuser etc. — Altäre, Kanzeln, Orgelprospekte, Taufbecken usw.), hätte man sich auch gern ein Verzeichnis der Abbildungen gewünscht. Brigitte Poschmann

**Teresa Mroczo, Architektura gotycka na Ziemi Chełmińskiej.** [Gotische Architektur im Kulmer Land.] Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe 1980. 361 S., 145 Grundrisse, 156 Abb.

Das Werk bietet eine eingehende Würdigung der gotischen Sakralarchitektur des Kulmer Landes, welches der Weichselbogen sowie die Ossa und Drewenz begrenzen. Seit einem ersten Besuch 1956 beschäftigte sich die Verf. mit den gotischen Bauwerken dieses Gebietes aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Das Institut für Kunst und Kunstwissenschaft an der Warschauer Universität unter der Leitung der Professoren Skubiszewski und Walicki, dem sie das Thema verdankt, finanzierte das Projekt. Der Pelpliner Kunsthistoriker Janusz Pasierb war ihr behilflich, auch bei den Kontakten zur Kulmer Kurie. Da die Dokumente über die Thorner Burg noch nicht veröffentlicht waren, konnte sie die Problematik der Burgbauten nicht in die Untersuchung einbeziehen. Deshalb trüge die Arbeit besser den Titel „Gotische Sakralarchitektur des Kulmer Landes“.

Von 69 erhalten gebliebenen Kirchen dieser Landschaft stehen 18 in Städten und 51 auf dem Lande. Abgesehen von letzteren werden vor allem die Kathedrale und die Nikolauskirche in Kulmsee, die Marien-, Martins-, Hl.-Geist-, Dominikaner-, Franziskaner- und Zisterzienserkirche in Kulm, die Jakobus-, Johannes- und Franziskanerkirche in Thorn, die Nikolauskirche in Graudenz sowie die Gotteshäuser in Strasburg, Schönsee, Rheden und Briesen untersucht. In sieben großen Kapiteln behandelt das Werk die Bauten der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, die frühgotische Architektur des vorletzten Viertels des 13. Jahrhunderts, die symmetrischen Hallenkirchen des letzten Viertels dieses und des ersten Viertels des 14. Jahrhunderts, sodann die nichtsymmetrischen Bettelordenskirchen, in weiteren Abschnitten die Basilika als gotische Bauform, andere übernommene Innenraumgestaltungen und schließlich die Entwicklung der Architektur bis zum Ende des 14. Jahrhunderts. Jedes dieser Kapitel enthält eine ausführliche Darstellung der Genese gotischer Baukörper in der je-

weiligen Periode. Immer wieder kann die Verf. auf den Einfluß der gotischen Sakralarchitektur Frankreichs, Deutschlands und Englands auf Ostmitteleuropa und im besonderen auf das Kulmer Ordensland hinweisen. Dabei greift sie zeitlich weit zurück, um die Anfänge dieser West-Ost-Bewegung, z. B. den durch die Hirsauer Reform bedingten geraden Chorabschluß in Wiblingen (1093) mit seiner Wirkung auf Trzemeszno (1146—1148) zu zeigen. So glaubt sie ebenfalls die Krypta unter dem Presbyterium der Kulmseer Kathedrale möglicherweise auf eine westfälische Wurzel zurückführen zu können. Sehr instruktiv wird ihr Werk durch die Wiedergabe fast aller in ihm besprochener Grund- und Aufrisse. Die 145 graphischen Reproduktionen, welche meist zwei bis vier Bauzeichnungen zum Vergleich nebeneinander stellen, lassen erkennen, wie die gotische Bauweise ganz Europa umspannte. Als Beispiele dieser Fülle von Denkmälern seien nur einige Standorte genannt: Agrigent, Caën, Chorin, Essen, Frankfurt a. M., Kassel, Paderborn, Prag, Rostock, Straßburg und Wien.

In ihrer Schlußbetrachtung glaubt die Autorin, vier wesentliche Tendenzen feststellen zu können, die in Architektur und Ausgestaltung der sakralen Räume zum Ausdruck kämen: der Geist des Deutschen Ordens, der Bettelorden, der Hanse bzw. des Bürgertums, und schließlich habe auch die jeweilige Region, vor allem bei der Turmgestaltung, ihren Einfluß geltend gemacht. Für die Differenzierung in Hanse- und Deutschordensstil fehlt eine ausreichende Begründung. Ebenso bleibt es wohl eine Frage der Begriffsbestimmung gotischer Architektur, wenn die Kathedralen von Marienwerder, Frauenburg und Königsberg als „anachronistisch“ bezeichnet werden und das gotische Kathedralprogramm allein in der Zisterzienserarchitektur verwirklicht sein soll. Diese Einschränkungen nehmen dem bedeutenden Werk jedoch nichts von seinem Wert, das sich in gleicher Weise durch die überaus sorgfältige Darstellung des umfangreichen Stoffes wie durch das beeindruckende Ergebnis empfiehlt.

Den Band beschließen die eingehende Bibliographie (S. 323—333), ein Personenregister sowie ein Orts- und Baudenkmälerregister. Dem Band sind 156 Schwarzweißfotos der Kirchen, ihrer Giebel, Türme, Innenräume und Gewölbe als Illustration beigegeben. Gerhard Reifferscheid

**Kamila Wróblewska, Sztuka średniowieczna w zbiorach muzeów województwa olsztyńskiego. Katalog wystawy, Katalog zbiorów.** [Mittelalterliche Skulptur in den Sammlungen der Wojewodschaft Allenstein. Katalog der Ausstellung, Katalog der Sammlungen.] Olsztyn: Muzeum Warmii i Mazur 1979. 134 S., 112 Abb. auf Taf. [Engl. u. dt. Zus.fass. der Einleitung.]

Was für die Geschichtswissenschaft die Quellenpublikation, bedeuten für die Kunstgeschichte neben den großen Bau- und Kunstdenkmälerbänden, die bestimmten Städten oder größeren Gebieten gewidmet sind, vor allem die Bestandskataloge der Museen. Deshalb kann man es nicht hoch genug schätzen, daß Kamila Wróblewska nach ihren vielfältigen Arbeiten zur ermländischen Kunstgeschichte jetzt auch einen Katalog der heute im Museum in Allenstein zusammengetragenen mittelalterlichen Skulpturen vorlegt, vermehrt um einige andere Werke, die 1979 dort zu einer Ausstellung vereinigt waren. Zwar sind die Angaben in den 137 Katalogtexten zu den Skulpturen, den wenigen vollständigen oder annähernd vollständigen Altären sowie einigen hinzugefügten Gegenständen der Goldschmiedekunst und sonstigen kirchlichen Geräten auf das Allernotwendigste be-

schränkt: Benennung der Darstellung, des Kunstkreises oder des ausführenden Meisters, Datierung, Größenangaben, kurze Hinweise auf die Farbfassung sowie Literaturzitate. Zuschreibungen und die zeitliche Ansetzung werden nicht diskutiert oder begründet, Vergleichsstücke in der Regel nicht genannt. Dennoch vermittelt der Katalog einen Überblick über die erhaltenen Werke mittelalterlicher Skulptur aus dem Ermland, wie er bisher nicht zu gewinnen war. Interessant ist auch, was etwa aus den Beständen des Prussia-Museums in Königsberg, einzelnen kleineren Heimatmuseen und den ermländischen und sonstigen ostpreußischen Kirchen durch die polnische Administration in Allenstein gesammelt oder zusammengezogen worden ist. Bei der Publikation eines solchen Kataloges kommt naturgemäß den beigelegten Tafeln, auf denen erfreulicherweise der weitaus größte Teil der behandelten Kunstwerke abgebildet ist, eine besondere Bedeutung zu. Die oft recht schlechte Druckqualität der Abbildungen war wahrscheinlich nicht zu vermeiden. Die Bevorzugung von Schräg- oder auch reinen Profilsansichten in einer Reihe von Fällen, ohne daß die für mittelalterliche Skulpturen naturgemäß wichtigste Vorderansicht zusätzlich abgebildet werden konnte, wird man bedauern (Abb. 18, 19, 25 etc.). Besonders unglücklich erscheint ein Teil der Farabbildungen, bei denen man der Eigenwilligkeit des Photographen und seiner dramatischen Lichtführung offenbar mehr Spielraum einräumen zu müssen glaubte, als es der Lesbarkeit der künstlerischen oder auch nur gegenständlichen Form der Figuren gutgetan hat (z. B. Abb. 47, 57, 91).

Kunsthistorisch betrachtet, nimmt die Gruppe um den Altar aus Peterswalde aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts von einem Meister oder — besser gesagt — wohl von einer Werkstatt aus der Nachfolge der schlesischen Löwenthronmadonnen einen besonderen Rang ein. Karl Heinz Clasens Darstellung „Mittelalterliche Bildhauerkunst im Deutschordensland Preußen“, der der Katalog in seinen kunsthistorischen Wertungen stark verpflichtet ist, auch in diesem Punkte folgend, rechnet die Verf. die Bildwerke aus Kraplau bei Osterode, das Kreuzifix aus Liebemühl und vor allem die Pieta aus Dietrichswalde, zuletzt in Osterode, zu dieser frühen und in ihrer Eigenart sehr ausgeprägten Phase gotischer Holzplastik in Ostpreußen. Noch früher — in die Mitte des 14. Jahrhunderts (im deutschen Resümee versehentlich Mitte 15. Jahrhundert) — datiert sie die große stehende Madonna aus dem Altar der Katharinenkirche in Braunsberg, die bis 1939 im Museum in Heilsberg aufbewahrt wurde (Clasen, Abb. 357, mit einer Datierung: „eher 4. als 3. Viertel des 14. Jh.“), die trotz ihres entstellenden ornamentierten Silberblechbeschlages aus der Barockzeit ihre Herkunft von den großen klassisch-gotischen Madonnendarstellungen der westlichen Kunst des späteren 13. Jahrhunderts noch in den überlieferten Abbildungen erkennen läßt. Aus dem Umkreis des Meisters der Braunsberger Madonna stammen — wenn wohl auch bei nicht unbeträchtlichem Qualitätsabstand — die heute in Allenstein verwahrten Apostel und weiblichen Heiligen eines Altares aus Hohenfurst bei Braunsberg (zuletzt im Prussia-Museum in Königsberg), gewiß zurecht erst in das Ende des Jahrhunderts datiert (Kat.-Nr. 130—136).

Aus der Zeit des Weichen Stiles um 1400, von der Verf. im deutschen Text vielleicht etwas zu pauschal als „Stil des Meisters der Schönen Madonnen“ bezeichnet, ragen neben viel Provinzialem das Fragment einer ste-

henden Muttergottes, früher ebenfalls in Königsberg (Kat.-Nr. 60), und eine thronende Marienfigur, ehemals im Schloß in Heilsberg (Kat.-Nr. 64), hervor, die schon Clasen als Ausläufer eines in Königsberger Werkstätten beheimateten Stiles erkannt hat. Nach einer gewissen Stagnation infolge des Dreizehnjährigen Krieges kommt es erst gegen Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts zu einer Belebung der Kunstproduktion. Nahezu am Anfang steht als bedeutendstes Werk die gravierte Messinggrabplatte des Bischofs Paul von Legendorf, von seinem Nachfolger Lukas Watzenrode 1494 für die Pfarrkirche in Braunsberg gestiftet und heute ebenfalls im Museum in Allenstein verwahrt (Kat.-Nr. 7), nach der These der Verf. von dem Schnitzer und Maler Hans Brandt entworfen und in der Danziger Glockengießwerkstätte des Andreas Grottkau ausgeführt. Der interessante Kreuzigungsaltar aus Bartenstein (Kat.-Nr. 4—5) wird bei Betonung seiner Abhängigkeit von niederländischer Kunst mit Vorbehalt jenem Meister Hans zugeschrieben, den der Deutsche Orden 1503 aus Braunsberg nach Königsberg kommen ließ, wo man ihm Wohnung und Unterhalt zusicherte und wo er mehrere Jahre gearbeitet haben muß. Eine Reihe spätgotischer Skulpturen stammen aus Königsberger Werkstätten, darunter die von der Verf. hochgelobte Ecce-Homo-Gruppe, zuletzt in Seehesten (Kat.-Nr. 117). Daneben werden mehrere Figuren einem in Heilsberg bis 1510 tätigen Meister (Kat.-Nr. 69—71), für den bestimmende Prägung durch sächsische Vorbilder angenommen wird, und für die Zeit von 1510—1525 vor allem Werkstätten in Elbing zugewiesen (Kat.-Nr. 1—3 u. 43—45). Sie gehören offensichtlich zum Besten der im engeren Sprachgebrauch spätgotischen Skulptur der rund fünf Jahrzehnte vor und nach 1500.

So vermittelt der Katalog über sein Verdienst, den Bestand des Allensteiners Museums bekanntzumachen, hinaus für die spätere Phase der mittelalterlichen Skulptur von etwa 1450—1530, für die es an einer vergleichbaren grundlegenden Darstellung wie Clasens Geamtdarstellung der Entwicklung bis 1450 fehlt, auch gewichtige allgemeine Einsichten in den Werdegang der Skulptur im Ermland und im übrigen Ostpreußen.

Rainer Kahsnitz

**Janusz Ciemnołowski — Janusz St. Pasierb, Pelplin.** (Pomorze w zabytkach sztuki.) Wrocław — Warszawa — Kraków — Gdańsk: Ossolineum 1978. 334 S., 53 Abb., 12 Zeichnungen.

Der handliche Band führt auf den ersten 45 Seiten in die Geschichte des Zisterzienserklosters und des Ortes Pelplin von seiner Gründung im Jahre 1274 bis in die Gegenwart ein. Es folgt eine architektonische Beschreibung der Klosteranlage und ihrer Veränderung im Laufe der Jahrhunderte bis hin zu den Neuanlagen nach der Verlegung des Kulmer Bischofssitzes in das zuvor aufgehobene Kloster im Jahre 1824 (S. 49—127). Der weitaus umfangreichste Teil ist der Beschreibung der Kunstdenkmäler und -schätze gewidmet; der Ausstattung der Kathedrale bis hin zu den Glocken, des Kreuzgangs, der Schatzkammer, des Diözesanmuseums, der trotz großer Kriegsverluste immer noch einmaligen Bestände der Bibliothek, der Kapelle des Priesterseminars, der Pfarrkirche und schließlich der bischöflichen Residenz. Gute Grund- und Aufrisse und eingestreute Abbildungen veranschaulichen den von fundierter Sachkenntnis zeugenden Text.

Brigitte Poschmann

**Gerhard Reifferscheid, Die St.-Johannis-Basilika in Wormditt 1379—1979. Kirchspiel, Stadt und Dekanat. (Ostpreußische Kirchen, Ermland, 1.) Münster: Bischof-Maximilian-Kaller-Stiftung 1979. 20 ungezählte S., 117, größtenteils farbige Abb.**

Die neue Reihe großformatiger und generös ausgestatteter Bände soll bedeutende Bauwerke des Ermlandes und ihr lokales Umfeld durch eine Fülle von Abbildungen, wie sie bisher meist nicht veröffentlicht worden sind, in die Erinnerung rufen und vielleicht nicht so sehr dem Historiker und Kunsthistoriker — obwohl er aus den Abbildungen vielfach wird Nutzen ziehen können — vergegenwärtigen als dem religiös gestimmten Heimatfreund, in diesem Falle speziell den der Erinnerung an ihre Heimat anhängenden Wormdittlern. Dem entspricht der allgemein gehaltene Einleitungstext und die Auswahl der Abbildungen mit ihrer Vorliebe für — gewiß eindrucksvolle — Details. Doch ist auch die Architektur selbst durch Grundriß und einige Außenaufnahmen sowie Gewölbeansichten dokumentiert. Freilich gelingt es anhand der Bildfolge nur schwer, sich ein Bild vom Bau, seiner speziellen historischen Form und seinem künstlerischen Rang zu machen, wie dies denn auch für die meisten Altäre und sonstigen großen Ausstattungstücke gilt. Nützlich ist auf jeden Fall die Folge der Abbildungen der freilich stark übermalten Fresken. Dabei soll nicht verkannt werden, wie schwierig die Beschaffung wirklich instruktiver Architekturaufnahmen generell ist, wie denn die von Paul Hinz besorgte Bildredaktion gewiß mit genügend weiteren Problemen zu kämpfen gehabt haben dürfte. Gut die Hälfte der Abbildungen ist kleineren Kirchen (darunter auch der Propsteikirche Krossen) und Wohnbezirken der Pfarrei und des Dekanats gewidmet. Ein Bildkommentar mit sehr nützlichen Angaben zu den einzelnen Kunstwerken und ein Literaturverzeichnis beschließen den Band. — Zur Baugeschichte der Wormditt Kirche liegt jetzt auch eine Untersuchung von Andrzej Rzempoluch vor (vgl. in diesem Band, unten, S. 226 f.).

Rainer Kahsnitz

**Gerhard Reifferscheid, Heiligelinde, schönste Barockkirche Ostpreußens. (Ostpreußische Kirchen, Ermland, 2.) Münster: Bischof-Maximilian-Kaller-Stiftung 1982. 83 S., 64, zumeist farbige Abb.**

Außerlich in ähnlichem Gewand wie der ältere Band über die Johanniskirche in Wormditt, enthält die Monographie über die bekannteste ostpreußische Wallfahrtskirche Heiligelinde doch inhaltlich einen weitaus informativeren Text und eindrucksvollere, auch besser gedruckte Abbildungen nach durchweg von Hans Rautenberg neu aufgenommenen, zum Teil ausgesprochen schönen Photographien. Reifferscheids Ziel ist es, „den vom religiösen Ziel bestimmten Plan des Gesamtwerks der heutigen Wallfahrtskirche und ihrer Umgebung aufzufinden, wie ihn die Patres, angeregt durch ähnliche Entwürfe von Heiligtümern . . . entwarfen“. Der Verf. referiert unter ausführlichen Zitaten aus der Literatur des 17. Jahrhunderts — den beiden Werken von Michael Friedrich Ciaritius und Thomas Clagius von 1626 und 1659 — Gründungslegende und Frühgeschichte der Wallfahrtsstätte, die Errichtung der neuen Kapelle durch Stephan Sadowski seit 1617 und die Übergabe der Anlage an das ermländische Domkapitel 1631. Es folgt im wesentlichen eine deutende Beschreibung der 1687—1730 errichteten heutigen Gesamtanlage, insbesondere der Kirche, wobei dem ikonographischen Programm der Ausmalung besonderes Augenmerk zugewandt wird. Das Ziel der Ausführungen, weitgehend auf

den Ton feiernder Sprache gestimmt, liegt primär in einer Einstimmung in die Schönheiten der Architektur und ihrer Ausstattung. Die ausführenden Künstler, die überlieferten Baudaten werden genannt. Eine nähere Bestimmung des historischen Stellenwertes des Bauwerkes innerhalb der Geschichte der europäischen Architektur des Barock lag dagegen wohl außerhalb der Intentionen des Autors und wahrscheinlich auch der vorgegebenen Grenzen der Publikationsreihe. Rainer Kahsnitz

**Kunstakademie Königsberg 1845—1945.** [Katalog einer Ausstellung.] (Prussia-Schriftenreihe, Werk 11.) Duisburg-Regensburg: Prussia-Gesellschaft — Ostdeutsche Galerie (1982). 136 S., 50 Abb., 1 Taf.

Die angezeigte Ausstellung umfaßte 137 Bilder und sonstige Werke von Lehrern und Schülern der Königsberger Akademie, durchweg aus dem 20. Jahrhundert, die in einem kurzen Verzeichnis aufgeführt sind. Der Katalog gewinnt darüber hinaus jedoch noch insofern Bedeutung, als er um eine umfassendere Darstellung der Geschichte der 1790 gegründeten Königsberger Akademie — freilich unter starker Bevorzugung des letzten Jahrhunderts — bemüht ist. Einem teilweise nach den Akten im Geheimen Staatsarchiv Berlin erarbeiteten Beitrag von Günter Krüger „Zur Geschichte der Königsberger Kunstakademie“, geordnet im wesentlichen nach der Dienstzeit der Direktoren, sowie dem Abdruck einiger Dokumente folgen die für die gesamte ostpreußische Kunstgeschichte in unserem und dem vorigen Jahrhundert sehr nützlichen Biographien der Direktoren, Lehrer und Schüler der Akademie mit biographischen Daten, Beispielen ihrer wichtigsten Werke und Literaturangaben. Rainer Kahsnitz

**Danzig 1939. Schätze einer zerstörten Gemeinde.** [Katalog einer] Ausstellung des Jüdischen Museums New York im Braunschweigischen Landesmuseum [u. a.]. (Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums, 31.) Braunschweig: Braunschweigisches Landesmuseum 1982. 139 S., 132 Abb.

Der interessante Katalog der seit 1980 in einer Reihe amerikanischer und jetzt auch deutscher Städte gezeigten Ausstellung Danziger jüdischen Kultgerätes verdient Beachtung. Die 342 Stücke umfassende Danziger Sammlung, aus denen für die Ausstellung 134 ausgewählt wurden, setzt sich aus dem alten Schatz der Großen Synagoge von Danzig, in dem Bestände älterer jüdischer Gemeinden aufgegangen waren, der Sammlung Lesser Geldzinski und einer Reihe privater Stiftungen zusammen, die 1939 mit Duldung der Danziger nationalsozialistischen Behörden von der jüdischen Gemeinde in die USA gebracht und damit vor der drohenden Vernichtung gerettet werden konnten. Die Gemeinde vereinbarte damals, daß das Jüdische Theologische Seminar in New York die Sammlung nach Danzig zurückgeben solle, wenn innerhalb der nächsten 15 Jahre dort wieder eine jüdische Gemeinde in Sicherheit und Freiheit erstehe. Anderenfalls sollte alles zur Belehrung und Erziehung der übrigen Welt in Amerika verbleiben.

Der Altbestand der Großen Synagoge und die 1904 geschenkte Sammlung Geldzinski sind bereits in der Danziger Zeit, und zwar 1904 und 1933, in gedruckten Katalogen veröffentlicht worden. Die ältesten Gegenstände stammen aus dem 17., die meisten aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Sie sind überwiegend von Danziger und preußischen Handwerkern, vor allem Silberschmieden, gefertigt — wie üblich sämtlich Christen, da den Juden

selbst die Zunftzugehörigkeit und damit der Zugang zu diesen Handwerken verwehrt war. Die bedeutendsten Danziger und preußischen Goldschmiedennamen sind durch Meisterzeichen an vielen Stücken belegt. Die kostbare Ausführung und der Reichtum des Gesamtbestandes dokumentieren Wohlstand und Bedeutung der Danziger jüdischen Gemeinde. Die ältesten und wertvollsten Stücke gehören zur Sammlung von Lesser Geldzinski, der, aus Polen stammend, seit 1860 in Danzig als Großkaufmann und passionierter Sammler lebte und dessen Kunst- und Antiquitätensammlung — mit deutlichen Schwerpunkten bei Stücken Danziger Herkunft — seinerzeit eine der großen Sehenswürdigkeiten der Stadt war. Seine nichtjüdischen Antiquitäten wurden nach seinem Tode 1912 in Berlin auf einer Auktion versteigert, die jüdischen Kultgeräte ab 1904 in einem gesonderten Raum der Großen Synagoge als Sammlung Geldzinski öffentlich ausgestellt.

Der Katalog, der in mustergültiger Form 134 dieser Stücke kommentiert und meist auch abbildet, enthält außerdem Aufsätze zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Danzig, zur Geschichte und Bedeutung der jüdischen Schätze dieser jetzt in New York verwahrten Sammlung und speziell zur Sammlung Geldzinski, die amerikanische Ausgabe außerdem eine Beschreibung der in Deutschland nicht gezeigten Gegenstände Nr. 135—288 und eine Konkordanz zu den älteren gedruckten Katalogen. Zu Recht betont der Katalog, daß dem hier dokumentierten Komplex ein besonderer Rang wegen seiner Herkunft aus einem eng begrenzten Gebiet und wegen seiner absoluten historischen Originalität zukommt, während die jüdischen Sammlungen — überwiegend erst im oder nach dem Kriege entstanden — sonst von Fälschungen überschwemmt werden.

Rainer Kahsnitz

# Zeitschriftenumschau

## für das Jahr 1981

### mit Ergänzungen aus früheren Jahren

#### Abkürzungen:

- KMW = Komunikaty Mazursko-Warmińskie  
RO = Rocznik Olsztyński  
StP = Studia Pelplińskie  
StW = Studia Warmińskie

### I. Allgemeines

**Roman Nir, Rękopisy filozoficzne Biblioteki Seminarium Duchownego w Pelplinie.** [Die philosophischen Handschriften der Bibliothek des Priesterseminars in Pelplin.] In: Studia Gdańskie 3 (1978), S. 185—213. [Frz. Zus.fass.] — **Rękopisy prawnicze Biblioteki Seminarium Duchownego w Pelplinie.** [Die juristischen Handschriften der Bibliothek des Priesterseminars in Pelplin.] In: Prawo Kanoniczne 21 (1978), Nr. 3—4, S. 217—235. — Die Bibliothek des Priesterseminars Pelplin entstand 1849—1852 aus den Sammlungen verschiedener säkularisierter Klöster Westpreußens, der alten Seminarbibliothek in Kulm und der Kapitelsbibliothek in Kulmsee. Sie umfaßt heute nach den schweren Verlusten des zweiten Weltkrieges etwa 70 000 Bände, 600 Zeitschriftentitel, 640 Handschriften, 659 Inkunabeln und — als Unicum in Polen — ein Exemplar der Gutenbergbibel. Die mittelalterlichen Handschriften mit allein 300 Bänden bilden die reichste Sammlung in den kirchlichen Bibliotheken des heutigen Polen. Ein vollständiger Katalog der Handschriftensammlung liegt bisher nicht vor. Nir bietet ein Verzeichnis der 121 philosophischen Handschriften aus dem 12.—18. Jahrhundert und einen Katalog der 96 Handschriften aus dem Bereich des Rechts vom 14.—18. Jahrhundert. H. J. K.

**Halina Keferstejn, Biblioteka Kapituły fromborskiej.** [Die Bibliothek des Frauenburger Domkapitels.] In: RO 12—13 (1981), S. 49—69. Engl. u. russ. Zus.fass.] — Der Überblick über die Geschichte der Bibliothek des ermländischen Domkapitels beruht auf der polnischen und deutschen Spezialliteratur und einer Reihe von Nachrichten aus dem Ermländischen Diözesanarchiv. Die Anfänge der Bibliothek reichen vermutlich ins 13. Jahrhundert zurück, als das ermländische Domkapitel eingerichtet wurde. Kataloge aus den Jahren 1446 und 1451 weisen 160 bzw. 185 Bücher nach. Das nächste erhaltene Verzeichnis aus dem Jahr 1598 enthält 810 Eintragungen. Die Zahl der Handschriften und Bücher, die 1626 als Kriegsbeute nach Schweden gelangten, wird auf 700—1400 geschätzt. Zu Ende des 18. Jahrhunderts besaß die Bibliothek wieder 703 Werke aus den Bereichen Theologie, Recht, Medizin, Philologie und Philosophie, zu Anfang des 20. Jahrhunderts waren es 20 000 Bände, hauptsächlich deutsche Druckwerke. Die Personalstruktur des Kapitels bestimmte im Laufe der Jahrhunderte die große Vielfalt der Sammlungen, in denen sich, wie die Verf. feststellt, neben Werken mit allgemeineuropäischem Inhalt auch viele Polonica finden. H. J. K.

**Henryk Madej, Wczoraj i dziś Biblioteki Warmińskiego Seminarium Duchownego i Archiwum Diecezji Warmińskiej.** [Die Bibliothek des Ermländischen Priesterseminars und des Archivs der Diözese Ermland — gestern und heute.] In: *Warmińskie Wiadomości Diecezjalne* 33 (1978), Nr. 2—3, S. 108—111. — In der klaren Erkenntnis, daß für die Ausbildung der Priesteramtskandidaten, für die Fortbildung des Diözesanklerus, für die wissenschaftlichen Studien und für den Dialog mit der gegenwärtigen Welt eine gutausgebaute und funktionierende Bibliothek unbedingt notwendig ist, ging man Ende der 60er Jahre an Planung und Vorbereitung eines Bibliotheksneubaues und an eine Reorganisation der Bibliotheksverwaltung. Schon vor Jahren hatte man die nur zum Teil über das Kriegsende geretteten Buchbestände zusammengetragen und sie, allerdings nur notdürftig, nicht ausreichend gegen Feuchtigkeit und Schädlinge gesichert, an mehreren Stellen in Allenstein aufgestellt. Nach beträchtlichen Schwierigkeiten konnte 1973—1978 ein neues modernes Bibliotheksgebäude errichtet und damit ein wissenschaftliches und bibliothekarisches Zentrum für die ganze Diözese geschaffen werden. Es steht gegenüber der Südseite der Herz-Jesu-Kirche (ulica Kopernika 47). Ausstattung und Verwaltung entsprechen dem heutigen bibliothekarischen Standard (Magazine mit beweglichen Metallregalen sowie mit Feueralarmsicherung und Feuerlöschgeräten, Lesesaal mit einer Handbibliothek von 4300 Bänden und Mikrofilmlesegerät sowie mit 20 Plätzen, neue Kataloge). Der Buchbestand zählte 1978 48 265 Bände, darunter 330 Inkunabeln und 8000 alte Drucke. Der Zeitschriftenbestand umfaßt etwa 1200 Titel, darunter überwiegend alte. Zur Zeit werden 83 inländische und 37 ausländische Zeitschriften laufend bezogen, also zusammen 120 Titel. Anschaffungen neuer Buchtitel sowie Ergänzungen von Lücken sind gesichert durch einen ständigen Jahresetat für Bücher und Zeitschriften sowie durch Schenkungen und Tausch. Das Bibliothekspersonal besteht aus einem Direktor (Prof. Dr. Marian Borzyszkowski), einem wissenschaftlichen Kustos (Dr. Henryk Madej) und zwei Bibliothekarinnen (Ordensschwwestern), von denen eine allerdings nur zur Hälfte in der Bibliothek angestellt ist. Die gute Ausstattung und die angenehme Arbeitsatmosphäre hat bereits zu einer lebhaften Benutzung der Bibliothek in ihrem neuen Gebäude geführt. Daneben ist die Bibliothek zum Zentrum mannigfaltiger wissenschaftlicher Aktivitäten geworden: Dort finden die wissenschaftlichen Sitzungen der Professoren des Priesterseminars „Hosianum“ und andere wissenschaftliche Seminare sowie Pastoraltheologische Tagungen für Priester der Diözese statt. Im Hause hat auch die vierköpfige Arbeitsgruppe zur Herausgabe der Schriften des Kardinals Stanislaus Hosius ihre Arbeitsstätte. Desgleichen ist hier das Büro der Allensteiner Abteilung der Gesellschaft der Freunde der Katholischen Universität Lublin untergebracht. Außerdem finden im Foyer der Bibliothek Ausstellungen aus den Beständen der Bibliothek statt, bisher u. a. über die selige Dorothea von Montau und zum Jubiläum des Wallfahrtsortes Dietrichswalde. Im selben Gebäude befinden sich auch die Bestände des ermländischen Diözesanarchivs; deren Benutzern steht zugleich der Lesesaal der Bibliothek zur Verfügung. Das Archiv steht unter der Direktion von Bischof Dr. Jan Oblak<sup>1)</sup>, dessen Mitarbeiter Dr. Jan Górny und eine Ordensschwester sind.

E. M. W.

1) Inzwischen wurde die Leitung Prof. Borzyszkowski übertragen.

**Roderich Schmidt, Kulturgeschichte in landeshistorischer Sicht.** In: Zeitschrift für Ostforschung 30 (1981), S. 321–348. — Der Verf. zeigt die Entwicklung der in Opposition zur politischen Geschichte sich herausbildenden Kulturgeschichtsforschung auf und weist auf die Verbindungen zur Landesgeschichte hin, die von ihren Anfängen an — repräsentiert in den regionalen Geschichtsvereinen und seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts in Universitätsinstituten verankert — kulturgeschichtliche Betrachtungsweisen und Methoden aufgriff und sich zu eigen machte. B. P.

**Aljzy Szorc, Historia synodów diecezji warmińskiej od początku do dni naszych (1243–1980).** [Geschichte der Synoden der Diözese Ermland von Beginn bis in unsere Tage.] In: Warmińskie Wiadomości Diecezjalne 35 (1980), S. 267–274. — Anlässlich der ermländischen Diözesansynode von 1980 gibt Szorc einen Überblick über die Beschlüsse der historischen Diözesansynoden des Ermlands, angefangen mit der Synode des Bischofs Heinrich Sorbom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Synode Maximilian Kallers 1933. An der von Martin Kromer einberufenen Synode von 1575 zeigt er, wie eine Synode in alten Zeiten verlief. W. Th.

**Antoni Bunikowski, Proboszczowie parafii radzyńskiej.** [Die Pfarrer der Pfarrei Rehden.] In: StP 1978 [1981], S. 77–84. — Trotz der zum Teil unzureichenden Quellenanlage stellt dieser Überblick über die Pfarrer einer der ältesten Pfarreien der Diözese Kulm vom 13. Jahrhundert bis in die Gegenwart so etwas wie ein Modell für ähnliche Versuche dar, die auch für andere Pfarreien — sowohl der Diözese Kulm als auch für Ermland — unternommen werden sollten. So könnte eine Materialbasis für eine Geschichte der Pfarreien und der Seelsorge entstehen, die ein Desiderat ist. H. J. K.

**Harald Witthöft, Scheffel und Last in Preußen. Zur Struktur der Getreidemaße seit dem 13. Jahrhundert.** In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 117 (1981), S. 335–372. — Im preußischen Maßwesen nahm das altpreußische Getreidemaß bei der großen Bedeutung des Getreides für den Lebensunterhalt und den Export über die Ostseehäfen eine wichtige Position ein. Der Autor rekonstruiert die preußischen Getreidemaße in der Absicht, der überregionalen Forschung wesentliches Vergleichsmaterial bereitzustellen. Bei der Maßüberlieferung kann er für die Städte des hansisch-preußischen Handelsgebiets ein von der Landesherrschaft reglementiertes einheitliches Maß- und Gewichtssystem feststellen und beim Getreidemaß eine große Konstanz über die Jahrhunderte nachweisen, wobei Maßvarianten in bestimmter Relation vorkommen. Das Grundmaß des Getreides war der Scheffel, die Last eine größere Rechnungseinheit. Beide waren sowohl Raum- als auch Gewichtsmaße, der Scheffel überdies auch noch ein Ackermaß. Für das Normmaß des Scheffels ließen sich zwei in der Relation 24:25 unterschiedene Maßketten verfolgen (Kulmer und Thorner Scheffel), denen alle Scheffelvarianten zugeordnet werden konnten. Der 1714 im norddeutschen Raum maßgeblich gewordene Berliner Scheffel entsprach dem Kulmer Scheffel. Das altpreußische Getreidemaß stand in der Tradition des römischen Maßsystems. Im historischen Teil stützt sich die Studie Witthöfts auf Regelungen einer Landesordnung von 1307, die mit zeitgenössischen Quellen nicht zu belegen ist. Die ermländischen Maßverhältnisse sind nicht behandelt worden. Nach Hans

Schmauch (Die Finanzwirtschaft der ermländischen Bischöfe im 16. Jahrhundert, in: *Altpreußische Forschungen* 8, 1931, S. 205) entsprach 1587 ein ermländischer Scheffel 1,11 Danzig-Elbinger und 1,16 Königsberger Scheffel. 1773 war im Ermland der Berliner Scheffel als Getreidemaß im Gebrauch, z. B. wurden auf dem Rathaus der kleinen ermländischen Stadt Allenstein ein kupferner Berliner Scheffel und eine kupferne Berliner Metze aufbewahrt (1 Scheffel entsprach 16 Metzen).  
W. Th.

**Dietmar Wagner, Bäuerliche Arbeitswagen in Ost- und Westpreußen.** In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde* 23 (1980), S. 266—179. — Eine bis in die technischen Einzelheiten genaue Darstellung der in Ost- und Westpreußen verwendeten bäuerlichen Arbeitswagen, die sämtlich von Stellmachern gefertigt wurden. Neben dem „Leiterwagen“ (mit dem „Huckloch“ in der Wagenmitte, wo auf beiden Seiten der Leiter eine Sprosse fehlte) gab es den „Kastenwagen“, der dem Transport von Erde, Torf, Säcken, Hackfrüchten, Grünfutter, Kartoffeln diente. Im Ermland wurde dieser Wagen, der anstelle von Leitern Seitenbretter besaß, „Dombretterwagen“ genannt. Ab 1900 kommt der „kleine“ Kastenwagen in Gebrauch, er heißt gemeinhin „Bullerwagen“, mancherorts auch „Schlackerwagen“. Alle diese Arbeitswagen waren ungefedert, erst in den 20er Jahren taucht der „Federwagen“ auf.  
J. S.

**Erhard Riemann, Johannistag — Johannisnacht, Brauchtum und Volksglaube in Ost- und Westpreußen.** In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde* 24 (1981), S. 220—253. — Eine umfangreiche und umfassende Darstellung, die der Verf. mit 238 Anmerkungen belegt. An den Johannistag (Fest des heiligen Johannes des Täufers am 24. Juni) knüpfen sich seit altersher volkstümliche Vorstellungen, abergläubische Regeln, was sicher damit zusammenhängt, daß es der Zeitpunkt der Sommersonnenwende ist, der in der alten bäuerlichen Wirtschaft von großer Bedeutung war. R. behandelt den Hexenglauben, das Liebesorakel, das Lebensorakel und führt im einzelnen die jeweiligen Bräuche auf. Die Eigenstellung des Ermlands beschreibt er so: „Dies alte heidnische Zauberberauchtum hatte sich in den protestantischen Gebieten noch bis in das 20. Jahrhundert gehalten. Im katholischen Ermland war religiöses Brauchtum an seine Stelle getreten“ (S. 233).  
J. S.

**Dietmar Wagner, Schleifen und Schlitten in Ost- und Westpreußen.** Ebd. S. 254—270. — Sommerschlitten sind „Schleifen“, Winterschlitten sind „Schlitten“, aber es gab auch „Personenschlitten“, sog. „Schwanenschlitten“, weil die Kufen vorn nach oben wie ein Schwanenhals zusammenlaufen, im Ermland wurden sie „Muschelschlitten“ genannt. Die aufschlußreiche Darstellung des Verf. bewahrt die Erinnerung an Schlittenformen, die noch im ersten Drittel dieses Jahrhunderts in Gebrauch waren: Arbeitsschlitten („Schleifen“) zum Dung-, Holz-, Torffahren, Kinderschlitten zum „Runterfahren“ (erst nach dem ersten Weltkrieg kam mit Rodelschlitten auch das Wort „rodeln“ in Gebrauch), Segelschlitten auf dem Haff, Bauernschlitten (Kastenschlitten) zur Fahrt in die Stadt, zur Molkeerei. Erwähnt wird auch der „Krengelschlitten“, ein Schlitten, der sich auf den Dorfteichen bei Eis um einen Pfahl bewegen ließ. Landsleute werden die Darstellung mit Vergnügen lesen.  
J. S.

## II. Ur- und Frühgeschichte

Bearbeitet von Ralf Köhler

**Luceja Okulicz, Kurhan z wczesnej epoki zelaza w miejscowości Biesowo, gmina Biskupiec.** [Ein Grabhügel der frühen Eisenzeit in der Ortschaft Groß Bößau, Gemeinde Bischofsburg.] In: RO 12/13 (1981), S. 71—84. [19 Abb. Engl. u. russ. Zus.fass.] — Bei Waldarbeiten wurde, 3 km von Groß Bößau entfernt, an der Straße nach Bartenstein ein Grabhügel angeschnitten und teilweise zerstört. Die 1970 durchgeführten Ausgrabungen brachten im ungestörten Südteil des Hügels überraschende Ergebnisse. Zur Errichtung des Grabes wurde ein 1,20 m tiefer Gang in den Südhang einer Moräne eingegraben. Er war 2 m breit und 14 m lang. Auf dem darin angelegten Pflaster wurde die Kammer errichtet, deren Abschluß am Nordende ein großer Felsblock bildete. Den Eingang im Süden flankierten zwei größere Steine. Der Hügel, der über der Kammer aufgeschüttet wurde, war von einem Steinkranz mit ca. 12 m Durchmesser umgeben und locker mit Steinen bedeckt. Vier Urnenbestattungen wurden noch in ursprünglicher Lage gefunden, sie standen auf den Überresten von Balken. Zahlreich gefundener gebrannter Lehm und Holzkohle in der Grabkammer weisen darauf hin, daß diese mit einer Holzkonstruktion ausgesteift und mit Lehm verstrichen war. Die lichte Höhe der Kammer wird mit 1 m angegeben. Holzkohle, gebrannter Lehm und der sekundäre Brand der Grabgefäße zeigen, daß in der Kammer Feuer ausgebrochen war. Eine Konstruktion der Grabkammer, wie sie in Groß Bößau nachgewiesen wurde, war bisher noch nicht bekannt. Die Autorin wendet aber mit Recht ein, daß der weitaus größere Teil der ausgegrabenen Grabhügel schon um die Jahrhundertwende erforscht wurde, und zwar meist nicht fachmännisch. Sie führt einige Objekte auf, bei denen im Hügelinneren eine Brandschicht aus Holzkohle und gebranntem Lehm gefunden wurde. So gelingt es ihr, wahrscheinlich zu machen, daß diese Kammerkonstruktion weiter verbreitet war, als es beim heutigen Forschungsstand nachweisbar ist. Unter den Funden fallen zwei kegelförmige Spiralscheiben aus Bronze draht auf, die ursprünglich wohl miteinander verbunden waren. Doch sind sie nicht so signifikant, daß die Ausgräberin sie als genauer datierendes Element wertet. Aufgrund der Keramik und von Merkmalen im Grabbau wird der Bestattungsplatz in die Phase III der westbaltischen Hügelgräberkultur datiert, d. h. etwa in die 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts v. Chr.

**Adam Waluś, Kurhan z wczesnej epoki zelaza w miejscowości Tejstymy, gmina Biskupiec.** [Ein Grabhügel aus der frühen Eisenzeit in der Ortschaft Teistimmen, Gemeinde Bischofsburg.] Ebd. S. 105—114. [2 Abb., 1 Taf. Engl. u. russ. Zus.fass.] — Auf der Suche nach der Bernsteinkammer wurde 1973 ein Grabhügel angeschnitten, der nahe an der Straße Bartenstein—Bischofsburg liegt und nur 1 km vom Grabhügel in Groß Bößau entfernt ist. Der bis auf die Raubgrabung guterhaltene Hügel wurde 1973 ausgegraben. Zur Anlage der Grabstelle wurde eine natürliche Kuppe im Gelände ausgenutzt, deren Seiten mit Steinen belegt wurden. Am Fuße des Hügels war teilweise noch ein Steinkragen erkennbar. Im Zentrum des Grabhügels befand sich ein rechteckiges Steinpflaster, unmittelbar darauf lagen zwei Konzentrationen von Scherben und Leichenbrand — Bestattung 1 und 2. Unter dem Pflaster wurde eine muldenförmige Vertiefung beobachtet, deren Ausfüllung viel Holzkohle und Leichenbrand ent-

hielt. Am Boden der Grube wurden Scherben gefunden. Weitere Bestattungen wurden sicher durch die Raubgrabung zerstört. Nach Angaben des Ausgräbers ist die im Grabhügel gefundene Keramik mit der aus Groß Bößau zeitgleich, wobei er zwei Spiralen aus Bronzedraht, die dort gefunden wurden, als datierend ansieht und damit beide Grabhügel in die Zeit von 250 bis 120 v. Chr. setzt. Er steht damit im Gegensatz zur Bearbeiterin von Groß Bößau, die zwar den dortigen Grabhügel aufgrund der Keramik ebenfalls in die Zeit nach 250 v. Chr. datiert, aber die Bronzespiralen als chronologisch insignifikant ansieht.

**Malgorzata Mogielnicka-Urban, Kurhan z wczesnej epoki zelaza w Stolnie, gmina Milakowo.** [Ein Grabhügel der frühen Eisenzeit in Stollen, Gemeinde Liebstadt.] Ebd. S. 115—147. [12 Abb. Engl. u. russ. Zus.fass.] — An der Straße Liebstadt—Stollen liegt auf einer Terrasse ein Gräberfeld (Stat. 1), das aus fünf annähernd gleich großen Hügeln besteht. 1964 wurde davon der Hügel V durch Rettungsgrabung erforscht. Er hatte noch eine Höhe von 1,3 m und 12 m Durchmesser. Der zentrale Teil des Grabhügels war durch neuzeitliche Eingrabungen stark gestört, deswegen konnten hier auch kaum noch Elemente des Hügelaufbaus beobachtet werden. Relativ gut erhalten war dagegen der Steinkranz. Drei der vier gefundenen Gräber bestanden aus unterschiedlich großen Scherben- und Leichenbrandstreuungen. Grab 2 barg eine Urne mit Deckgefäß, sie stand in einer aus vier Steinen errichteten Kammer. Ob Scherben und Leichenbrand im gestörten Bereich von einem Zentralgrab stammen, wie die Autorin annimmt, läßt sich kaum sicher nachweisen. Zur Datierung konnte nur Keramik herangezogen werden, auf Grund dieser wird der Hügel an die Wende Hallstatt/La-Tène-Zeit datiert. Die geringe Anzahl der Bestattungen und die kurze Belegungsdauer werden als Indiz für einen Familiengrabplatz gewertet. Es wäre wünschenswert, wenn Unsicherheiten in Deutung und Einordnung des Hügels, die durch den Erhaltungszustand bedingt sind, durch weitere Ausgrabungen vermindert werden könnten.

**Lucja Okulicz, Wczesnozelazne cmentarzysko kurhanowe w Gródkach, gmina Płońnica, województwo ciechanowskie, stanowisko 7 „Brzezinka“.** [Das früheisenzeitliche Gräberfeld in Gródkki, Gemeinde Płońnica, Wojewodschaft Ciechanów, Station 7 „Brzezinka“.] Ebd. S. 149—257. [60 Abb. 1 Faltplan. Engl. u. russ. Zus.fass.] — Mit über 300 Steinaufschüttungen auf einer Fläche von 19 ha gehört dieses Gräberfeld zu den größten seiner Art. Zwei Grabhügel wurden 1958 ausgegraben, 1961 und 1962 folgten 35 weitere. Für die Untersuchungen wurden möglichst gut erhaltene Objekte aus allen Teilen des Gräberfeldes ausgesucht. Es lassen sich dabei nach Form und Größe der Steinaufschüttung und nach Art und Unterbringung der Gräber verschiedene Typen feststellen. Diese Merkmale und die Keramik erlauben es einerseits, den zeitlichen Rahmen festzulegen, das Gräberfeld wird in die ausgehende Bronzezeit und in die beginnende Eisenzeit datiert, andererseits lassen sie auch Rückschlüsse auf die Einflüsse verschiedener Kulturbereiche zu. Nach den vorliegenden Ergebnissen ist auf dem Gräberfeld, das eine überraschend lange Belegungsdauer aufweist, eine horizontale Stratigraphie erkennbar. Die Übernahme neuer Formen scheint allerdings so allmählich vor sich gegangen zu sein, daß sich keine scharfen Zäsuren abzeichnen. Für die Erforschung der Veränderungen im Grabbau und bei der Keramik ist dieses Gräberfeld eine sehr wichtige

Station, so daß eine Fortsetzung der Ausgrabungen sicher sehr lohnend wäre. Auf Grund des bis jetzt vorhandenen Materials ordnet die Autorin das Gräberfeld „Brzezinka“ bei Gródki der masurisch-ermländischen Gruppe der Lausitzer Kultur zu. Es liegt in einem Gebiet, das für die betreffende Zeit lange als siedlungsfreie Zone galt. Daß die Besiedlung hier auch nicht mit dem Ende dieses Gräberfeldes abbricht, belegen Funde von nicht ausgegrabenen Stationen in der Nachbarschaft.

**Włodzimiera Ziemlińska-Odojowa, Wczesnożelazny kurhan w Rybnie, gmina Sorkwity, stanowisko 2.** [Ein früheisenzeitlicher Grabhügel in Ribben, Gemeinde Sorquitten, Station 2.] Ebd. S. 259—311. [22 Abb. 7 Taf. Engl. u. russ. Zus.fass.] — Der Grabhügel wurde durch eine Rettungsgrabung erforscht, die im Zuge der Ausgrabungen auf Station 1, einer Seeufersiedlung am Pillacker See, durchgeführt wurde. Grabhügel der vorrömischen Eisenzeit sind in dieser Gemarkung (Stat. 3) schon Ende des 19. Jahrhunderts von A. Hennig ausgegraben und publiziert worden. Der Hügel liegt etwa 500 m von der Siedlung Stat. 1 entfernt an der Straße von Ribben nach Sensburg. Er war teils durch Ackerbau, teils durch neuzeitliche Eingrabungen beschädigt. Seine Höhe betrug zur Zeit der Ausgrabung noch 1,80 m im Vergleich zur Umgebung. Den Hügel umgab ein Steinkranz von 10 m Durchmesser. Zentral in ihm lag, etwas eingetieft, ein rechteckiges Steinpflaster, dessen Schmalseite im Nordwesten durch einen großen Steinblock abgeschlossen wurde, an der gegenüberliegenden Seite bildeten zwei Steinblöcke gleichsam einen 80 cm breiten Eingang. Auf dem Pflaster waren die mit Leichenbrand gefüllten Urnen in zwei Reihen aufgestellt. Insgesamt konnten aus dem Hügel 27 Bestattungen geborgen werden, hinzu kommen drei weitere Urnengräber von einem 3 m<sup>2</sup> großen Steinpflaster, das 2 m östlich des Steinkreises neben dem Hügel gefunden wurde. Das datierbare Material besteht ausschließlich aus Keramik. Die große Einheitlichkeit der Gefäße und spezielle Zurichtung — „Seelenlöcher“ — wertet die Autorin als Indizien für eine eigens zu Bestattungszwecken hergestellte Keramik. Datiert wird der Hügel insgesamt in die Mittel-La-Tène-Zeit, und zwar zeitgleich mit der Siedlung Stat. 1, deren Zeitansatz auch durch C<sub>14</sub>-Datierungen bestätigt wird.

### III. Von der Gründung des Ordensstaates bis zum Zweiten Thorner Frieden (1466)

**Kazimierz Wasielewski, Czynniki autonomii kapituły warmińskiej w średniowieczu.** [Elemente der Autonomie des ermländischen Kapitels im Mittelalter.] In: StW 16 (1979), S. 355—380. — Der Autor stellt die rechtsgeschichtlichen Grundlagen der Selbständigkeit des ermländischen Domkapitals dar, ohne auf jene Rechte des Kapitels, die ihm aus seiner Eigenschaft als Landesherr über das Kapitelsland zustanden, näher einzugehen. Die Arbeit, die als Teil einer Dissertation an der Katholischen Theologischen Akademie in Warschau entstanden ist, enthält nichts Neues, weil sie sich nur auf gedrucktes Material stützt. Fälschlicherweise zählt der Autor das ermländische Domkapitel zu den polnischen Kathedralkapiteln des Mittelalters und muß dann große Abweichungen von der Norm konstatieren. Er übersieht, daß das Frauenburger Kapitel weder im Mittelalter noch in der Neuzeit einer polnischen Kirchenprovinz angehörte. Einzelne polni-

sche Domherren gibt es erst seit dem 16. Jahrhundert im ermländischen Kapitel. Doch auch seit dieser Zeit blieb es ein preußisches Domkapitel. Dafür sei der für jeden polnischen Gelehrten unverdächtige ermländische Bischof Martin Kromer zitiert, der 1580 den auch vom Autor erwähnten bekanntesten ermländischen Domherrn Nicolaus Copernicus eine Zierde des Bistums Ermland und ganz Preußens, seines Vaterlands, nennt. Unerfindlich ist, auf welche Quelle der Autor seine Behauptung stützt, daß nach dem Anschluß des Ermlands an die Krone Polen sich ein gewisser Einfluß polnischer Gesetzgebung auf die Statutenreformen des Kapitels ausgewirkt habe. Einer differenzierteren Betrachtung bedarf auch der mit „Kapitulare Solidarität“ überschriebene Abschnitt, wobei man nur an die verzwickten Umstände der Wahl des Aeneas Sylvius Piccolomini zum Bischof von Ermland zu denken braucht. Es fällt auf, daß mehrere in dieser Zeitschrift veröffentlichte Arbeiten über das ermländische Domkapitel (ZGAE Bde. 25, 33, 36) und die „Jura reverendissimi capituli Warmienseis circa electionem episcopi ac reliqua alia (historiam ecclesiae Warmienseis exhibentia) Romae 1724 producta“ vom Autor nicht berücksichtigt worden sind. Bei der Darstellung der rechtsgeschichtlichen Grundlagen des Verhältnisses zwischen Bischof und Kapitel muß ein Vorläufer der *articuli iurati* beachtet werden, der sich in den „Acten der Ständetage Königlichen Anteils“, hrsg. von Franz Thunert, Bd. 1, Danzig 1896, S. 62–65, befindet. Es handelt sich um die am 2. 12. 1467 in Marienburg beurkundeten Abmachungen der ermländischen Kapitelsgesandten mit dem zum Administrator der Diözese Ermland bestellten Kulmer Bischof Vinzenz Kielbasa. W. Th.

Grzegorz Falkowski, *Toruński szpital trędowatych św. Jerzego*. [Das Thorner Aussätzigen-Hospital St. Georgen.] In: *Rocznik Toruński* 12 (1977), S. 155–186. — Der Verf. schildert auf Grund umfangreicher deutscher und polnischer Literatur sehr breit, mit manchen für den Leser etwas verwirrenden Wiederholungen, die Geschichte und innere Organisation des Thorner St.-Georgen-Hospitals und seiner Kirche während des Mittelalters. Heute ist nicht mehr feststellbar, wann genau diese Anstalt gegründet wurde, Peter von Dusburg erwähnt die Niederbrennung des außerhalb der Stadtmauern liegenden Hospitals bei einem Litauereinfall 1260. Anfang des 14. Jahrhunderts ist St. Georg im Besitz von Parzellen vor dem Kulmer Tor, und 1311 werden in einem Testament ausdrücklich Legate für die dortigen Aussätzigen bestimmt. Wie alle Länder Europas, so besaß auch das Gebiet des Deutschen Ordens in Preußen nach bestimmten Regeln geführte und von den Städten verwaltete Leprosorien, in denen Aussätzige als „lebendige Verstorbene“ und nicht mehr Rechtsfähige am Kontakt mit Gesunden gehindert, gepflegt und auch kirchlich betreut wurden. Die Stadt besaß das Patronatsrecht, bestellte einen Propst, einen Vikar und zwei Provisoren für Gottesdienst und Verwaltung, der Almosen und Legate zuflossen. Als dann seit Mitte des 15. Jahrhunderts der Aussatz im Lande erlosch, wurde auch in Thorn wie andernorts das Leprosorium in ein gewöhnliches Krankenhaus verwandelt, das Kranke, Gebrechliche und Arme aufnahm und versorgte. Unter dem Gesichtspunkt der allgemeinen Geschichte der Hospitäler im Mittelalter weist Thorn eigentlich keine Besonderheiten auf. Wer sich von den Ermländern ein Bild von diesen Einrichtungen in den verschiedenen Städten des alten Ermlands machen möchte, der sei hier auf die umfassende, interessante Darstellung „Die Hospitäler im Ermland“ von Georg Matern (ZGAE 16, 1910, S. 73–157) verwiesen. A. T.

**Marian Borzyszkowski, Albert der Große. Seine Werke und Einflüsse in Ermland, Pomesanien und Pommerellen.** In: *Miscellanea Mediaevalia*. Veröffentlichungen des Thomas-Instituts der Universität zu Köln. Hrsg. v. Albert Zimmermann. Bd. 14. Albert der Große. Seine Zeit, sein Werk, seine Wirkung. Berlin/New York 1981, S. 256—269. — Dieser Beitrag zur bisher wenig erforschten Geschichte von Kultur und Wissenschaft in Altpreußen zeigt an der Verbreitung der Handschriften und Bücher den Einfluß des Dominikanertheologen im Deutschordensland auf. B. bespricht einleitend das Interesse für Albert vor allem bei den Dominikanern und einigen Theologen des Ordenslandes, weist dann die bis heute erhaltenen Handschriften und Drucke in den Bibliotheken von Danzig, Allenstein, Pelplin und Thorn nach und rekonstruiert den ehemals vorhandenen Bestand von über 150 Schriften Alberts in Braunsberg, Königsberg, Elbing, Guttstadt, Frauenburg, Heilsberg, Wormditt, Braunsvalde, Osterode, Graudenz und Tapiau. Danach waren im Preußenland weniger die naturwissenschaftlichen als die theologischen Schriften, und zwar aus dem Bereich der praktischen Theologie, verbreitet. Die Rezeption begann bereits im 13. Jahrhundert, der Höhepunkt lag nach der Erfindung des Buchdruckes zwischen dem letzten Viertel des 15. und der Mitte des 16. Jahrhunderts. H. J. K.

**Heinz Lingenberg, Oliva, ältestes Kloster Pommerellens, schon 800 Jahre alt?** In: *Westpreußen-Jahrbuch* 31 (1981), S. 36—48. — Dieser Aufsatz ist ein Auszug aus der Kieler Dissertation, die „Die Anfänge des Klosters Oliva und die Entstehung der deutschen Stadt Danzig“ quellenkritisch analysiert (vgl. in diesem Band, oben, S. 147—156). Hier geht es um die angebliche Gründungsurkunde des Klosters aus dem Jahre 1178, in der Herzog Sambor I. von Pommerellen dem Kloster außergewöhnliche Sonderrechte und große Besitzungen verschreibt. Daß diese Urkunde kein Original ist, sondern erst 2 bis 3 Generationen später abgefaßt wurde, war bisher in der Forschung unumstritten. Unterschiedlich waren nur die Auffassungen, ob es sich um eine Abschrift einer originalen Urkunde oder um eine beabsichtigte Fälschung handelt. Der Verf. weist letzteres überzeugend nach, kann die Herstellung der Fälschung auf die Zeit um 1228 datieren und macht plausibel, warum das Kloster in diesen Jahren auf ein schriftliches Gründungsprivileg, das es gar nicht gegeben hat, Wert legte. Da der Einzug der Zisterzienserermönche in das Kloster quellenmäßig für das Jahr 1186 belegt ist, dürften die Anfänge des Klosters, d. h. die Verhandlungen um seine Gründung, in die Jahre 1184/85 fallen, und sein Gründer ist nicht der in der angeblichen Urkunde genannte Herzog Sambor I., sondern dessen Vater, der kaum bekannte, bereits 1187 verstorbene Herzog Subislaus. B. P.

**Kamila Ma], Początki klasztorów franciszkanów i dominikanów w Toruniu.** [Die Anfänge der Klöster der Franziskaner und Dominikaner in Thorn.] In: *Rocznik Toruński* 13 (1978), S. 217—230. — Die Verf. behandelt in zwei Kapiteln ausführlich die Gründung und die Anfänge sowohl des um 1239 begründeten Thorner Franziskanerklosters und des 1263 vom Hochmeister Anno von Sangerhausen dorthin geholten Dominikanerkonventes sowie die innere Organisation und die Ausstattung beider Ordensniederlassungen. Das Thorner Franziskanerkloster war die älteste Gründung dieses Bettelordens in Preußen, der dann in den nächsten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts weitere in Kulm, Neuenburg und schließlich 1296

in Braunsberg folgten. Beide Orden lebten in Thorn außer von einigen Ländereien von Almosen und Legaten und widmeten sich vor allem der Seelsorge. Daneben gab es nahe der Stadtmauer zwei Häuser mit weiblichen Tertiären.

A. T.

**Tadeusz Pawluk, Anselm — pierwszy biskup warmiński (1250—1278).** [Anselm, der erste ermländische Bischof.] In: *Warmińskie Wiadomości Diecezjalne* 33 (1978), S. 111—117. — In dieser biographischen Würdigung des Gründers der ermländischen Kirche fehlt eine Darstellung der Beziehungen Anselms zu Mähren und den böhmischen Ländern. Anselms dortige Aufenthalte gingen den Kreuzzügen des böhmischen Königs Přemysl Ottokars II. von 1254/55 und 1267/68 zur Unterstützung des Deutschen Ordens in Preußen voran. Am 29. 12. 1253 weihte Anselm die Kirche in Stiegnitz ein, im Dezember 1261 nahm er an der Krönung Přemysl Ottokars II. in Prag teil, der bereits 1248 als „jüngerer König“ ausgerufen worden war. Am 2. 6. 1262 bestätigte Anselm in Deutsch-Brod das Urteil des Olmützer Bischofs Bruno von Schauenburg im Streit zwischen dem Deutschen Orden und dem Kloster Willimau um die Kirche in Langenau, und schließlich stellte er bei seiner im päpstlichen Auftrag durchgeführten Werbung für den Kreuzzug am 9. 4. 1262 in Olmütz, am 28. 8. 1262 in Prag und am 14. 6. 1263 in Dobrowitz Ablaßbriefe aus. Die Quellen finden sich bei Miloš Kouřil, Der Olmützer Bischof Bruno von Schauenburg und der Deutsche Orden. In: *Acht Jahrhunderte Deutscher Orden*, hrsg. von Klemens Wieser, Bad Godesberg 1967, S. 143—151 (= Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, Bd. 1).

W. Th.

**Karol Górski, Descriptiones Terrarum. Nowo odkryte źródło do dziejów Prus w XIII wieku.** [Eine neuaufgefundene Quelle zur Geschichte Altpreußens im 13. Jahrhundert.] In: *Zapiski Historyczne* 46 (1981), H. 1, S. 7—16. [Dt. Zus.fass.] — Górski macht auf diese Quelle aufmerksam, die der Amerikaner Marvin L. Colker nach einer im Trinity College in Dublin aufbewahrten Handschrift aus dem 13. Jahrhundert in der Zeitschrift „*Speculum*“ 45 (1979), Nr. 4 publiziert hat. Es handelt sich um eine geographische Beschreibung Mittel- und Osteuropas aus den Jahren 1255—1260 unter dem Titel „*Descriptiones Terrarum*“. Der Verfasser ist unbekannt, von ihm weiß man nur, daß er dem Rigaer Erzbischof Albert Suerbeer bei der Christianisierung Jatwesiens (Sudauen) behilflich war und 1254 den böhmischen König Přemysl Ottokar II. auf dem Kreuzzug ins Samland begleitet hat. Nach Górskis Vermutung ist der Dominikaner Heinrich, der Bischof eines jatwesonischen Bistums war, der Verfasser der „*Descriptiones Terrarum*“.

W. Th.

**Udo Arnold, Karls Ostpolitik in neuer Sicht: Hausmacht und Kaiserpolitik.** In: *Zeitschrift für Historische Forschung* 8 (1981), H. 1, S. 5—13. — Die „neue Sicht“ der Ostpolitik Kaiser Karls IV. hat sich durch die Erschließung neuer Quellen ergeben, aus denen ersichtlich ist, daß das feierliche Sendschreiben des Kaisers aus dem Jahre 1358 an die Litauer mit der Aufforderung zur Taufe und dem Schutzversprechen des Reiches nicht von Polen oder der Kurie angeregt wurde, sondern im Zusammenhang mit den Verhandlungen des Deutschen Ordens mit Litauen gesehen werden muß. Hatte Karl IV. seine böhmische Hausmacht erweitert: 1335 Schlesien, 1363/64 die Niederlausitz und ein Jahrzehnt später Brandenburg, indem er in Machtvakuen vorstieß, so galt es 1358, mit Hilfe der kaiserlichen Auto-

rität die Annexion Litauens durch den Deutschen Orden zu verhindern, die das ostmitteleuropäische Kräftegleichgewicht gestört hätte. Daß das Verhältnis des Kaisers zum Deutschen Orden keineswegs so positiv war, wie es in der ostpreußischen Landesgeschichte bisher dargestellt wurde, hat zuerst Herbert Grundmann geahnt, der allerdings andere politische Absichten dahinter vermutete.

B. P.

**Antoni Czacharowski, Toruń [Thorn] als Produktionszentrum um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts.** In: *Studia Maritima* 3 (1981), S. 49–58. — An einem im Jahre 1400 erstellten Register der zu militärischen Leistungen verpflichteten Bürger der Altstadt Thorn und einigen ergänzenden Quellen zeigt der Autor Größe und Differenzierung der Thorner Handwerkerschaft auf und kann damit die Stadt zu den größten und bedeutendsten Hansestädten zählen. Die Produkte der Thorner Handwerkerschaft wurden nicht nur in Stadt und Umland abgesetzt, sondern auch in bescheidenem Maße in den Fernhandel gebracht, besonders Thornische Tuche und Erzeugnisse der metallverarbeitenden Gewerbe.

W. Th.

**Antoni Czacharowski, Die wirtschaftlichen, politischen und sozialen Probleme der Führungsschicht in den Städten des Deutsch-Ordenslandes am Anfang des 15. Jahrhunderts.** In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe* 30 (1981), H. 1/2, S. 29–32. — Vor dem Hintergrund des wirtschaftlichen Niedergangs der Hansestadt Thorn skizziert der Autor das politische Taktieren der großen Städte des Ordenslandes während der kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen dem Deutschen Orden und Polen in den Jahren 1409–1411.

W. Th.

**Bernhart Jähmig, Andreas Pfaffendorf OT, Pfarrer der Altstadt Thorn (1425–1433).** In: *Thorn. Königin der Weichsel 1231–1981. (Beiträge zur Geschichte Westpreußens, Bd. 7.)* Göttingen, 1981, S. 161–187. — Mit diesem Beitrag stellt Jähmig nicht nur die Thorner Pfarramtstätigkeit des gelehrten Priesterbruders des Deutschen Ordens dar, sondern bietet ein farbiges Gesamtlebensbild von ihm. Im Dienste des Deutschen Ordens war Pfaffendorf häufig mit schwierigen Gesandtschaftsaufgaben betraut. Auf dem Konzil in Basel führte er die propagandistische Auseinandersetzung mit Polen, das sich mit den Hussiten gegen den Hochmeister verbündet hatte. Obschon selbst mit der Predigt gegen die Hussiten beauftragt, wurde Pfaffendorf von den Thorner Dominikanern der hussitischen Ketzerei verdächtigt. An seinem Lebensende war er Pfarrer an St. Marien in Danzig. Die Historiker vermelden allgemein, Pfaffendorf stamme aus Thorn, aber aufgrund des Eintrags „Andreas Pfaffendorf de heilsperg“ in einem Examensbuch in Bologna schließt Jähmig nicht aus, daß er aus der ermländischen Bischofsstadt Heilsberg stammt. 1415 hat er möglicherweise dort das Stadtschreiberamt innegehabt, denn eine Thorner Quelle erwähnt in diesem Jahr einen Heilsberger Stadtschreiber Andreas.

W. Th.

**Marian Borzyszkowski, Moglossa, podręcznik gramatyki łacińskiej z 1454 r., napisany przez Pawła Molnera z Fromborka.** [Moglossa, ein Handbuch der lateinischen Grammatik aus dem Jahre 1454 von Paul Molner aus Frauenburg.] In: *StW* 16 (1979) [1982] S. 449–457. [Dt. Zus.fass.] — „Moglossa“, ein handschriftliches Lehrbuch der lateinischen Grammatik aus

dem Jahre 1454 von Paul Molner. In: *Miscellanea Mediaevalia*. Veröffentlichungen des Thomas-Instituts der Universität zu Köln. Bd. 13, 2. Sprache und Erkenntnis im Mittelalter, Berlin — New York 1981, S. 668—676. — Die „Moglossa“ des Frauenburger Pfarrers Paul Molner war bereits Franz Hipler (*Literaturgeschichte des Bisthums Ermland*, 1873, S. 53 f.) bekannt. B. hat diese Schrift, die in einem Sammelband aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts der Bibliothek der Danziger Marienkirche (heute in der Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften zu Danzig) enthalten ist, zum ersten Male näher untersucht und damit einen bemerkenswerten Beitrag zur Geistes- und Bildungsgeschichte des mittelalterlichen Ermlands geliefert. Das grammatische Lehrbuch besteht aus zwei Teilen: I. Deklination der Nomina, Konjugation der Verben und die Pronomina. II. Syntax mit Erklärungen von schwierigen Stellen aus der Vulgatafasung der Heiligen Schrift. Durch verschiedene Hinweise im Text der Grammatik wird deutlich, daß Molner die klassischen Grammatiken des Mittelalters und ihre Bearbeiter und Kommentatoren gekannt hat. In erster Linie war für ihn wichtig, eine Grammatik für den praktischen Gebrauch zum Lernen der lateinischen Sprache zu schaffen. Er hat mit hoher Wahrscheinlichkeit sein Buch für die Schüler der Frauenburger Domschule geschrieben, wo er wohl auch Lehrer der lateinischen Sprache war. Die praktische Grammatik stellte Molner ausdrücklich über bzw. vor die sog. spekulative, „doktrinale“ Grammatik; diese war seit dem 13. Jahrhundert als Sprachphilosophie ausgebildet worden, nachdem man bemerkt hatte, daß manche Elemente wie Fälle und Syntax vielen Sprachen gemeinsam sind. Bemerkenswert erscheint, daß man aus mancherlei Ausdrücken und Wendungen seiner Grammatik auf theologisch-philosophische Grundauffassungen Molners schließen kann. E. M. W.

#### IV. Vom Zweiten Thorner Frieden bis zur Ersten Teilung Polens (1466—1772)

**Janusz Mallek — Franciszek Mincer, Nowa synteza dziejów Pomorza od połowy XV do połowy XVII wieku.** [Die neue Synthese der Geschichte Pommerns sowie Ost- und Westpreußens von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts.] In: *Zapiski Historyczne* 46 (1981) H. 2, S. 47 bis 70. — Mallek und Mincer unterziehen den 1976 erschienenen ersten Teil des zweiten Bandes der von einer Autorengruppe umfangreich angelegten *Historia Pomorza* (Bd. 2. Do r. 1815. [Bis zum Jahre 1815.] Red. u.m.e. Vorwort von G. Labuda. Teil 1 [1464/66—1648/57]. Bearb. von M. Biskup, M. Bogucka, A. Mączak und B. Wachowiak. Poznań 1976. 1096 Seiten) einer gründlichen Kritik, in der sie das Unternehmen auf eine breitere Materialbasis zu stellen empfehlen. In ihrer jetzigen Form wird die *Historia Pomorza* also gewinnbringend nur im ständigen Vergleich mit dieser Kritik zu benutzen sein. W. Th.

**Heinz Gerlinger, Bischof Tiedemann Giese (1480—1550), Freund des Nikolaus Kopernikus, und sein Geschlecht.** In: *Genealogie* 30 (1981) H. 3 S. 465—472. — Anlässlich seines 500. Geburtstags sind hier Genealogie und Biographie des ermländischen Bischofs Giese kurz dargestellt, wobei seinem Testament vom 16. 1. 1550 aus Seeburg besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. W. Th.

**Marian Biskup, Krzyżackie druki w Rzeszy w okresie konfliktu z Polską w początkach XVI wieku.** [Die Deutschordensdrucke im Reich zur Zeit des Konflikts mit Polen am Anfang des 16. Jahrhunderts.] In: KMW Nr. 1 (151), 1981, S. 9—22. — B. stellt drei Flugschriften vor, die der Deutsche Orden zum Zwecke der politischen Propaganda drucken ließ. Die erste, aus dem Jahre 1511, in Metz gedruckt, war gegen den ermländischen Bischof Lukas Watzenrode gerichtet und prangerte dessen ordensfeindliche Haltung an. Sie ist nur aus der Literatur bekannt, der Originaldruck konnte bisher nicht aufgefunden werden. Zwei weitere Flugschriften, 1512 in Nürnberg erschienen, wurden in der Bayerischen Staatsbibliothek in München sowie in der Universitätsbibliothek in Göttingen entdeckt und werden hier erstmals vorgestellt.

B. P.

**Marian Biskup, Die Säkularisation des Deutschen Ordensstaates in Preußen im Jahre 1525.** In: *Studia Maritima* 2 (1980) S. 7—27. — Die Umwandlung des Deutschordensstaates Preußen in ein weltliches, von Polen abhängiges Lehnsherzogtum wird im Überblick dargestellt, wobei die auch heute noch offenen Probleme der Forschung ausgeklammert werden. Aber selbst die bekanntesten Fakten sind z. T. so verkürzt nebeneinandergestellt, daß der Zusammenhang verlorengeht. So erfahren wir z. B. nicht, warum sich im März 1525 eine Abordnung des Ordens und der preußischen Stände in Schlesien befand (sie war nämlich auf dem Weg nach Preßburg und wurde heimlich nach Krakau umgeleitet). Die „Überraschung“ der ständischen Delegation in Krakau über die Säkularisierungspläne des Hochmeisters bleibt so unverständlich, zumal drei Seiten zuvor die geheime Zusammenkunft in Bartenstein erwähnt wird, bei der es gelang, den Adel „für das Projekt der Säkularisation Preußens . . . zu gewinnen“. Der Artikel ist auch nicht frei von Widersprüchen. S. 9 lesen wir: Der Zweite Thorer Frieden habe die „Selbständigkeit [des Ordens] in der Außenpolitik . . . beschränkt“; S. 16 heißt es: „In der Außenpolitik, die ausschließlich vom Orden geführt wurde!“ Schließlich schießt der Autor in manchen Beurteilungen weit über das Ziel hinaus. Aus der Ansiedlung masowischer Bauern im südlichen Ostpreußen, der Masuren, wird die Schlußfolgerung gezogen: „Das polnische Siedlungswesen ermöglichte den Aufbau [!] und die weitere Entwicklung der Dorfwirtschaft im Ordenslande“ (S. 14). Nach den bisher vorliegenden gründlichen Untersuchungen über die Siedlungstätigkeit des Deutschen Ordens ist ein solcher Satz schlicht unseriös.

B. P.

**Julian Wojtkowski, Kalendarium Stanisława Hozjusza.** [Das Kalendarium des Stanislaus Hosius.] In: *StW* 16 (1979) [1982] S. 6—102. Der Verf., Weihbischof der Diözese Ermland, war am 3. Januar 1969 vom damaligen Apostolischen Administrator zum Promotor Fidei des Seligsprechungsprozesses des Kardinals berufen worden und hatte sich darum eingehend mit dem Leben und der gesamten Tätigkeit des Dieners Gottes befassen müssen. Die daraus erwachsene, wie es am Schluß heißt, „chronologische Synopsis“ enthält auf fast hundert Seiten in Petitdruck die wichtigsten Daten zur Biographie und Wirksamkeit von Hosius, angefangen von der Übersiedlung seines Vaters Ulrich Hose von Pforzheim nach Krakau 1500—1501 und der Geburt von dessen Sohn Stanislaus am 5. Mai 1504 bis zur Beerdigung des Kardinals am 9. August 1579 in der Kirche S. Maria Trastevere in Rom. Alle im Kalendarium wiedergegebenen Tatsachen sind

durch knappe Quellenangaben belegt, zu diesen gehören neben Hosius' eigener Korrespondenz auch die an ihn gerichteten Briefe, soweit sie auf sein Leben und Handeln von Einfluß waren. So wird diese wertvolle Zusammenstellung von jedem, der sich mit Hosius oder seiner Zeit befaßt, immer wieder heranzuziehen sein. In einer kurzen Einleitung wird angedeutet, welche Monographien auf Grund dieser Angaben noch erarbeitet werden müßten: „Hosius als Präses der preußischen Stände, Hosius als Richter in kirchlichen und zivilen Fragen, Hosius und die Bauern und Bürger im Bistum Ermland, Hosius' Wirtschaft und Finanzen, die Handelsbeziehungen von Hosius.“

A. T.

**Henryk Damian Wojtyška CP, Stanisław Hozjusz w oczach swoich współczesnych w latach 1548—1563.** [Hosius in den Augen seiner Zeitgenossen in den Jahren 1548—1563.] In: Ebd. S. 102—162. [Dt. Zus.fass.] Wie der Autor zu Anfang betont, geht es hier nicht darum, objektive Beweise für die Heiligkeit des Kardinals Hosius zusammenzustellen, so wie die Biographie von dessen Hausgenossen und Sekretär Stanislaus Rescius von 1587 eine Grundlage für Hosius' Seligsprechungsprozeß bildet. In dem vorliegenden Artikel werden für den Zeitraum von 1549 (d. h. kurz bevor Hosius Bischof von Kulm wird) bis 1563 (d. h. bis zum Ende des Konzils von Trient und Hosius' Tätigkeit daselbst) ca. 300 schriftliche Äußerungen von Zeitgenossen über Wesensart und Charakter des Kardinals zusammengestellt, darunter allgemeine Beurteilungen, aber auch eingehendere Zeugnisse, die wieder nach bestimmten Eigenschaften und Äußerungen aufgeführt werden, z. B. des Kardinals „katholische Rechtgläubigkeit“, „Gehorsam gegenüber dem kirchlichen Lehramt“, „Wissen und wissenschaftliche Arbeit“, seine „Frömmigkeit, Liebe und Hingabe an die Kirche“, „Hirteneifer“, „Sittenreinheit“, „Redlichkeit“, „Bescheidenheit“, „Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit, Güte und Klugheit“. Die positiven Äußerungen überwiegen weitaus. Daneben stehen nur ganz wenige negative Zeugnisse, die Hosius etwa als zu konservativ und diplomatisch ungeschickt schildern, dazu Angriffe seiner protestantischen Gegner, die nicht des Kardinals Wesensart, sondern seine Lehre angreifen. Am wichtigsten sind die Äußerungen solcher Zeitgenossen, die über Hosius an Dritte schrieben, daneben Urteile, von denen der Kardinal selber an andere berichtet, am wertlosesten die an ihn selbst gerichteten Briefe, die naturgemäß zur Schmeichelei neigen. Der Gesamteindruck der Zusammenstellung vermittelt noch uns Heutigen das Bild eines außergewöhnlichen, heiligen Menschen.

A. T.

**Władysław Nowak, Rok liturgiczny w nauce Stanisława Kardynała Hozjusza.** [Das liturgische Jahr nach der Lehre des Kardinals Stanislaus Hosius.] In: Ebd. S. 163—S. 200. [Dt. Zus.fass.] — Der Verf. schildert die große Bedeutung, die Hosius den liturgischen Feiern des Kirchenjahres zuschrieb, weil diese eine Auslegung des Glaubens für die Gläubigen darstellen. Was das Credo der Kirche im einzelnen aussagt, wird hier über das Jahr verteilt, gefeiert und erlebt. Hosius geht in seinen Werken wiederholt auf liturgische Einzelheiten und Gebräuche ein. Der Verf. stellt seine Äußerungen zu den verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres, den Herren-, Marien- und Heiligenfesten aus seinen Schriften zusammen und stellt fest, daß es Grundsatz des Kardinals war: „Lex orandi legem credendi statuat.“

A. T.

**Tadeusz Pawluk, Podstawy prawne objęcia biskupstwa warmińskiego przez Stanisława Hozjusza.** [Die Rechtsgrundlagen der Übernahme des Bistums Ermland durch Stanislaus Hosius.] In: Ebd. S. 201–302. [Lat. Zus.fass.] — Der rechtsgeschichtliche Beitrag, der die vorhandenen Quellen und die einschlägige deutsche und polnische Literatur zum Thema heranzieht, geht zunächst auf die Rechtssituation in bezug auf die Mitwirkung des polnischen Königs bei der Besetzung der Bistümer ein, wie sie sich in den Ländern der Krone Polens und im Ermland in unterschiedlicher Weise herausgebildet hatte. Ausführlich werden die die Bischofswahl im Ermland regelnden Petrikauer Verträge von 1479 und 1512 behandelt. Vor diesen Hintergrund stellt P. die Verleihung eines ermländischen Kanonikats an Hosius im Jahre 1538, die erste Kandidatur für den ermländischen Bischofsstuhl im Jahre 1549 und die Übernahme des Bistums Kulm im gleichen Jahr dar. In der Beeinflussung des ermländischen Domkapitels durch den König, bei der Bischofswahl von 1551 unter den vier von ihm nominierten Kandidaten den von ihm bevorzugten zu wählen, sieht der Verf. — gewiß zu Recht — keine Verletzung des kanonischen Rechts, da Hosius sogar über das erforderliche Maß für das Bischofsamt geeignet war. Zur Frage des für die Bischofswahl rechtlich an sich erforderlichen preußischen Indigenats, das Hosius nicht besaß, bemerkt P. zusammenfassend: „Die Rechtsverletzung durch den König war jedoch nicht gar so groß, da Stanislaus Hosius das preußische Indigenat kraft königlicher Verleihung in Übereinstimmung mit dem damaligen polnischen Recht besaß. Der König nahm sich die Freiheit zu einer breiteren Auslegung des Grundsatzes des Indigenats um so eher, als das kanonische Recht einen solchen Grundsatz nicht kannte“ (S. 300). H. J. K.

**Tadeusz Pawluk, Kanonia warmińska Stanisława Hozjusza.** [Das ermländische Kanonikat des Stanislaus Hosius.] In: Prawo Kanoniczne 23 (1980) Nr. 3–4, S. 71–85. [Lat. Zus.-fass.] — Das im Jahre 1538 verliehene ermländische Kanonikat erhielt Hosius, der nicht das preußische Indigenat besaß, nicht durch die Wahl des ermländischen Domkapitels. Er wurde vielmehr vom polnischen König Sigismund I. ernannt, der das Nominationsrecht für einige Kanonikate in einigen Diözesen in den sog. päpstlichen Monaten auf Grund von Privilegien des Apostolischen Stuhls erlangt hatte. Bei dem Aufsatz handelt es sich im wesentlichen um das entsprechende Kapitel in der vorstehend angezeigten Abhandlung. H. J. K.

**Zenon Guldon, Organisation of guilds of skippers, steersmen and cornmeasurers in Northern Poland in the 16<sup>th</sup>–17<sup>th</sup> centuries.** In: Studia Maritima 3 (1981) S. 91–98. — Außer den nordpolnischen Verhältnissen sind auch die der preußischen Weichselstädte in die Betrachtung aufgenommen worden. Der Autor breitet die Statuten der Thorner Schiffergilde von 1569 aus, ohne deren Entstehungsgeschichte in die Zeit der Herrschaft des Deutschen Ordens zurückzuverfolgen. Dabei hätten die von Max Toeppen herausgegebenen „Acten der Ständetage Preussens unter der Herrschaft des Deutschen Ordens“ gute Dienste leisten können. Wenn beispielsweise 1569 nur Thorner Bürger und Hauseigentümer zur Schiffergilde zugelassen wurden, so gründet diese Vorschrift auf einer Bestimmung von 1441, wonach „nymandt uff der Weizsel Schiffart halden“ sollte, der kein Bürgerrecht im Lande besaß; beabsichtigt war, jenen, die sich in Polen niederließen, das Recht der Weichselschiffahrt zu nehmen und ihnen in Zukunft

das Bürgerrecht für jede preußische Stadt zu verweigern. Steuerleute und Flößer haben nach Ansicht des Autors zeitweise zur Schiffergilde gehört, sich aber auch selbst organisiert. In Danzig und Thorn hat der Korntransport als das Rückgrat des preußischen Flußhandels Gruppen von geschworenen Kornmessern entstehen lassen, die in Thorn zusammen mit den Sackträgern in einer Gilde organisiert waren; erhalten sind die Thorner Statuten von 1594. Im Königreich Polen war im 16. und 17. Jahrhundert Bromberg das Zentrum des Kornhandels. Die Bromberger Schiffergilde, deren Statuten von 1487 bekannt sind, hatte Schiffsfahrtsrechte auf Brahe und Weichsel. 1591 bildete sich hier eine eigene Gilde der Steuerleute. In Leslau und Neuenburg organisierten sich die Steuerleute in der Fischer-gilde. W. Th.

**Jan Wiśniewski, Warmińskie wizytacje kromerowskie.** [Die Visitationen Kromers im Ermland.] In: *Archiwa, Biblioteki i Muzea Kościelne* 43 (1981), S. 181—202. — Zur Vorbereitung der Diözesansynode von 1582 ließ der ermländische Bischof Martin Kromer die Diözese durch den Frauenburger Domherrn Johannes Kretzmer und den Braunsberger Jesuitenpater Johannes Schonovian visitieren. Die Berichte dieser Visitation sind im Diözesanarchiv erhalten. Schon 1572/73 hatte Kromer als Koadjutor des Kardinals Stanislaus Hosius eine Generalvisitation durchführen lassen, deren Akten aber leider größtenteils verlorengegangen sind. Das Ziel dieser Visitationen war, die ermländische Kirche im Sinne des Trienter Konzils zu erneuern. W. unterzieht die erhaltenen Visitationsberichte einschließlich der Hosius'schen Visitationsakten von 1565 einer formalen Analyse, die naturgemäß eine Veröffentlichung der Visitationsberichte selbst nicht zu ersetzen vermag. W. Th.

**Zofia Kratochwil, Sylwetki kapłanów z pomorskiego rodu Piechowskich.** [Lebensbilder der aus der pommerellischen Familie Piechowski stammenden Priester.] In: *StP* 13 (1978) [1981] S. 35—75. — Die Autorin zeichnet von 22 katholischen Geistlichen mit Namen Piechowski ein Lebensbild nach vorliegenden Quellen. In diesen Biographien spiegeln sich viele geschichtliche und kirchengeschichtliche Ereignisse seit der Mitte des 17. Jahrhunderts wider. Die Familien Piechowski waren und sind hauptsächlich im unteren Weichselraum verbreitet, ihre geistlichen Söhne aller Rangstufen waren meist Priester der Diözesen Kulm oder Leslau, wozu bis 1824 das Archidiakonat Pommerellen gehörte, in dem das adlige Gut Piechowice (Piechowice) im Kirchspiel Wielle als Stammsitz der Piechowskis liegt. Einen Bezug der Namensträger Piechowski zum kaschubischen Volkstum erwähnt die Autorin nur in einem Fall. W. Th.

**Inge Mager, Brüderlichkeit und Einheit, Georg Calixt und das Thorner Religionsgespräch 1645.** In: *Thorn. Königin der Weichsel.* (Beiträge zur Geschichte Westpreußens, Nr. 7.) Göttingen 1981, S. 209—238. — Der seit Jahren für die Verständigung unter den christlichen Konfessionen wirkende Helmstädter lutherische Theologe Georg Calixt (1586—1656) war neben den orthodoxen Lutheranern Abraham Calovius, seit 1643 Pfarrer in Danzig, und Johann Hülsemann, Professor in Wittenberg, der bedeutendste Theologe beim Thorner Colloquium Charitativum von 1645. Der gründliche Beitrag untersucht die Vorgeschichte seiner Teilnahme an dem Religionsgespräch und das Ausmaß seiner Thorner Zusammenarbeit mit

den Reformierten. „Auf der einen Seite ging es Calixt um Toleranz und Brüderlichkeit trotz bleibender konfessioneller Verschiedenheiten, auf der anderen Seite strebte er doch einen theologischen Ausgleich aufgrund von dogmatischen Minimalbestimmungen an“ (S. 217). Indem er die Bitte der Reformierten um Rat nicht ausschlug, setzte er ein Zeichen der Toleranz und Brüderlichkeit. Er vermochte jedoch, von seinen eigenen Glaubensgenossen mündot gemacht, den Verlauf des Gesprächs, an dem er selbst auch mit aktiv teilnehmen konnte und das ergebnislos endete, nicht wesentlich zu beeinflussen.

H. J. K.

**Walther Hubatsch, Das Thorner Religionsgespräch von 1645 aus der Sicht des Geistlichen Ministeriums der Dreistadt Königsberg.** Ebd. S. 239–258. — Der Beitrag wertet erstmals Bestände des Königsberger Staatsarchivs im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin aus, in denen das Thorner Religionsgespräch ziemlich geschlossen dokumentiert ist (HBA und Ostpr. Fol. 13 673). Die herzoglich preußische Landesverwaltung der „Oberratsstube“ in Königsberg wollte entsprechend den Weisungen Kurfürst Friedrich Wilhelms, dessen Kirchenpolitik die Reformierten begünstigte, den seit 1644 in Königsberg als Anhänger des Helmstädter Theologen Georg Calixt wirkenden Christian Dreier sowie die Professoren Levin Pouchenius und Michael Behm nach Thorn entsenden. Das Geistliche Ministerium legte eine Stellungnahme vor, die von seinem führenden Vertreter Coelestin Mis lenta, Dom-Pfarrer am Kneiphof und Professor der Theologie und der Orientalischen Sprachen, stammte. Dieser verfaßte außerdem eine Bekenntnisschrift mit 17 Thesen, die, bisher auf ca. 1650 datiert, als Diskussionsgrundlage für Thorn zu interpretieren ist (abgedruckt S. 225–258). — Inhaltlich stellte sie den Versuch dar, die protestantischen Bekenntnislehren zu vereinheitlichen und so den lutherischen Block in Thorn zu stärken. Der Kurfürst, dem es um den Konfessionsausgleich in seinem Staat ging, unterstützte aber die Synkretisten, Mis lenta wurde nicht nach Thorn geschickt. Die drei Königsberger Theologen, die erst vier Wochen nach Eröffnung des Gesprächs in Thorn eintrafen, blieben dort angesichts des Einflusses der orthodoxen Lutheraner ohne Erfolg.

H. J. K.

**Andrzej Groth, Żegluga i handel morski Elbląga z krajami skandynawii w drugiej połowie XVII wieku.** [Schiffahrt und Seehandel Elbings mit den skandinavischen Ländern in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.] In: *Zeszyty naukowe Wydziału Humanistycznego Uniwersytetu Gdańskiego*. Nr. 10. *Historia* (1980) S. 15–25. [Engl. u. russ. Zus.fass.] — Aus Elbinger und Pillauer Schiffsregistern rekonstruiert der Autor Umfang und Bilanz des Elbinger Seehandels mit Skandinavien in den Jahren 1650–1699. Bevorzugte Handelsplätze waren Visby auf Gotland, Stockholm, Kalmar, Kopenhagen und Flensburg. Elbing exportierte bei starker Konkurrenz mit Königsberg und Danzig hauptsächlich Getreide und importierte Baumaterialien, Metalle, Seefisch und Tran. Etwa ein Sechstel des Elbinger Schiffsverkehrs wurde mit skandinavischen Häfen abgewickelt. Nach dem Seehandel Elbings mit Holland nahm der Skandinavienhandel den zweiten Platz ein. Er hatte damit den Elbinger Englandhandel überflügelt. W. Th.

**Gaudenty A. Kustusz, Ogłoszenie św. Franciszka z Asyżu patronem pobrażca kaszubskiego w 1663 roku.** [Die Proklamation des heiligen Franz von Assisi zum Patron des kaschubischen Küstensaums im Jahre 1663.] In: *StP*

1978 [1981] S. 19—33. — Nach dem zweiten schwedisch-polnischen Krieg betrieb der aus dem Danziger Raum stammende Franziskanerpater Gregor aus dem Kloster Neustadt (Wejherowo) die Weihe des kaschubischen Küstenstrichs der Ostsee an den heiligen Franz von Assisi, weil Putzig, der festeste Platz an der Küste, in den Jahren 1655/56 unter dem Kommandanten Peter Paul Sarpiski eine kritische Verteidigungsphase nach Anrufung des heiligen Franz glücklich überstanden hatte. Pater Gregor erfüllte damit ein Vermächtnis des Marienburger Palatins Jakob Weiher (1607 bis 1657), eines großen Franziskusverehrsers, der den Oberbefehl über das Truppenkontingent im Königlichen Preußen geführt hatte. Am 23. August 1663 proklamierte der Leslauer Bischof Kasimir Florian Czartoryski Franz von Assisi zum Patron des Dekanates Putzig und ordnete an, den Festtag des Heiligen jährlich als gebotenen Feiertag ohne knechtliche Arbeiten feierlich zu begehen. W. Th.

**Lech J. Kościelak, Trzy cechowe tłoki pieczętne z Elbląga.** [Drei Petschafte des Elbinger Handwerks.] In: KMW Nr. 1 (151), 1981, S. 119—122. — Das Dunin-Borkowski-Museum in Krośniewice verwahrt drei Petschafte Elbinger Zünfte: Das Siegel des Gewerks der Goldschmiede aus dem 17. Jahrhundert zeigt einen spätgotischen Kelch mit der Umschrift SI [EGEL] DES WERCKS DER GOLGSCHMID IN ELBI[NG], das der Bierbrauer aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts führt im Schild das Stadtwappen mit der Umschrift SIGILLUM FRATERNITATIS BRAXATORUM, das Siegel der Stellmacher aus der Zeit um 1800 zeigt einen Sprengwagen mit Deichsel und Gabel und die Umschrift DAS · WERCH · DER · RATE · UND · SCHER · MACHER · IN · ELBING. W. Th.

**Halina Keferstein, Rozprawy Jana Drewsa, tłoczone w Braniewie, w zbiorach biblioteki Muzeum Warmii i Mazur.** [In Braunsberg gedruckte Abhandlungen von Johannes Drews in den Sammlungen der Bibliothek des Museums für Ermland und Masuren.] In: RO 12—13 (1981) S. 319—327. — Der bedeutende Jesuit Johannes Drews (1646—1710) stammte aus Braunsberg und blieb mit seiner Vaterstadt verbunden, wo er 1693—1697 und 1705—1708 Rektor des Kollegs und außerdem mehrmals — insgesamt fast zehn Jahre lang — Regens des päpstlichen Seminars war. Von den Zeitgenossen wurde er als hervorragender Wissenschaftler und Pädagoge geschätzt. Nach Sommervogel hat er 15 Schriften verfaßt. Drei davon, in Braunsberg gedruckt, sind in der Bibliothek des Ermländisch-Masurischen Museums in Allenstein erhalten und werden von der Verf. im einzelnen vorgestellt. Es handelt sich um das vierteilige „Breviarium asceticum“ aus dem Jahre 1700, ferner um eine Sammlung von Biographien berühmter Jesuiten unter dem Titel „Apophtegmata et gnomae illustrium e Societate Jesu personarum“, die posthum 1713 erschien, und schließlich um die zweite, 1720 herausgebrachte Auflage der „Distractiones itinerantium . . . civorum caelitum“, eines Werkes mit geographisch-historischen Beschreibungen der zeitgenössischen Welt, das zuerst 1701 erschienen war, noch weitere Auflagen erlebte und auch ins Polnische übersetzt wurde. Ihr Autor bezeichnete sich auf den Titelseiten seiner Bücher stets als Prutenowarmiensis, was auch die Verf. hervorhebt. Diesem Selbstverständnis des Johannes Drews entspricht es nicht, wenn sie ihn unter Berufung auf seine polnischen Biographen zu den hervorragenden polnischen Jesuiten der Zeit vor der Aufhebung des Ordens zählt. H. J. K.

**Povilas Reklaitis**, „*Universitas Vilmensis*“ von **Johann Anton Preuschhoff SJ.** Eine Hochschulprogrammsschrift der Barockzeit. In: *Reval und die baltischen Länder. Festschrift für Hellmuth Weiss zum 80. Geburtstag.* Hrsg. von J. v. Hehn und C. J. Kenez. Marburg/Lahn 1980, S. 439–448. — Johann Anton Preuschhoff gehört gewiß zu einer der zahlreichen ermländischen Sippen dieses Namens, dessen Schreibweise variiert, Preuschhoff ist die gebräuchlichste — aber zu welcher? R. meint an Hand der Arbeit von Hugo Preuschhof (*Die Preuschhoff — altpreußische Familien im Erm-land*, in: *Altpreußische Geschlechterkunde* 1969, S. 51), es könne sich um den am 16. August 1663 in Frauenburg geborenen Sohn Johannes der Eheleute Jacobus und Anna Preusch(h)off handeln, zumal von ihm keine Nachkommen angegeben sind. Diese Vermutung erscheint zutreffend. Nachdem er das Jesuitenkolleg in Braunsberg besucht haben dürfte, ist Johannes Anton Preuschhoff 1679 in den Jesuitenorden eingetreten. 1689 bis 1693 studierte er Theologie in Wilna und blieb anschließend als Missionar und Lehrer in Litauen, zuletzt in Wilna selbst. Auf der Titelseite seiner 1707 erschienenen Schrift „*Universitas Vilmensis*“ bezeichnet er sich als Doktor der Freien Künste und der Philosophie sowie als Professor der Metaphysik. Ins Erm-land zurückgekehrt, übernahm „der gelehrte Preuschhoff“ 1708 in Braunsberg den vom ermländischen Domkustos Johann Georg Kunigk gestifteten Lehrstuhl für kanonisches Recht. Als die preußische Regierung 1716 die katholischen Kirchen in Königsberg und Heiligelinde schließen wollte, suchte Preuschhoff den in Danzig weilenden König August II. von Polen auf, um ihn zum Protest gegen die Absicht zu bewegen, offensichtlich mit Erfolg. Wahrscheinlich 1721 ist P. in Braunsberg gestorben. Das von R. angegebene Todesjahr 1621 ist ein Druckfehler. P.s in lateinischer Sprache geschriebenes, 36 Blätter umfassendes Werk hat den vollklingenden Titel „*Universitas Vilmensis Jagiellonico-Batoreana Laurearum Academicarum Florida*“. Es handelt sich hierbei nicht, wie man früher behauptete, um die erste Geschichte der Wilnaer Universität, sondern um eine Gelegenheitsschrift besonderer Art, in der P. in sechs „*Laureae Academicae*“ die Wilnaer Hochschule als Volluniversität auszuweisen sucht. „Diese Apologie der Universitätsrechte der Jesuitenakademie in Wilna ist dem Pater Preuschhoff anscheinend recht gut gelungen“, vermerkt Reklaitis. H. P.

**Hartmut Sander**, *Das Thorner Blutgericht von 1724 in zeitgenössischen niederländischen Schriften.* In: *Thorn. Königin der Weichsel 1231–1981.* (Beiträge zur Geschichte Westpreußens, Nr. 7.) Göttingen 1981, S. 361–368. — Von keiner der sechs hier vorgestellten Flugschriften über die schweren Auseinandersetzungen zwischen den Konfessionen in Thorn aus dem Besitz des Geheimen Staatsarchivs Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin ist der Verfasser bekannt. Drei von ihnen sind in gereimten Versen geschrieben und sollten offenbar eher das Gemüt der Leser ansprechen, eine weitere ist in der Form eines politischen Dialogs abgefaßt, bei den beiden übrigen handelt es sich um historische Berichte mit Dokumentenanhang. Alle Schriften geben die Sicht der protestantischen Seite wieder. H. J. K.

**Jerzy Flaga**, *Jezuickie misje ludowe w latach 1751–1770 w świetle liczb.* [Die jesuitischen Volksmissionen in den Jahren 1754–1770 im Licht der Zahlen.] In: *Roczniki humanistyczne* 29 (1981) H. 2, S. 174–198. [Engl.

Zus.fass.] — Der Verf. stellt fest, daß bei der reichen kulturellen und religiösen Wirksamkeit der Jesuiten in Polen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert der Geschichtsforschung bisher am wenigsten die Tätigkeit des Ordens auf dem Gebiete der Volksmission bekannt geworden ist. Es waren die Jesuiten die solche Missionen als erste unternahmen, erst im 18. Jahrhundert folgten ihnen darin andere Genossenschaften wie Bernhardiner, Dominikaner, Reformaten und Kapuziner. Der Grund zur Nichtbeachtung dieses Wirkungszweiges lag wohl darin, daß die kulturelle und erzieherische Tätigkeit der Jesuiten immer im Vordergrund stand. Doch spielten diese Volksmissionen im Leben der Gläubigen eine große Rolle. Die Mission sollte den Katholiken lehren, seinen Glauben besser zu verstehen und zu leben, sie wollte in ihm einen Wandel bewirken. Daneben sollte sie auch Protestanten, Calvinisten und Orthodoxe für den katholischen Glauben gewinnen. Die Schulen ließen den Unterricht ausfallen, damit die Schüler die Predigten anhören konnten. Die Quellen für diese Volksmissionen sind die sog. *Litterae annuae*, d. h. Berichte, die die Ordensniederlassungen (Kollegien, Residenzen oder Missionsstationen) alle drei Jahre an die Zentralregierung des Ordens nach Rom einsenden mußten. Darin standen Angaben über die Zeit und die Art der Missionsveranstaltungen, es gab „größere“ oder „längere“, auch „Bußmissionen“ genannt, und „kleinere“ oder „kürzere“, sog. „Festmissionen“, meist an Weihnachten, Ostern, Pfingsten und den Marienfesten. Die Schlußfeier einer solchen Mission hielt vielfach der Diözesanbischof. Erhalten sich solche *Litterae annuae* aus drei der vier polnischen Jesuitenprovinzen: d. h. aus der großpolnischen, kleinpolnischen und litauischen Provinz, zu welcher letzterer das Ermland gehört. Es interessiert nun den ermländischen Heimatforscher, daß der Verf. in genauer Statistik angibt, wie viele solcher Missionen die Jesuiten der Kollegien in Braunsberg und Rößel im Ermland sowie in Tilsit, Königsberg und Heiligelinde im Königreich Preußen von ihren Missionsstationen aus gehalten haben. Es ist erstaunlich, daß in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von 1767—1770 von Braunsberg aus 21, von Königsberg 13, von Rößel 9, von Tilsit 11 und von Heiligelinde aus 12 Volksmissionen gehalten wurden, wobei man berücksichtigen muß, daß die im außerermländischen Gebiet von Königsberg, Tilsit und Heiligelinde aus durchgeführten Missionen auf manche Schikanen und sogar Drohungen der Aufhebung seitens der preußischen Regierung stießen.

A. T.

## V. Copernicana

Bearbeitet von Werner Thimm

Heinz Krause, über die Frömmigkeit des Nicolaus Copernicus. In: Thorn. Königin der Weichsel 1231—1981. [Beiträge zur Geschichte Westpreußens, Nr. 7]. Göttingen 1981, S. 189—196. — Aus der Einleitung zum ersten Buch von „De Revolutionibus“ erschließt der Autor für Copernicus einen schlichten, einfachen Glauben und eine starke persönliche Frömmigkeit. Sein Glaubensleben und seine Liebe zur Kirche seien durch praktische Frömmigkeit geprägt und so selbstverständlich gewesen, daß sich eine explizite Äußerung dazu erübrigte. In den großen theologischen Auseinandersetzungen der Reformationszeit habe Copernicus wahrscheinlich über dem Tagesstreit gestanden.

**Andrzej Kempfi, Quatenus Copernicus Aristotelis argumenta Pythagoreos refutantibus sub censum vocaverit.** In: *Acta conventus neo-latini Amstelodamensis*. Hrsg. von P. Tuynman, G. C. Kuiper und E. Keßler. München: Wilhelm Fink Verlag 1979, S. 607—609. — Schon die Pythagoräer hatten in ihrer Naturphilosophie von zehn um ein Zentralfeuer tönend kreisenden Sphären gesprochen und der Erde die zentrale Stellung im Weltall entzogen. Diese Auffassung wies Aristoteles in seinem Werk „*De Caelo*“ zurück. Copernicus, Giese und Rheticus hielten bei einer Diskussion in Löbau die aristotelische Beweisführung insbesondere bezüglich der Aussage über die Erde für nicht schlüssig, wie wir aus dem Bericht des Rheticus wissen.

**Andrzej Kempfi, Tolosani versus Copernicus.** In: *Organon* 16/17 (1980/81) S. 239—254. — In dem Florentiner Dominikanermönch Giovanni Maria Tolosani (1470—1549) und dem päpstlichen Magister sacri et apostolici palatii Bartolomeo Spina fand Copernicus zwei frühe Gegner seiner Lehre in vatikanischen Kreisen. Tolosani war ebenso wie Copernicus mit der Kalenderreform befaßt. Er schrieb seine copernicanische Polemik „*De Caelo et Elementis*“ um die Jahreswende 1546/47 nach der Lektüre des 1543 in Nürnberg erschienenen Werkes „*De Revolutionibus*“ nieder. Kempfi breitet Tolosanis Argumentation, die in dem Vorwurf der Schriftwidrigkeit gipfelte, aus und weist auf die Absicht Spinis hin, „*De Revolutionibus*“ auf den Index der verbotenen Bücher zu bringen.

**Edward Rosen — C. Wilson, In Defense of Tycho Brahe.** In: *Archive for History of Exact Sciences* 24 (1981) Nr. 4, S. 257—265. — Im Jahre 1971 gab Zdeněk Horský ein Exemplar der Baseler Ausgabe des copernicanischen Werkes „*De Revolutionibus*“ aus dem Besitz des ehemaligen Prager Jesuitenkollegs wegen seiner vielen handschriftlichen Randbemerkungen als Faksimiledruck heraus. Rosen und Wilson weisen nach, daß die dem dänischen Astronomen Tycho Brahe zugeschriebenen Randbemerkungen von der Hand des Breslauer Astronomen Paul Wittich († 1586) stammen.

**Edward Rosen, Nicholas Copernicus and Giorgio Valla.** In: *Physis* 23 (1981) S. 449—457. — Obwohl Copernicus Giorgio Valla (1447—1500) nicht erwähnt, hat er zwei seiner Werke benutzt, und zwar eine 1501 in Venedig gedruckte zweibändige Enzyklopädie und eine 1498 ebenfalls in Venedig gedruckte Übersetzung eines Lehrbuchs des griechischen Astronomen Kleomedes.

## VI. Neuere Geschichte nach 1772

**Janusz Jasiński, Kontakty Warmii z innymi ziemiami polskimi u schyłku XVIII i w pierwszej połowie XIX wieku.** [Die Kontakte des Ermlands mit anderen polnischen Gebieten vom Ausgang des 18. bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.] In: *KMW* Nr. 2—4 (152—154), 1981, S. 227—244. — Der Aufsatz ist für uns vor allem von der Thematik her wichtig, weil die deutsche Geschichtsschreibung sich bisher um diese Frage so gut wie gar nicht gekümmert hat. J. behandelt kurz die Auswanderung der „plebejischen Bevölkerung“ nach Polen, die im Handwerk und in der entstehenden Industrie in Warschau und Lodz Beschäftigung suchte, dann die Einwande-

rung ins Ermland, die nach den napoleonischen Kriegen einsetzte und zunächst unpolitische Arbeitssuchende, vor allem auch Lehrer in den polnischsprachigen südermländischen Gemeinden umfaßte. Ausführlicher wird die Ausbildung ermländischer Geistlicher in den Priesterseminaren in Wilna und Warschau behandelt, und den Schluß bildet der Hinweis auf Heiligelände als dem deutsch-polnischen Wallfahrtsort, in dem sich am Feste Peter und Paul Tausende von Polen als Pilger einfanden. Der Verf. bringt eine Reihe von Quellenbelegen und Einzelnachweisen zu dem Thema, das hier aber nur mehr im allgemeinen angesprochen ist. Wichtig wäre eine umfassende Aufarbeitung besonders der Frage der Emigration aus dem Ermland nach 1772 — und um 1815—1820? —, denn es gibt Anhaltspunkte genug, daß auch politische und wirtschaftspolitische Gründe eine beachtliche Auswanderungsbewegung polnischer Familien aus dem Ermland in Gang setzten — man denke nur an die Inhaber der auf 30 Jahre verliehenen Gratialgüter. Wo sind sie geblieben? B. P.

**Eckhard Jäger, Die Schroetter'sche Landesaufnahme von Ost- und Westpreußen (1796—1802).** In: Zeitschrift für Ostforschung 30 (1981) S. 359—389. — Die erste moderne Vermessung des Preußenlandes auf trigonometrischer Grundlage erfolgte unter der Leitung des Staatsministers Friedrich Leopold Freiherrn von Schroetter (1743—1815) an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, nachdem bis zum Tode Friedrichs des Großen alle kartographischen Unterlagen der preußischen Monarchie aus Sicherheitsgründen striktester Geheimhaltung unterlegen hatten. Aus diesem Grunde ist noch nahezu ein Jahrhundert lang ein topographisch längst überholtes Bild Ost- und Westpreußens in Europa verbreitet gewesen.

Die Drucklegung der Schroetter'schen Karte verzögerte sich infolge der französischen Besetzung Preußens nach dessen vernichtender Niederlage bei Jena und Auerstedt erheblich. Die Franzosen forschten im Spätherbst des Jahres 1806 in Berlin nach militärisch brauchbarem Kartenmaterial und entführten neben zahlreichen Kunstgegenständen u. a. auch die meisten Druckplatten der Schroetter'schen Landesaufnahme als Kriegsbeute nach Paris. Trotz der widrigen Zeitumstände konnte die — von den Zeitgenossen einhellig bewunderte — Karte im Jahre 1810 fertiggestellt werden, bevor die Originalplatten ein Jahr später nach Paris verkauft wurden (oder werden mußten?), wo sie sich heute noch im dortigen „Institut Géographique National“ befinden. Erst im August 1817 kehrte die Generalkarte der Schroetter'schen Landesaufnahme in die preußische Hauptstadt zurück.

Die vorliegende Studie ist — unwesentlich gekürzt — nahezu identisch mit dem Schlußkapitel der inzwischen erschienenen Dissertation des Verf. (vgl. in diesem Band, oben S. 172 f.). Eine etwas unglückliche Formulierung auf S. 374 ist in der Gesamtdarstellung glücklicherweise entfallen; die Vermutung nämlich, daß Napoleons Winterfeldzug der Jahre 1806/1807 in Ostpreußen anders verlaufen wäre, hätte sich die französische Generalität bereits damals im Besitz der — vollständigen — Schroetter'schen Karte befunden, gehört zweifellos in den Bereich unbeweisbarer Spekulationen. H. W. R.

**Edward Martuszewski, Powstanie seminarium nauczycielskiego w Braniewie w 1811 roku.** [Die Gründung des Lehrerseminars in Braunsberg im Jahre 1811.] In: KMW Nr. 1 (151), 1981, S. 23—36. [Dt. Zus.-fass.] — Gestützt auf Material aus dem Ermländischen Diözesanarchiv in Allenstein und dem Zentralen Staatsarchiv Merseburg wird die Entwicklung neuer Erzie-

hungsmethoden (Pestalozzi) an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert durch die Gründung des Lehrerseminars in Braunsberg aufgezeigt. Es war die Zeit der pädagogischen Reformen, in der das katholische Schulwesen Ermlands den preußischen Anforderungen angepaßt werden sollte, und in der Namen von Pädagogen wie z. B. Dinter, Zeller, Wald, Grem und Ditt- rich Bedeutung gewannen. Der ermländische Bischof Karl von Hohenzol- lern schrieb 1800: „Es soll daher hierfür kein Schulmeister auf dem Lande angesetzt werden, welcher nicht den Unterricht in einem der Seminarien genossen und über seine Fähigkeit ein Zeugnis beygebracht hat.“ L. K.-H.

**Anastazy Nadolny, „Deutschkatholizismus“ Ks. Jana Czernieckiego w za-  
bore pruskim 1844—1859 (Część I).** [Der „Deutschkatholizismus“ des  
Johann Czerniecki im preußischen Teilungsgebiet 1844—1859 (Teil 1).] In:  
StP 1978 [1981]. S. 149—182. — N. wertet ziemlich reichhaltiges Material  
aus dem Archiv des Erzbistums Posen, des Kulmer Diözesanarchivs in  
Pelplin, dem Stadt- und Wojewodschaftsarchiv Posen, dem Stadtarchiv in  
Thorn und dem Wojewodschaftsarchiv Bromberg, ferner die zeitgenössi-  
sche polemische Literatur und Presseveröffentlichungen sowie die Schrif-  
ten Czernieckis selbst aus und kann so die Anschauungen und Absichten des  
neben Johannes Ronge bedeutendsten Vertreters des Deutschkatholizis-  
mus erstmals auf einem breiteren historischen Hintergrund darstellen. Er  
schildert seine Wirksamkeit in den Provinzen Posen und Westpreußen von  
seinem Austritt aus der katholischen Kirche 1844 bis zur Vereinigung sei-  
ner deutsch-katholischen Kirche mit dem protestantisch freireligiösen  
Verband 1859 in Gotha. Der erste Teil der Arbeit umfaßt drei Kapitel, die  
Jugend, Studium und erste Kaplanszeit Czernieckis in Schneidemühl, den  
Bruch mit der katholischen Kirche sowie seine Lehren und die Verfassung  
seiner Gemeinde behandeln. H. J. K.

**Edward Martuszewski, Ks. Franciszek Kaupowicz oraz działalność oświa-  
towa i narodowa w Brąswaldzie w połowie XIX wieku.** [Pfarrer Francis-  
zek Kaupowicz und seine Tätigkeit im Bereich von Bildung und Nation in  
Braunswalde in der Mitte des 19. Jahrhunderts.] In: KMW Nr. 3 (149), 1980  
[1981], S. 397—411. [Dt. Zus.fass.] — Im Gegensatz zu dem oben (S. 197)  
angezeigten Gesamtüberblick über die Pfarrer von Rehden in der Diözese  
Kulm werden hier die Verhältnisse einer ermländischen Pfarrei in einer  
bestimmten Zeit untersucht, nämlich in den Jahren 1845—1871, als Fran-  
ciszek Kaupowicz, einer der Vorgänger von Walenty Barczewski (vgl. in  
diesem Band, unten S. 219 f.), dort Pfarrer war. Der Verf. nennt diese Jahre  
die Zeit des passiven Widerstands gegen die Germanisierung der polnischen  
Ermländer. Die Arbeit beruht auf reichem, zumeist statistischem Quellen-  
material, vor allem aus dem Ermländischen Diözesanarchiv. Im Mittel-  
punkt der Darstellung des Wirkens von Pfarrer K. stehen dessen seelsorgli-  
che Bemühungen um die ganz überwiegend polnischsprachigen Pfarr-  
angehörigen. Dazu diente auch der Ankauf einer ganzen Anzahl von religiö-  
sen Büchern aus Posen im Jahre 1854, die der Autor im einzelnen nachweist.  
Damit ist die erste polnische Volksbibliothek im Ermland nicht, wie bisher  
angenommen, erst 1863 in Schönbrück eingerichtet worden. H. J. K.

**Kurt Forstreuter, Die Entstehung von Geschichtsvereinen in Altpreußen.**  
In: Neue Forschungen zur Brandenburgisch-Preußischen Geschichte. I.  
(Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Bd. 14.)

Hrsg. von Friedrich Benninghoven und Cécile Lowenthal-Hensel. Köln-Wien 1979, S. 239–258. — Nach dem Vorbild der auf Anregung des Freiherrn von Stein im Jahre 1819 gegründeten „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ entstanden seit etwa 1820 in allen Gegenden Deutschlands orts- und landesgeschichtliche Vereine, denen zunächst überwiegend historisch interessierte Laien beitraten. Mit geringer zeitlicher Verzögerung erfolgte auch in Altpreußen die Gründung derartiger historischer Vereinigungen, die sich — wie es im ersten Jahresbericht der ältesten von ihnen, der Königsberger „Altertumsgesellschaft Prussia“ von 1844, programmatisch hieß — „die Auffindung und Bewahrung, die Erklärung und Verbreitung vaterländischer Denkmäler unserer Provinz“ zur Aufgabe stellten. Der aus Anlaß der 300-Jahr-Feier der Universität Königsberg ins Leben gerufenen „Prussia“ folgten in kurzem zeitlichem Abstand der aus einem älteren „Verein zur Errichtung eines Denkmals für Copernicus“ hervorgegangene Thorner „Copernicus — Verein für Wissenschaft und Kunst“ (1854) sowie zwei Jahre später der in Braunsberg gegründete und heute im westfälischen Münster beheimatete „Historische Verein für Ermland“ (1856), hinter dem vor allem ermländische Kleriker und Professoren der katholischen Akademie in Braunsberg standen. In allen deutschen Provinzen erfuhr das historische Interesse einen starken Impuls nach der Reichsgründung von 1871. So konstituierte sich 1873 die „Elbinger Altertumsgesellschaft“; ihr folgten 1876 der „Historische Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder“ und vier Jahre später die „Altertumsgesellschaft Insterburg“. Ein ganz besonderes Gepräge trug die im Oktober 1879 in Tilsit von deutschen Pfarrern und Gymnasiallehrern gegründete „Litauische literarische Gesellschaft“, die sich — wie es in ihrem Gründungsauftrag hieß — zum Ziel setzte, „die Aufmerksamkeit für Litauen zu erregen und zu beleben“, um zu verhindern, „daß ein ganzes Volk, welches unsere Achtung und Anteilnahme verdient, unwürdig und spurlos zugrunde gehe“. Gewissermaßen als Nachzügler traten 1896 die „Literarische Gesellschaft Masovia“ mit Sitz in Lötzen und der 1898 in Preußisch-Holland entstandene „Oberländische Geschichtsverein“ in den Kreis der schon bestehenden Vereinigungen, die seit 1873 im „Verein für die Geschichte der Provinz Preußen“ sozusagen eine Dachorganisation erhalten hatten.

Die näheren Umstände, unter welchen all diese Gründungen erfolgten, hat der Verf. bei aller Knappheit mit bewundernswerter Präzision und einer Fülle weiterer Informationen über Zeitschriften, Quelleneditionen und sonstige Publikationen der einzelnen Vereine beschrieben und dankenswerterweise auch die ehrwürdige polnische Thorner Wissenschaftliche Gesellschaft von 1875 in seine Abhandlung einbezogen, die heutzutage ein — nicht zuletzt aus politischen Gründen nachhaltig gefördertes — führendes wissenschaftliches Zentrum zur Erforschung der Geschichte Ost- und Westpreußens in Polen darstellt. Davon zeugen neben einer ganzen Reihe beachtlicher Monographien nicht zuletzt die von der Thorner Gesellschaft betreuten und vorzüglich redigierten *Zapiski Historyczne*. Die in ihnen veröffentlichten Arbeiten sollten der uneingeschränkten Aufmerksamkeit der deutscherseits mit der Geschichte des Preußenlandes befaßten Historiker sicher sein.

H. W. R.

**Helmut Neubach, Reichstagswahlen 1881 in Westpreußen.** In: *Westpreußen-Jahrbuch* 31 (1981), S. 121–126. — Der Überblick zeigt, daß in der Provinz Westpreußen — die, wie zu ergänzen wäre, eine zu zwei Dritteln

deutsche und mehrheitlich katholische Bevölkerung hatte — 1881 die Zentrumspartei — wie schon 1878 — von 13 Wahlkreisen nur einen einzigen, und zwar Danzig-Land, errang. Die Polen konnten zu ihren drei traditionellen Wahlkreisen Neustadt-Karthaus, Berent-Preußisch Stargard und Konitz noch zwei, nämlich Graudenz-Strasburg und Thorn-Kulm, dazugewinnen.  
H. J. K.

**Erhard Roß, Dr. Albrecht von Schlieckmann. Oberpräsident der Provinz Ostpreußen von 1882—1891.** In: Preußenland 19 (1981) Nr. 1/2, S. 24—32. — **Udo Graf zu Wernigerode — Dönhofsstädt. Oberpräsident in Ostpreußen von 1891—1895.** Ebd. 18 (1980) Nr. 4, S. 49—56. — Angesichts bisher fehlender Spezialuntersuchungen unternimmt R. den verdienstvollen Versuch, auf Grund des in der Literatur verstreuten biographischen Materials und der wenigen überkommenen Akten im Geheimen Staatsarchiv Stiftung Preussischer Kulturbesitz ein Bild von der Tätigkeit der beiden Oberpräsidenten von Ostpreußen zu zeichnen. Dabei fallen u. a. einige Streiflichter auf das Verhältnis Schlieckmanns zum „Hosianum“ in Braunsberg (1887) und seine Einstellung zur Sprachen- und Nationalitätenfrage (1883). H. J. K.

**Siegfried Fornaçon, Franz Schenk und seine Werft in Elbing.** In: Westpreußen-Jahrbuch 31 (1981), S. 67—74. — Der Berliner Konstrukteur Franz Schenk (1876—1960) eröffnete 1905 in Elbing eine Maschinenbauanstalt, die er zu einer Werft erweiterte. Mit findigen Neuerungen im Küsten- und Binnenschiffahrtsbau füllte er neben der weltbekannten Elbinger Schichau-Werft eine Marktlücke. Bis zum Ersten Weltkrieg liefen 75 Schiffe aller Art vom Stapel. F. hat sie mit großer Akribie ausfindig gemacht und beschreibt ausführlich Schenks Werdegang und Leistung.  
W. Th.

**Jan Oblak, Książd Walenty Barzewski.** In: Warmińskie Wiadomości Diecezjalne 33 (1978) Nr. 5, S. 225—233. — Dieses Lebensbild des politisch, sozial und kulturell engagierten polnischen Priesters, der zuletzt 34 Jahre lang Pfarrer von Braunsvalde war, zeichnete der damalige Weihbischof Oblak bei der Gedächtnisfeier, die aus Anlaß des 50. Todestages von B. am 30. Mai 1978 in Braunsvalde gehalten wurde (vgl. dazu a. a. O., S. 249 f.). Unter den „vielen großen Polen, die das Ermland im Laufe seiner Geschichte hervorgebracht hat, kannte keiner seine Geschichte und Gegenwart so ausgezeichnet und umfassend und hat niemand ihm einen solchen Dienst erwiesen wie Barzewski“. Im Mittelpunkt der Würdigung steht seine propolnische Tätigkeit, dagegen wird seine Zusammenarbeit mit dem Zentrum bis 1907 nur kurz erwähnt und z. B. über die lebenslange Freundschaft mit dem neun Jahre jüngeren Eugen Buchholz, der im selben Jahr wie B. starb, gar nichts gesagt. Besonderes Interesse dürfen die (in KMW 1958, S. 116 ff., im einzelnen belegten) ausführlichen Referate aus den lokalen kirchlichen Akten über die Sprachenfrage in Braunsvalde beanspruchen, die die auch in dieser Zeitschrift (vgl. ZGAE 37, 1974, S. 87—91) ausgewerteten Aussagen der staatlichen Akten sehr gut ergänzen. Danach wollte B. dem Sprachendekret Bischof Thiels von 1886 dadurch Genüge tun, daß er bei Bewahrung des Status quo in bezug auf die deutschen Predigten die Zahl der polnischen Predigten erhöhte. Sieben „Aufwiegler“ aus den Reihen der deutschen Minderheit (von insgesamt 422, bei 956 polnischsprachigen und 146 zweisprachigen Pfarrangehörigen) warfen ihrem Pfarrer daraufhin Polonisierungstendenzen vor, die Mehrheit der

Deutschen nahm ihn aber in Schutz. Angesichts des ausgebreiteten Materials fragt man sich, ob die Schlußfolgerung, B. habe „das Polentum belebt und gekräftigt“, die Intention des Braunsvalder Pfarrers, die — zumindest in der hier vornehmlich behandelten Zeit — auf Gerechtigkeit und Ausgleich zielten, nicht um eine Nuance zu einseitig interpretiert. H. J. K.

**Wladyslaw Ogrodziński, Miejsce Walentego Barczewskiego w kulturze polskiej.** [Die Rolle Walenty Barczewskis in der polnischen Kultur.] In: KMW Nr. 2—4 (152—154), 1981 (1982), S. 423—427. — Der Autor, der sich bereits um die Herausgabe einer Auswahl der Schriften B.'s verdient gemacht hat (vgl. die Besprechung in diesem Band, oben, S. 179 ff.), plädiert in diesem Kurzreferat, das 1980 auf einer Allensteiner Tagung über „Die Verbindungen Ermlands und Masurens mit den Ländern Polens im 19. und 20. Jahrhundert“ gehalten wurde, für eine gründliche Erforschung der vielseitigen Verdienste dieses polnischen Priesters aus dem Ermland für die polnische Nationalkultur. Dem kann man nur zustimmen. Dabei wäre zu wünschen, daß die Berührungen dieses gebildeten Mannes, der die deutsche Sprache beherrschte und deutschsprachige wissenschaftliche Literatur in seiner Bibliothek sammelte, mit der deutschen Kultur nicht unberücksichtigt bleiben. H. J. K.

**Andrzej Gąsiorowski, Rola sokolich towarzystw gimnastycznych w walce o polską Warmię, Mazur i Powiśla (1919—1921).** [Die Rolle der Turnvereine „Sokols“ (Falken) im Kampf um das Polentum im Ermland, Masuren und der Weichselniederung 1919—1921.] Zu: KMW Nr. 2—4 (152—154), 1981, S. 325—362. [Dt. Zus.fass.] — Die „Sokols“, Turnvereine, die sich „Falken“ nannten, existierten im preußischen Teil Polens schon seit 1884. Der Sitz des Zentralverbandes war Posen. Im Ruhrgebiet waren vor dem Ersten Weltkrieg 6000 Mitglieder in 152 Vereinen organisiert, die eine wichtige Funktion für die Erhaltung des nationalen polnischen Bewußtseins übernahmen. Verf. beschreibt ausführlich den Versuch, auch im Ermland und Masuren solche Gruppen mit paramilitärischem Charakter zur Unterstützung polnischer Aktivitäten besonders vor der Volksabstimmung 1920 zu bilden. Sie hatten jedoch nur kurze Zeit Erfolg. Nach dem Plebiszit wurde die Arbeit wieder eingestellt. Der Aufsatz bringt ausführliche Namenslisten der Mitglieder in den örtlichen Vereinen. L. K.-H.

**Bruno Rüger, Hubert Hönnekes, Reichstagsabgeordneter aus Allenstein.** In: Ermlandbuch 1981, S. 144—149 [mit einem Bildnis]. — Hubert Hönnekes hat der Schuldienst vom Niederrhein in das Ermland, nach Allenstein, verschlagen. Seit 1906 als Oberlehrer an der Realschule, später Oberrealschule, tätig, engagierte er sich nach dem Ersten Weltkrieg für die Zentrumspartei. Als Nachfolger der Abgeordneten Paul Fleischer und Hugo Neumann wurde er am 14. September 1930 in den Reichstag gewählt, dem er bis zum 5. März 1933 angehörte. Für wenige Wochen war er im Tausch mit Hubert Teschner Mitglied des Preußischen Landtages. Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung wurde H. aus dem Schuldienst entlassen und zwangspensioniert. Die Familie verlegte ihren Wohnsitz von Allenstein nach Baden. H. starb am 15. März 1947 und wurde auf dem Friedhof in Winnekendonk am Niederrhein beigesetzt. Er war ein überzeugter Demokrat und Republikaner. — Ein für die „Altpreußische Biographie“ verfaßter Artikel, der auch Quellenbelege enthält, erschien als Vorab-

druck in: Allensteiner Brief Nr. 2, Oktober 1980 (Hrsg.: Stadtkreisgemeinschaft Allenstein e. V., 4650 Gelsenkirchen, Dreikronenhaus). H. K.

**Wanda Makurath, Ochronki polskie w Gdańsku 1919—1939.** [Die polnischen Kindergärten in Danzig 1919—1939.] In: Studia Gdańskie 3 (1978), S. 215—220. — Die Geschichte der polnischen Kindergärten begann mit dem Aufenthalt von vier Dominikanerinnen bei dem Vorsitzenden des Polnischen Schulvereins „Macierz Szkolna“ in Danzig, Franciszek Kubacz, was, ohne daß die Autorin es erwähnt, 1923 zunächst ohne die Genehmigung des Apostolischen Administrators O'Rourke geschah. Als diese vorlag, entfalten die Kindergärten rasch eine rege Tätigkeit, die mit Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft allerdings wieder eingeeengt wurde. M. C.

**Alojzy Makurath, Ks. Franciszek Rogaczewski. Budowniczy polskiego kościoła Chrystusa Króla w Gdańsku.** [Der Priester F. R., der Baumeister der polnischen Christuskönigskirche in Danzig.] Ebd. S. 221—226. — Mit R. steht einer der wichtigsten Repräsentanten der polnischen Katholiken in Danzig von 1930—1939 im Mittelpunkt des kleinen Beitrages. R. förderte nicht nur den Bau der Christkönigskirche, einem Prestigeobjekt der polnischen Katholiken, von den deutschen Behörden mißtrauisch beobachtet, sondern war seit dem 1. Januar 1930 Seelsorger der polnischen Katholiken. Wesentlichen Anteil hatte R. ferner an der Schaffung polnischer Personalpfarreien durch O'Rourke 1937, die der Bischof bald darauf zurücknahm. Der Pfarrer zog durch seine Aktivität für die Polen den Haß der Nationalsozialisten auf sich und wurde 1940 im Konzentrationslager Stutthof ermordet. M. C.

**Wanda Makurath, Wspomnienia nauczycielki szkoły Macierzy Szkolnej w Pieckle.** [Erinnerungen einer Lehrerin der Schule des Polnischen Schulvereins „Macierz Szkolna“ in Pieckel.] Ebd. S. 227—229. — Die Autorin liefert einige Angaben über die Niederlassung polnischer Ordensfrauen in Pieckel. M. C.

**Józef Glemp, Biskup Kaller jako obrońca wiary.** [Bischof Kaller als Verteidiger der Wahrheit.] In: Warmińskie Wiadomości Diecezjalne 35 (1980) Nr. 6, S. 229—301. — In der aus Anlaß des 100. Geburtstages von Maximilian Kaller am 10. Oktober 1980 in der Allensteiner Bischofskirche gehaltenen Predigt würdigt der damalige Bischof von Ermland seinen Vorgänger auf dem Hintergrund des in den letzten Jahren wiederbelebten christlichen Europagedankens als einen Mann des Glaubens, der die Kirche in der schweren Zeit des Nationalsozialismus verteidigte. Dabei erwähnt er u. a., daß Kallers Hirtenbriefe auch in polnischer Sprache erschienen und er selbst in Dietrichswalde polnisch predigte. H. J. K.

**Hans-Jürgen Karp, Germanisierung oder Seelsorge? Zur Tätigkeit reichsdeutscher Priester in den dem Deutschen Reich eingegliederten Gebieten Polens 1939—1945.** In: Zeitschrift für Ostforschung 30 (1981), H. 1, S. 40—74. — Die Abhandlung beruht auf einem Vortrag, den der Verf. am 12. November 1979 bei einem Symposium über „Das religiöse Leben im besetzten Polen“ an der Katholischen Universität Lublin gehalten hat. Einleitend stellt er die Quellenlage dar und erwähnt die polnischen und deutschen Veröffentlichungen zu diesem Thema. Es gelang ihm, weitere Quellen im Archiv des Bistums Kulm, im Historischen Archiv des Erzbistums Köln, in der

Ostdokumentation des Bundesarchivs Koblenz ausfindig zu machen. Außerdem wertete er schriftliche und mündliche Erinnerungsberichte der in die besetzten Ostgebiete entsandten Geistlichen aus. Aufgrund der Aufzeichnungen des Abwehrchefs Canaris und des stellvertretenden Reichsinnenministers Stuckart über die Sitzung des Ministerrats für die Reichsverteidigung vom 18. September 1939 nennt er als Ziel der nationalsozialistischen Kirchen- und Rassenpolitik die Vernichtung der polnischen Intelligenz, besonders des Klerus. „Der niedere polnische Klerus muß durch einen deutschen Klerus ersetzt werden. Zu diesem Zweck müssen die Diözesen des Reiches Geistliche zur Verfügung stellen“, teilte der Reichskirchenminister am 1. Oktober 1939 dem Innenministerium mit. Nuntius Orsenigo und der Breslauer Erzbischof Bertram erklärten sich „zwecks Hilfe in der Seelsorge“, also nicht zur „Germanisierung“, bereit, Geistliche aus den Nachbardiözesen Danzig, Schneidemühl, Ermland und Breslau zur Verfügung zu stellen. Sie erfuhren jedoch zugleich, daß die nationalsozialistischen Behörden die von ihnen vorgeschlagenen Geistlichen ablehnten.

K. gliedert seine Arbeit in zwei Abschnitte. Die chronologisch aufgebaute Darstellung schildert die Reaktionen auf die Appelle des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Bertrams, wie die des vom Vatikan als Administrator für das Kulmer Bistum bestellten Danziger Oberhirten Splett, die Prozedur der Auswahl und die Kriterien, welche die sich meldenden Geistlichen aufweisen mußten, sowie das Schicksal der in den sog. Gauen Danzig-Westpreußen und Wartheland seelsorglich tätigen Priester. Verklauusliert nennt K. mit Recht die Bedingung, die der Kölner Erzbischof von den durch ihn ins Bistum Kulm entsandten Diözesangeistlichen erfüllt sehen wollte: „Der Stolz auf sein Deutschtum muß die innere und äußere Haltung auch jenen Begleitscheinungen des Krieges gegenüber bestimmen, die in sich als ungut abzulehnen sind. Der Priester muß also fest genug sein, bei aller Sympathie mit dem leidgeprüften Volke, seiner deutschen Ehre nichts zu vergeben und dabei noch zugleich die Grundsätze christlicher Gerechtigkeit mit Freimut zu vertreten.“ Eine kaum einzulösende Anforderung! Eine Formulierung, die den NS-Behörden entgegenkam, um die Entsendung von Priestern in diese jeder Seelsorge entblößten Räume zu sichern!

Im zweiten Teil untersucht der Verf. die Stichhaltigkeit der Behauptung, ein Teil der Geistlichen habe in den besetzten Gebieten „die Germanisierungspolitik der nationalsozialistischen Behörden aktiv unterstützt“. Sein in detaillierter Prüfung sich ergebendes Urteil lautet: Von den 56 Priestern, die insgesamt als deutsche Geistliche in den besetzten polnischen Gebieten tätig waren, haben drei als Mitglieder der NSDAP und in starker Anlehnung an die Parteistellen ihre seelsorglichen Ämter ausgeübt, während alle übrigen das Lob der polnischen Bevölkerung für ihre mutige, die Polizeivorschriften umgehende Tätigkeit erfuhren. Zehn von ihnen traf die Ausweisung durch die NS-Behörden, drei erlitten Haft- und Geldstrafen: Brettinger, Kaminski und Jaekel. Weitere zehn Geistliche blieben in ihren deutschen Pfarrgemeinden der Jurisdiktionsbezirke Danzig und Schneidemühl und versorgten die Nachbarpararreien der besetzten Gebiete. Die Statistik dieser seelsorglich so mutigen Geistlichen wird noch eindrucksvoller und erschütternder, wenn K. darauf verweist, daß allein fünf von den vierzehn sich aus dem Kölner Erzbistum zur Verfügung stellenden Priester schon vor Aufnahme ihrer Tätigkeit vom Reichsstathalter des Gaues Danzig-Westpreußen abgelehnt wurden. G. R.

## VII. Kunstgeschichte

**Lucyna Różańska, Warsztat budowlany toruńskiego kościoła św. Jakuba w średniowieczu.** [Die Baugeschichte der Thorner St.-Jakobi-Kirche im Mittelalter.] In: Rocznik Toruński 14 (1979), S. 317—341. — Die Verf. betont am Anfang den hohen künstlerischen Rang der Thorner St.-Jakobi-Kirche und ihre interessante Ausgestaltung. Trotzdem habe die kunsthistorische Forschung die Kirche bisher noch nicht genügend beachtet und zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht. Verf. geht dann ausführlich die doch recht umfangreiche deutsche und später auch polnische Literatur über die basilikaähnliche, in Backsteingotik errichtete Kirche durch, wobei die Aussagen der Kunstgeschichtler Steinbrecht, Schmid und Clasen eine große Rolle spielen. Es wird die Verbindung zum Stil der Deutschordensschlösser in Preußen und weiterhin zu den Klosterbauten der Zisterzienser in Pommern, Mecklenburg und der Mark Brandenburg aufgezeigt, mit dem Hinweis, daß genauere Vergleiche hervorstechender Eigentümlichkeiten und der gegenseitigen territorialen Beziehungen auch für Thorn weitere interessante Aufschlüsse bringen könnten. Wer sich für die Geschichte, Kirchen- oder Kunstgeschichte dieser alten Stadt interessiert, wird an dem interessanten Aufsatz, der auch drei gute Abbildungen (der Kirche, eines ihrer Portale und einer ihrer Inschriften aus glasierten Ziegeln) bringt, nicht vorbeigehen können. A. T.

**Otto Freymuth, Untersuchungen zur mittelalterlichen Baugeschichte der Neustädter Pfarrkirche St. Jakobi zu Thorn.** In: Thorn. Königin der Weichsel 1231—1981. (Beiträge zur Geschichte Westpreußens, Bd. 7.) Göttingen 1981, S. 13—98, 9 Abb. — Verf. behandelt zwei für die Baugeschichte der Jakobikirche zentrale und für die gesamte Architekturgeschichte des Deutschordensgebietes wichtige Fragen: Kann das inschriftlich genannte Baudatum 1309 auf den gesamten Bau, wie allgemein angenommen wird, oder darf es nur auf den Chor bezogen werden? Und: Ist, wie dies allgemeiner Meinung entspricht, der Bau ursprünglich als Basilika errichtet worden? Aufgrund subtiler, wenn auch nicht immer leicht zu lesender Überlegungen zur Struktur der beiden Bauteile — Chor und Langhaus — und überzeugender bauarchäologischer Beobachtungen kommt Verf. zu dem Ergebnis, daß Chor und Langhaus nicht aus derselben Zeit stammen und keinesfalls durch denselben Architekten errichtet worden sein können. Der Chor setzt einen älteren Bau voraus, von dem sich an der Anschlußstelle zum Langhaus Mauerreste und andere Spuren erhalten haben. Wesentliche Teile des Langhauses einschließlich des Turmes müssen älter als der jetzige Chor sein, das Datum kann sich nur auf den Neubau des Chores beziehen. Dem jetzigen, im Osten platt geschlossenen und im Inneren durch die Führung der Gewölberippen einen  $\frac{3}{4}$ -Schluß vortäuschenden Chor muß ein älterer Bau vorausgegangen sein, den Verf. vor allem aufgrund der merkwürdig schräg stehenden östlichen Strebebögen des Neubaus mit ursprünglich polygonalem Abschluß im Osten rekonstruieren kann; der Chor schloß mit fünf Seiten eines Achtecks. Der Chor von 1309 ist nicht wesentlich größer, aber in den Einzelformen prächtiger als sein Vorgänger gebildet, gehört doch gerade dieser Bau zu den reichsten und schönsten Backsteinbauten des Deutschordensgebietes. Der platte Abschluß im Osten begegnet gelegentlich; für den merkwürdigen Schein- $\frac{3}{4}$ -Schluß im Inneren gibt es keine wirklichen Parallelen. Bei den stets

genannten Kapellen von Lochstedt und Marienburg war diese Lösung durch den Festungscharakter des Außenbaues bedingt. Bei freistehenden Kirchen größeren Formats kommt die Lösung sonst nicht vor. Verf. hat sodann an der unterschiedlichen Art des Mauerwerks beobachten können, daß die Hochschiffmauern des Mittelschiffes erst nachträglich erhöht worden sind, der jetzige Basilikenbau also nachträglich aus einer älteren Halle geschaffen wurde. Basiliken, d. h. Kirchen mit erhöhtem Mittelschiff, die im Obergaden eigene Fenster haben, sind im gesamten Deutschordensgebiet im Gegensatz zu den Hallenkirchen mit gleichhohen Schiffen überaus selten. Im Bistum Kulm handelt es sich um das einzige Beispiel. Die in der älteren Literatur vertretene Theorie, daß sich die Halle im Bereich der Backsteingotik aus der Basilika entwickelt habe, wird durch den Nachweis des Verfassers, daß es sich in Thorn um einen nachträglichen Umbau handelt, widerlegt. F. möchte diesen Umbau mit der Übergabe der Kirche an die Benediktinerinnen 1345 durch den Hochmeister in Verbindung bringen. Die Notwendigkeit, in einer Nonnenkirche eine Verbindung von dem durch einen Lettner sicher von der Laienkirche abgeschlossenen Chor zur Empore im Westen zu schaffen, legte offenbar die Anlage der triforiumartigen Laufgänge über den Mittelschiffarkaden unterhalb der Hochschiffenster nahe, was eine Erhöhung des Mittelschiffes nach sich zog. Für die schwierige Frage der Datierung der Urkirche und des, abgesehen von der Erhöhung der Mittelschiffwände, aus dieser Zeit noch stammenden Langhauses weist der Autor darauf hin, daß die Neustadt Thorn immerhin 1264 Stadtrechte erhielt, daß also zu diesem Zeitpunkt eine Pfarrkirche vorhanden oder wenigstens im Bau gewesen sein muß. Ein Baubeginn erst 1309 wäre schon aus historischen Gründen unwahrscheinlich. Es ergeben sich damit für die Baugeschichte im wesentlichen vier Phasen: 1. In den Jahren nach 1253/64 oder später wurde die Kirche errichtet, und zwar als dreischiffige, dreijochige Hallenkirche mit vorkragendem Turmjoch und einschiffigem dreijochigem Chor, der einen  $\frac{1}{8}$ -Polygonabschluß erhielt. Nach Niederlegung dieses Chores wurde 1309 mit dem prächtigen, noch heute stehenden, im Osten platt abschließenden Neubau des Chores begonnen. Um 1345 wurde das Mittelschiff erhöht und die bisherige Halle zu einer Basilika umgebaut, dabei auch der im gesamten Ordensgebiet sonst unbekannt und in der Architektur des 14. Jahrhunderts ungewöhnliche triforiumartige Laufgang angelegt. Ab 1349 ist der Beginn des seitlichen Anbaues von Kapellen belegt; im Zuge der Errichtung dieser Kapellen wurden die ursprünglichen Strebepfeiler in das Langhaus nach innen eingezogen, die alten Seitenschiffmauern zwischen den Streben niedergelegt und weiter außen neue Mauern errichtet. — Der Aufsatz des Verfassers, der bereits 1953 verstorben ist, beruht auf Beobachtungen aus der Zeit, als er von 1940—1945 die Stadtbibliothek in Thorn leitete. Den Abdruck des hinterlassenen Manuskripts wird man wegen der gewichtigen Folgerungen für die Architekturgeschichte des Deutschordenslandes, insbesondere die Gewinnung eines wesentlich früheren Datums für den Bau der Jakobikirche zu begrüßen haben, auch wenn das Manuskript wohl nicht in allen Teilen bis zu letzter Vollendung bearbeitet war; der Leser vermag den Ausführungen zu Beginn nur recht mühsam zu folgen; gegen Ende wirkt die Beweisführung auffallend verkürzt. Bedauerlich ist die geringe Anzahl der Abbildungen, die eine Überprüfung der Beweisführung kaum ermöglichen. Die — sicher nicht einfache — Anfertigung einiger Bau-schnitte und Rekonstruktionszeichnungen hätte den bedeutsamen hier ver-

öffentlichent Funden größere Durchschlagskraft bei den Interessierten gesichert. Dankenswerterweise ist wenigstens ein Grundriß beigelegt, der die von den bisherigen Bauaufnahmen abweichenden Beobachtungen von F. — zumindest in den wesentlichen Zügen — dokumentiert. R. K.

**Ryszard Massalski, Zamek elbląski w świetle badań architektonicznych.** [Die Elbinger Burg im Lichte der architektonischen Forschung.] In: *Rocznik Elbląski* 8 (1979), S. 39—87. — Die 1237 vom Deutschen Orden gegründete Burg Elbing war bis 1309 der Sitz des Landmeisters des Deutschen Ordens in Preußen und danach als Mittelpunkt einer Komturei der Amtsitz des Obersten Spittlers, eines Großgebietigers des Ordens, der hier das Ordenshospitals verwaltete. Im 13jährigen Städtekrieg wurde die Burg zerstört. Die Stadt Elbing richtete auf dem Burggelände ihr Gymnasium mit einer Wohnung für den Rektor ein. Außer den Gymnasialgebäuden überstanden auch die ehemalige Rüstkammer und die Burgmälzerei das Mittelalter. Heute gibt es nur noch wenige Überreste von der alten Ordensburg. Der Autor rekonstruierte ihre Anlage und ihre Architektur aus der schriftlichen Quellenüberlieferung, der stadtgeschichtlichen Literatur und bisher nichtveröffentlichten archäologischen Ausgrabungsergebnissen aus dem Jahre 1957, als die polnische Nachkriegsforschung Spuren der frühgeschichtlichen Siedlung Truso auf dem Burggelände aufzuspüren versuchte. Die Analyse der aufgefundenen Baureste ließ vier verschiedene Bauphasen erkennen, wobei das Haupthaus der Burg zunächst im Osten des Terrains errichtet wurde, später aber ein neues Haupthaus am Elbingfluß entstand. — Die gründliche Arbeit ist durch die überlieferten Abbildungen der Burg und zahlreiche architektonische Zeichnungen illustriert. W. Th.

**Urszula Bzówka, Treści ikonograficzne portalu grobowej kaplicy św. Anny na zamku krzyżackim w Malborku.** [Das Bildprogramm eines Portals der Annakapelle der Marienburg.] In: *Roczniki Humanistyczne* 23 (1975) [1978], S. 27—48. [Franz. Zus.fass., ohne Abb.] — Die Annakapelle der Marienburg wurde unter dem Hochmeister Luther von Braunschweig (1331—1335) als Unterbau des Chores der Schloßkapelle begonnen und 1344 geweiht. Bereits 1341 konnte sein Nachfolger Dietrich von Altenburg hier in der Gruftkapelle der Hochmeister seine Ruhestätte finden. Der bedeutende plastische Schmuck der Portalnischen — im Reichtum des Bildprogramms zum Aufwendigsten gehörend, was im Auftrag des Deutschen Ordens an Skulptur geschaffen wurde — muß um 1340 entstanden sein. Den eigentlichen mittleren Bogenfeldern der beiden Portale auf der Nord- und Südseite der Kapelle treten jeweils an den seitlichen Wänden der Eingangsnischen annähernd gleich große, ebenfalls tympanonförmige Relieffelder als Füllung der oberen Arkadenbögen zur Seite. Die drei Reliefs des Nordportals sind mariologischen Themen gewidmet: auf der rechten (westlichen) Wand der Eingangsnische die Anbetung der Könige, auf der linken (östlichen) Wand Tod und Himmelfahrt Mariens, in der Mitte über dem Eingang zur Kapelle das zentrale Thema der gotischen Marienikonographie, die Krönung Mariens, und darunter merkwürdigerweise das Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen, das üblicherweise eher zum Bildprogramm des Jüngsten Gerichtes gehört, dem die Reliefs der südlichen Eingangsnische gewidmet sind. Verf. versucht nun durch sehr weit gespannte Vergleiche mit der östlichen und der romanischen Kunst, vor allem aus Frankreich und Italien, die literarischen und ikonographischen Wurzeln des Bildprogramms näher zu bestimmen, doch bleibt vieles sehr allgemein. R. K.

**Jerzy Domasłowski, Malowidła ścienne kościoła zamkowego w Malborku.** [Wandmalereien in der Schloßkirche der Marienburg.] In: *Biuletyn Historii Sztuki* 41 (1979), S. 275—282. [Franz. Zus.fass., 4 Abb.] — Zu den bekanntesten Werken der Kunst des Deutschordensgebietes zählen die Malereien der Marienburg, seit Conrad Steinbrecht sie 1889 zum ersten Mal ausführlich publiziert hat. Er datierte sie damals in die Jahre um 1344 und sah in ihnen symbolische Darstellungen der Geschichte der christlichen Kirche; andere Autoren schwankten in der Datierung zwischen 1320 und 1370. Bei ihrer Entdeckung im 19. Jahrhundert befanden sich die Fresken in einem erbärmlichen Zustand; umfangreiche Restaurierungen wurden 1883 bis 1885 durch Leopold Weinmayer aus München unter Steinbrechts Leitung vorgenommen. Verf. kommt auf Grund intensiven Studiums der im Archiv der Marienburg erhaltenen Restaurierungsunterlagen zu dem erschreckenden Ergebnis, daß diese Restaurierung den Bestand so tiefgreifend verändert hat, daß über den künstlerischen Charakter der Malereien — als Zeugnisse der Kunst des Mittelalters — nichts mehr ausgesagt werden könne. Viele Figuren seien ohne Zweifel völlige Neuschöpfungen des Restaurators August Grimme von 1889, vielfach wurde damals auch die Ikonographie „berichtigt“. Von den wenigen Resten, die nach der Zerstörung des Ostteils der Kapelle im Jahre 1945 sich überhaupt noch erhalten haben, befindet sich zudem der weitaus größte Teil auf einer Ziegelwand des 19. Jahrhunderts, kann also nicht einmal in Resten originale Malerei des Mittelalters enthalten. Die starken Übermalungen waren auf Abbildungen immer erkennbar, Nachkonturierungen und Ergänzungen im 19. Jahrhundert allgemein in weitaus größerem Maße als heute üblich. Doch scheinen die Ausführungen des Verf. geeignet, die Fresken überhaupt aus der mittelalterlichen Kunstgeschichte zu tilgen. R. K.

**Andrzej Rzempoluch, Architektura kościoła farnego w Orneele.** [Die Baugeschichte der Pfarrkirche in Wormditt.] In: *Kwartalnik Achitektury i Urbanistyki* 26 (1981), S. 89—111. [Engl. Zus.fass., 39 Abb.] — Von der ältesten Wormditter Kirche, an der der 1312 genannte Pfarrer Heinrich tätig war, ist nichts bekannt. Der heutige Bau der Pfarrkirche St. Johannis wurde kurz nach 1340 unter Bischof Hermann von Prag (1338—1349) begonnen und nach einer in der Kirche angebrachten Inschrifttafel (freilich aus späterer Zeit) 1379 durch Bischof Heinrich III. Sorbom geweiht. Der Bau wurde als Basilika errichtet, d. h. mit erhöhtem Mittelschiff, das eigene Fenster im Obergaden aufweist, und zwei niedrigeren Seitenschiffen. Der mächtige Turm gehört zum Ursprungsbau. Als Basilika steht die Kirche im Ermland vereinzelt; alle erhaltenen übrigen mehrschiffigen Bauten waren Hallenkirchen, hatten also gleich hohe Schiffe, die sämtlich ihr Licht nur durch die äußeren Fenster der Seitenschiffwände erhielten. Verf. geht davon aus, daß auch ursprünglich im Ermland keine weiteren Basiliken gebaut worden sind, und bringt die Architektur der Wormditter Kirche in engsten Zusammenhang mit dem Urbau von St. Marien in Danzig (nach der Rekonstruktion von Willi Drost). Er hält es für weitgehend gesichert, daß der dortige Architekt auch für die Konzeption der Wormditter Planung verantwortlich zu machen sei. Ob der im Lande ungewöhnlichen Entscheidung für den Bautyp Basilika auch eine inhaltliche Bedeutung — etwa im Zusammenhang mit dem zeitweiligen Bischofssitz in Wormditt — zukam, bleibt letztlich offen. Das aktuelle Erscheinungsbild der Pfarrkirche wird nachhaltig durch die bald nach der Weihe begonne-

nen Kapellenanbauten geprägt. In fünf Zeitabschnitten von 1390 bis um 1480 wurden an die Seitenschiffe in gleicher Höhe Kapellen angebaut, wobei die äußeren Seitenschiffmauern ausgebrochen und die Strebepfeiler zu Querwänden vergrößert wurden. Das Ergebnis dieser Querorientierung der Anbauten, die im Inneren durch die Wölbung noch verstärkt wurde, war eine gewisse Zentralisierung des ganzen Baues. Die quer angeordneten großen Dächer über den Kapellen und Seitenschiffjochen, die hohen Ziergiebel mit ihren Strebepfeilern näherten den Bau in seinem äußeren Erscheinungsbild seit dem Ende des 15. Jahrhunderts schließlich zunehmend dem landesüblichen Hallentyp an. R. K.

**Kinga Szczepkowska-Naliwajek, Zasoby złotnictwa u schyłku średnio-wieczna na Pomorzu Gdańskim, Ziemi Chełmińskiej i na Warmii.** [Der Reichtum der Goldschmiedekunst in Danzig, Pommerellen, im Kulmer Land und im Ermland am Ende des Mittelalters.] In: Rocznik Gdański 40 (1980), S. 65—96. [Engl. Zus.fass., ohne Abb.]

Der Umfang der mittelalterlichen Kirchenschätze auf dem Gebiet des späteren Westpreußen und des Ermlands kann aus den Schatzinventaren und Visitationsprotokollen des 15. und 16. Jahrhunderts in gewissem Umfang rekonstruiert werden. Die wichtigsten Quellen sind das Inventar des preußischen Kirchensilbers, aufgestellt 1568 durch Johannes Radogoski (Inventarium clenodiorum Ecclesiarum Pruthenicarum per R(eve)rendum Ioannem Radogostium recuperatorem bonorum Regalium Anno 1568 conscriptum. In: Monumenta historica dioecesis Wladislaviensis, Bd. 11. Włocławek 1897, S. 97—103), und die in Elbing und den ermländischen Kirchen 1565 für Bischof Martin Kromer erstellten Berichte (Franz Hipler, Die ältesten Schatzverzeichnisse der ermländischen Kirchen. In: ZGAE 8, 1886, S. 494—598).

Abgesehen von der Marienkirche in Danzig, die allein 19 goldene liturgische Gefäße, 5 goldene Reliquiare, 78 silberne Kelche, 45 Altarkreuze etc. besaß, waren für die meisten Kirchen — etwa in Elbing und Thorn — durchschnittlich acht Kelche — die Zahlen schwanken zwischen vier und zwölf —, eine Monstranz, ein oder zwei Altarkreuze, drei oder vier Kußtafeln, gelegentlich ein silbernes Rauchfaß üblich. Kirchen der Diözese Ermland besaßen durchweg ein bis 15 Kelche (durchschnittlich sieben), silberne oder kupferne Monstranzen, zwei oder drei Altarkreuze, drei Kußtafeln, drei bis vier Paar Meßpollen etc. Die meisten hatten auch silberne Rauchfässer und Weihrauchschiffchen. Von allen diesen Kostlichkeiten hat nur verschwindend wenig, wie die Verf. aus ihrer verdienstvollen Dissertation mitteilt, die Zeiten überstanden. Vor dem Zweiten Weltkrieg besaß die Danziger Marienkirche nur noch sieben Kelche, also 9 Prozent des alten Bestandes. Vom mittelalterlichen Schatz der Johanneskirche in Thorn war nichts mehr erhalten. Von den 250 liturgischen Geräten der Elbinger Kirchen aus dem Jahre 1525 existierten vor dem Zweiten Weltkrieg noch etwa 4 bis 18 Prozent. Für die neun ermländischen Kirchen in Bartenstein, Braunsberg, Frauenburg, Heilsberg, Rößel, Tolkemit, Guttstadt, Neukirch und Wormditt nennt die Verf. etwa 3 bis 15 Prozent der 1565 verzeichneten Silbergeräte. Im gesamten Gebiet von Danzig, Pommerellen, des Kulmer Landes und dem Ermland existierten am Ende des vorigen Jahrhunderts noch ca. 158 gotische silberne liturgische Gefäße und sonstiger Altarschmuck (vasa sacra et ornamenta). In Danzig, Elbing und Rößel wissen wir eindeutig von Zerstörungen im Laufe des Zweiten

Weltkrieges. Immerhin förderte eine systematische Suchaktion in den Jahren 1975—1977 noch 88 Objekte, also 60 Prozent der um 1900 verzeichneten Stücke zutage.

R. K.

**Zbigniew Nawrocki, Kurie zewnętrzne we Fromborku w XVI wieku. Studium architektury i ukształtowania terenu.** [Die äußeren Kurienbezirke in Frauenburg im 16. Jahrhundert. Eine architekturhistorische und topographische Studie.] In: *Ro* 12—13 (1981), S. 9—17. [Engl. Zus.fass., 1 Plan.] — Die äußeren Domherrenkurien außerhalb des engeren befestigten Burgberges umgeben die Domkirche in Frauenburg auf den Hängen des Berges im Osten, Süden und Westen. Die ältesten Anlagen der gotischen Epoche bestehen im wesentlichen aus rechteckigen, durchschnittlich 10 × 7 m messenden Grundstücken und enthalten als Gebäude nur einen Raum mit gewölbtem Korridor. Seit dem 14./15. und bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts wurden die Gebäude vielfach erweitert. Das Gelände des Domberges war ursprünglich unregelmäßiger als heute, was an der Anlage der älteren gotischen Keller der Kuriengebäude noch abzulesen ist. Seit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts nahmen neuerrichtete Keller bereits auf ein den heutigen Verhältnissen ähnlich angeschüttetes Gelände Rücksicht. Die Anschüttung muß im Zusammenhang mit damals neuerrichteten Befestigungsanlagen vorgenommen worden sein. Im Inneren folgten Anlage und Einteilung der Kuriengebäude seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zunehmend den Gepflogenheiten bei zeitgenössischen Gutshäusern, eine Tendenz, die sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fortsetzte.

R. K.

**Hanna Domańska, Zespół umocnień Malborka od drugiej połowy XV do pierwszej połowy XIX wieku.** [Das Marienburger Befestigungssystem seit der 2. Hälfte des 15. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.] In: *Kwartalnik Architektury i Urbanistyki* 26 (1981), S. 221—235. [Engl. Zus.fass., 11 Abb.] — Verf. setzt ihre ältere Untersuchung (vgl. *ZGAE* 39, 1978, S. 223) über die Befestigungsanlagen des Schloßbaues und der Stadt Marienburg aus dem Mittelalter für die späteren Jahrhunderte fort. Das Marienburger Festungssystem, vom 13. bis 15. Jahrhundert in seinen Grundstrukturen festgelegt, wurde bis in das 19. Jahrhundert erweitert. Infolge der häufigen Kriege sowie der Errungenschaften der Waffentechnik war es unumgänglich, die Befestigungsanlagen stets weiter zu verstärken und zu erweitern. Im 15. Jahrhundert war das alte System der Wälle errichtet worden, im südöstlichen Vorfeld der Burg wurden auch bereits die ersten Feldbefestigungsanlagen in der Geschichte der Marienburg geschaffen. Zwischen den beiden polnisch-schwedischen Kriegen des 17. Jahrhunderts wurden nach holländischen Prinzipien Bastionen um das Schloß errichtet. Auch der Brückenkopf wurde verstärkt und bildete das östliche Vorwerk im Verteidigungssystem in Richtung auf den Galgenberg. Im Nordischen Krieg und seit dem Anfang des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden die Befestigungen abermals erweitert und verstärkt. Im Zuge dieser Arbeiten wurde das alte Wallverteidigungssystem der Stadt und größtenteils auch des Vorschlosses zerstört, in den Jahren 1869, 1878—1880 und 1888 die Erdwälle um die Stadt restlos beseitigt. Der Anfang unseres Jahrhunderts sah auch die Vernichtung der Schanzen auf der linken Flußseite und an Meisters Karpfenteich. Anfang unseres Jahrhunderts wurden weitere Anlagen geschleift, so daß heute nur noch zwei Bastionen des 19. Jahrhunderts erhalten sind, die ehemals den östlichen Zugang zur Stadt zu schützen bestimmt waren.

R. K.

**Rainer Zacharias, Marienburgs Befestigungsanlagen. Vom Ende der Ordenszeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts.** In: Westpreußen-Jahrbuch 30 (1980), S. 55—66, 2. Abb. — Verf. setzt seine älteren — im Vergleich zu den Arbeiten der bekannten Spezialistin Hanna Domańska freilich nur sehr allgemein gehaltenen — Ausführungen zu den Marienburger mittelalterlichen Befestigungsanlagen (Westpreußen-Jahrbuch 28, 1978, S. 105—112) für die Neuzeit fort. Bis zum Zweiten Weltkrieg unterscheidet er insgesamt sieben Festungsbauperioden, von denen er anhand der wenigen überlieferten Nachrichten und vor allem von Plänen und älteren Ansichten die Bauten der Jahre 1626—1629, von 1655 bis zum Frieden von Oliva 1660 sowie der Jahre 1705—1715 untersucht, als die Stadt im Zusammenhang der verschiedenen polnisch-schwedischen Erbfolgekriege vielfach von Polen, Schweden und Brandenburgern als Festung ausgebaut wurde. R. K.

**Rainer Zacharias, Marienburg als Festung im 19. und 20. Jahrhundert.** Ebd. 31 (1981), S. 135—145. — Nach der Darstellung der Geschichte der Marienburger Befestigungsanlagen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (Westpreußen-Jahrbuch 1978 und 1980) schließt der Autor seine Studie mit diesem Aufsatz ab. Er behandelt die Fortifikationsunternehmungen in napoleonischer Zeit, die Festungsbauphase beim Bau der Ostbahn 1851—1857, die Anlage eines weiträumigen Verteidigungsgürtels zur Sicherung der Nogatbrücken Anfang dieses Jahrhunderts und das letzte Festungsbaukapitel des Winters 1944/45 mit Anlage von Panzergräben, Laufgräben und Bunkern. W. Th.

**Kamila Wróblewska, Konserwacja epitafium Piotra Dohny.** [Die Restaurierung des Epitaphs des Peter von Dohna.] In: RO 12—13 (1981), S. 19—31 [Engl. Zus.fass., 6 Abb.] — Das Epitaph des Burggrafen Peter von Dohna (gest. 1553) aus der Kirche in Mohrungen, in seiner jetzigen Gestalt aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammend, war 1624 auf Betreiben der Familie weitgehend übermalt worden, wobei die dem Holzschnitt Dürers folgende Trinitätsdarstellung und die Ansicht von Mohrungen abgedeckt und statt dessen eine Inschrift aufgemalt wurde. Bei der Abnahme dieser Übermalung im Jahre 1903 glaubte man unter dem Bild des späten 16. Jahrhunderts eine Darstellung entdeckt zu haben, die nichts mit der Dohnaschen Gedächtnistafel zu tun habe, aber wesentlich älter sein müsse. Jetzt, 1974, vorgenommene Reinigungen und Restaurierungsarbeiten ergaben jedoch, daß unter der Malerei des Hans Henneberger vom Ende des 16. Jahrhunderts sich das ursprüngliche Epitaph des Peter von Dohna aus den Jahren 1553/54 befindet, daß am Ende des Jahrhunderts also wohl nur eine Neufassung und Erweiterung des ursprünglichen Bildes vorgenommen wurde. Die schlechte Druckqualität der Abbildungen läßt freilich eine Verifizierung der mitgeteilten Restaurierungsergebnisse durch den Leser nicht zu. R. K.

**Tadeusz Chrzanowski, Tomasz Tretera „Roma Sancta“.** [„Roma Sancta“ des Thomas Treter.] In: Biuletyn Historii Sztuki 43 (1981), S. 243—254. [Frz. Zus.fass., 11 Abb.] — Von Thomas Treter (1547—1610), dem vielseitigen Gelehrten, Schüler und Sekretär des Kardinals Hosius, waren bisher drei große Kupferstichkompositionen bekannt: Typus ecclesiae catholicae (von 1574), Roma Sancta und eine symbolische Kreuzigung, die beiden letzten freilich nur ihrem Namen nach. Verf., der 1978 dem ersten dieser Stiche

bereits eine ausführliche Untersuchung gewidmet hat (vgl. ZGAE 41, 1981, S. 221 f.), macht jetzt das erste und möglicherweise einzige erhaltene Exemplar des Roma-Sancta-Stiches aus dem Besitz des Britischen Museums in London bekannt. Der Stich wurde von Giovanni Battista Cavalleriis nach TreTERS Angaben gestochen und 1575 herausgebracht. Der Verf. deutet auch diese Komposition, die übrigens ebenfalls Hosius gewidmet ist, ganz aus den gegenreformatorischen Gedanken und Schriften des Kardinals, wobei besonderes Gewicht der freilich auf Polnisch erst 1585 veröffentlichten Schrift „De oppresso Dei verbo“ zukomme. Der große Kupferstich stellt die thronende Roma mit den Attributen des Glaubens dar, umgeben von Darstellungen der guten Taten und religiöser Handlungen. Eine Prozession von Pilgern, die die vier römischen Hauptkirchen besucht, umgibt rahmend die Allegorie der Ewigen Stadt als Zentrum der katholischen Welt und des Glaubens.

R. K.

**Eugeniusz Iwanoyko, Nowo odkryty obraz Hansa Vredemana de Vries w Gdańsku.** [Ein neuentdecktes Gemälde des Hans Vredemann de Vries in Danzig.] In: Biuletyn Historii Sztuki 41 (1979), S. 235—245. [Frz. Zus.fass., 5 Abb.] — Verf. macht ein bisher unbeachtetes Gemälde als Werk des bedeutenden, in Danzig von 1592—1596 tätigen niederländischen Manieristen aus dem Jahre 1596 aus der dortigen Corpus-Christi-Kirche bekannt. Er glaubt, in ihm das alte Hochaltarbild vor der Erneuerung der Innenausstattung der Kirche in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sehen zu können. Die Thematik von Schuld und Erlösung steht ganz in der Tradition protestantischer Altarbilder: Christus am Kreuz, darunter einsam betend der kniende „nackte Mensch“, während die teuflische Schlange, die sich um den Kreuzstamm windet, ihn mit dem angebissenen Apfel Evas im Maul von seinem Gebet abzulenken sucht. Im Hintergrund breitet sich die Ansicht der Stadt Jerusalem aus. Ein Bild gleicher Thematik, bereichert freilich noch durch die Gestalten von Moses und Johannes dem Täufer als Vertreter von Gesetz und Gnade, ebenfalls von Vredemann de Vries aus dem Jahre 1590, befindet sich in der Hauptkirche in Wolfenbüttel. Mit der Entdeckung und Restaurierung des Danziger Bildes, bei der auch die Signatur des Meisters gefunden wurde, ist eine bedeutsame Bereicherung unserer Kenntnis von dieser wichtigsten Epoche der Danziger Kunstgeschichte gelungen.

R. K.

**Tadeusz Chrzanowski — Marian Kornecki, Siedmiogrodzki kielich w Chojnicach.** [Ein siebenbürgischer Kelch in Konitz.] In: Biuletyn Historii Sztuki 41 (1979), S. 389—396. [Frz. Zus.fass., 6 Abb.] — Die Pfarrkirche in Konitz besitzt einen Kelch, der nach einer Inschrift 1689 der dortigen protestantischen Kirche durch Pfarrer Peter Hening aus Hermannstadt geschenkt wurde. Das eingeschlagene Meisterzeichen identifiziert seinen Schöpfer als den bedeutenden siebenbürgischen Goldschmied Sebastian Hann, der in Hermannstadt seit 1675 bekannt ist und dort 1713 starb. Verf. nimmt die Publikation der qualitätvollen Goldschmiedearbeit zum Anlaß, den künstlerischen Beziehungen zwischen Polen und Ungarn nachzugehen.

R. K.

**Jerzy Więckowiak, Problemy formalne i ikonograficzne piety chełmińskiej.** [Formale und ikonographische Probleme der Kulmer Pieta.] In: StP 1978 [1981], S. 109—147. — Diese kunstgeschichtliche Studie befaßt

sich mit dem Gemälde einer ungewöhnlichen Pieta des 17. Jahrhunderts in der Pfarrkirche in Kulm, das 1970 von Maria Roznerska restauriert wurde. Die von einem Schwert durchbohrte Schmerzensmutter erhebt mit weit ausgebreiteten erhobenen Armen Klage über den Tod des Gottessohnes, der lang ausgestreckt auf ihrem Schoß ruht. Der Schmerzensausdruck der Madonna hebt sich erheblich von dem deutscher Vesperbilder ab. Im Antlitz der Kulmer Pieta drücken sich in würdevollem Ernst Lieblichkeit und Sanftmut aus. Der Autor verfolgt die Entwicklung der Pietadarstellungen von den Zeiten, als sich im klösterlichen Leben das religiöse Bedürfnis nach einem privaten Andachtsbild ausbildete, bis zu der barocken Ausprägung der Pieta in dem Kulmer Gemälde. Nach seinen Schlußfolgerungen besitzt das Bild von durchschnittlicher künstlerischer Qualität eine hohe symbolische Aussagekraft, weil sich in seiner Komposition Elemente der nachtridentinischen marianischen Theologie ausdrücken. Der Maler, vermutlich Stanislaus Cichoniowski, hat unter dem Einfluß sarmatischer Eigentümlichkeiten ein volkstümliches Werk im Rahmen des örtlichen Geschmacks der Betrachter geschaffen.

W. Th.

**Tadeusz Grabarczyk-Leszek Kajzer, Badania archeologiczno-architektoniczne krypty judyckich w kościele pw. świętych Piotra i Pawła w Pucku w 1977 roku.** [Die im Jahre 1977 durchgeführte Untersuchung der Juditzkischen Krypta der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Putzig.] Ebd. S. 85—107. — In der Krypta unter der Juditzkischen Kapelle an der Pfarrkirche in Putzig fanden die Archäologen 42 Gräber. Einige enthielten Glasperlen, Rosenkränze, Kreuze und Medaillen als Grabbeigaben. Im Grab Nr. 33 glauben die Autoren die Überreste des 1867 gestorbenen ermländischen Domherrn Matthäus Johann Judicki, der die Kapelle gestiftet hat, gefunden zu haben, obschon ihm im Dom zu Frauenburg ein Grabstein gesetzt worden ist (vgl. ZGAE 23, 1929, S. 739 f.). Sie legen Judickis Biographie ausführlich dar und ergänzen die Baubeschreibung der Krypta durch architektonische Zeichnungen und Fotos von den Grabbeigaben.

W. Th.

**Hartmut Boeckmann, Die Entwürfe von Karl-Wilhelm Kolbe und Karl-Wilhelm Wach für die Glasmalereien des Marienburger Sommerremters.** Beiträge zu einer Ikonographie des Deutschen Ordens (2). In: Preußen und Berlin. Beziehungen zwischen Provinz und Hauptstadt. Hrsg. von Udo Arnold. (Schriftenreihe Nordost-Archiv, H. 22.) Lüneburg 1981, S. 9—39, 10 Abb. — Der Verf., der seit langem mit der Geschichte des Deutschen Ordens, andererseits aber auch mit der Erneuerung der Marienburg im 19. Jahrhundert — als Vorgang wie als Teil der politischen Ideengeschichte — befaßt ist, beabsichtigt offenbar, die bildlichen Zeugnisse des Deutschen Ordens und der ihm nachfolgenden Rezeptionsgeschichte in einer Folge von Aufsätzen darzustellen. War ein früherer Beitrag von 1980 (Nordost-Archiv, H. 19) dem Stifterbild der schwäbischen Ordensburg Horneck gewidmet, so behandelt der Autor jetzt sieben der ursprünglich wohl zehn von der Westberliner Schlösserverwaltung 1968 erworbenen Ölbilder von Karl-Wilhelm Kolbe d. J. (1781—1853) und Karl-Wilhelm Wach (1787—1854) mit Darstellungen aus der Geschichte des Deutschen Ordens. Es handelt sich um für den Prinzen Friedrich von Preußen hergestellte Repliken in kleinem Format nach den Kartons für die Glasfenster des Sommerremters der Marienburg. Bekanntlich wurden bereits in der frühen Phase der Restaurierung des Schlosses seit den Jahren 1818—1819 von Kolbe und Wach

Entwürfe für Fenster geschaffen, die dann als Stiftungen verschiedener Mitglieder der königlich-preussischen Familie unter Aufsicht Schinkels 1821—1827 durch den Berliner Glasmaler Heinrich Müller ausgeführt wurden; die Fenster sind 1944 zugrunde gegangen. Gehörten die Fenster zu den Inkunabeln der gerade in dieser Zeit erst wiederentdeckten Glasmalerei des 19. Jahrhunderts, so bildete der Bildzyklus aus der Geschichte des Deutschen Ordens eines der frühesten Beispiele der im 19. Jahrhundert bei der Ausstattung mittelalterlicher und neuerer Gebäude so beliebten Folgen historischer Ereignisse. Verf. behandelt die Kompositionen in ihrem Spannungsfeld zwischen ikonographischer Tradition der sich ausbildenden Historienmalerei und der dargestellten — vermeintlichen — historischen Wirklichkeit der mittelalterlichen Ordensgeschichte sowie vor allem als Zeugnisse eines frühen weitgehend „romantischen“ Mittelalterbildes des beginnenden 19. Jahrhunderts. Wichtig erscheint in dem „altdeutschen“ Ambiente vor allem die Orientierung an den in Bildzeugnissen so viel besser überlieferten Zuständen des 15. und 16. statt des 13. Jahrhunderts, am deutlichsten in der Kleidung und Bewaffnung der dargestellten Personen.

R. K.

**Helmut Börsch-Supan, Die Gründung der Stadt Thorn durch den Deutschen Orden. Ein Gemälde von Karl-Wilhelm Kolbe dem Jüngeren.** In: Thorn. Königin der Weichsel 1231—1981. (Beiträge zur Geschichte Westpreußens, Bd. 7), Göttingen 1981, S. 9—12 — Verf. widmet einem Gemälde des von Boockmann behandelten Zyklus (s. dort) von Repliken (s. oben) nach den Entwürfen für Glasgemälde in der Marienburg aus dem frühen 19. Jahrhundert eine kurze Besprechung, wobei er vor allem für den Entwerfer Wilhelm Kolbe d. J. den Einfluß seines Lehrers Chodowiecki in der Anlage der Komposition betont. Auch er weist auf die Bedeutung des Zyklus für die Anfänge der „vaterländischen“ Historienmalerei in Preußen hin, die bis zu Christian Bernhard Rohde zurückreiche und um 1800 bereits durch Friedrich Wilhelm III. kräftig gefördert wurde.

R. K.

**Edward Radtke, Prace konserwatorskie w zamku lidzbarskim w latach 1970—1977.** [Die konservatorischen Arbeiten am Heilsberger Schloß in den Jahren 1970—1977.] In: RO 12—13 (1981), S. 431—438. — Daß die restauratorischen Arbeiten am Heilsberger Schloß mit einem gewaltigen Kostenaufwand von 15 Millionen Zloty fortgeführt werden konnten, lag nicht zuletzt an dem für die Denkmalspflege vorteilhaften Copernicusjahr 1973. Zu den auffälligsten Neuerungen gehörten der Umbau des Treppenhauses im Nordflügel und die Renovierung der Burgkapelle. Die Erneuerungsarbeiten erstreckten sich auch auf die Kreuzgänge, die Kellergeschosse und die Remter und Räume des Hauptgeschosses, die jetzt museal genutzt werden. Im Außenbereich wurden die Umfassungsmauern, die Mauern des Trockengrabens und die Fundamente des ehemaligen Mittelschlusses konservatorisch gesichert: An der Einfahrt zur Vorburg ist die zerstörte Bastei restauriert worden.

W. Th.